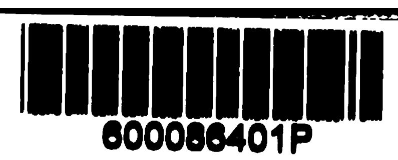
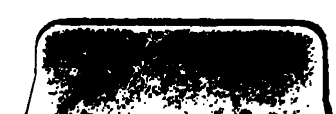


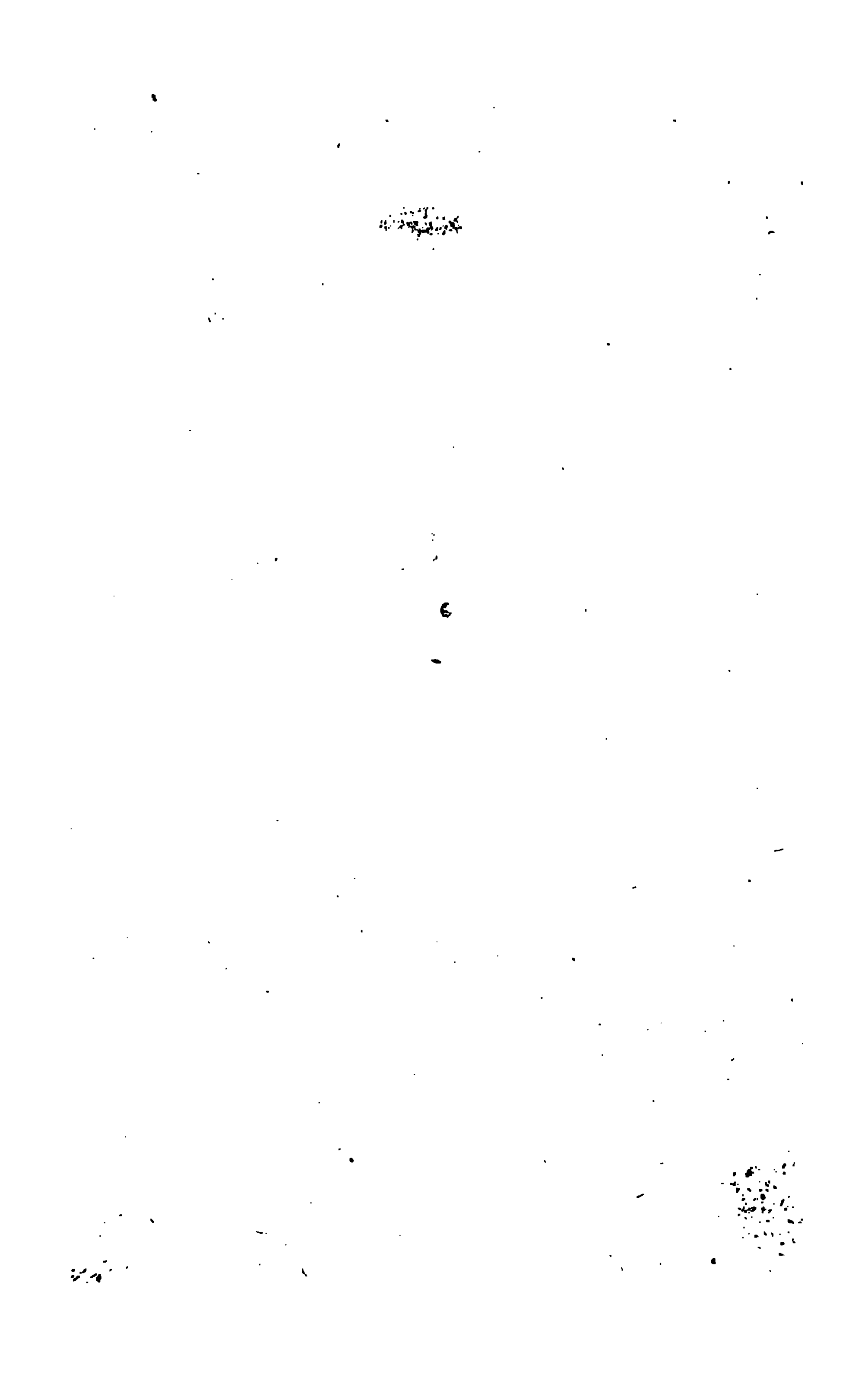

600086401P











Geschichte
der
Religion Jesu Christi.

Von
Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,
fortgesetzt
von
Friedrich v. Kerz.

Fortsetzung dreizehnter Band.

Mainz 1835,
bei Kirchheim, Schott & Thielmann.

Geschichte
der
Religion Jesu Christi.

Von
Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,
fortgesetzt
von
Friedrich v. Kerz.

Sechs und zwanzigster Band.

Mainz 1835,
bei Kirchheim, Schott & Thielmann.

Wiesbaden, gedruckt bei Ludwig Riedel.

Des zweiten Zeitlaufes dreiundzwanzigster Zeitraum.

Von dem Tode Carls des Großen 814, bis zu dem Frieden von Verdün, oder der Entstehung eines eigenen, selbstständigen deutschen Reiches 843 *).

I.

1. Von Außen geehrt und gefürchtet, in seinem Innern beruhigt und durch zeitgemäße Ge- Einleitung.

*) Die Quellen sind: Eginhards noch bis auf das Jahr 829 fortlaufende Annalen. **Theganus, de vita Ludov. pii. Astronomus, Vita et actus Lud. pii Imper.** Astronomus ist nicht der wahre Namen des Verfassers; man weiß nicht, wie derselbe hieß; da er aber in seiner Vorrede sagt, daß er gleich in dem zweiten Jahre nach Ludwigs des Frommen Regierungsantritt an den Hof berufen worden, und unter den nächsten Umgebungen dieses Kaisers als Hofastronom gelebt habe; so wird er gewöhnlich auch unter dieser Benennung bezeichnet. Ferner **Nithardus de dissens. fil. Lud. pii.** Endlich die Chroniken verschiedener Klöster, als: die **Annales Francorum Fuldenses, Bertiniani, Metenses et Egolismenses.** — Von neuern Schriften müssen vorzüglich zu Rathe gezogen werden: Die italiänischen Annalen von Muratori, und besonders des-

setze fest geordnet *) war das ungeheure Reich, das Carls Nachfolger aus den Händen seines sterbenden Vaters empfing. Von dem baltischen Meere erstreckte es sich jetzt bis nächst an die Mündung der Tiber, und von der untern Donau bis an die Ufer des Ebro. — Nach vierzigjährigen, beinahe ununterbrochenen Kriegen bedurfte die fränkische Nation nun freilich der Ruhe; aber noch unfähig, die süßen Früchte des Friedens zu genießen, blieb der Krieg für sie immer noch ein nicht minder großes Bedürfniß; und dieses von Zeit zu Zeit zu befriedigen, boten ihrem Beherrscher die Normänner und

sen Antiq. medii aevi. Weniger befriedigend für diese Periode ist die Histoire de France par l'Abbé Velly, wie jene vom P. Daniel; und noch minderen Gewinn gewährt die Histoire des Français par Simonde de Sismondi; aber desto wichtiger und fruchtbarer dafür sind die Observations sur l'histoire de la France par Mably. — Von den Deutschen sind vorzüglich zu erwähnen: Schmidt's Geschichte der Deutschen. Luden's Geschichte des deutschen Volkes. Desing Deutschlands untersuchte Reichsgeschichte. Ein zwar wenig bekanntes, aber treffliches, und besonders in Beziehung auf die zwischen den Päbsten und fränkischen Kaisern bestandenen Verhältnisse sehr belehrendes Werk. Schlosser's Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung. — Es versteht sich von selbst, daß wir in dieser Note nicht die Gesammtliteratur der Geschichte dieser Periode angeben, sondern blos jene Quellenschriften erster und zweiter Art anzeigen wollten, mit denen wir bei der Bearbeitung des gegenwärtigen Zeitlaufes der fränkischen Geschichte uns unter andern selbst vorzugsweise beschäftigten.

*) Der sprechendste Beweis davon ist, daß in den ersten Paar Jahren von Ludwig's Regierung der riesenmäßige Staatskörper sich in gewohnter Weise so ruhig fortbewegte, daß man in dem ganzen Reiche keine andere Veränderung, als blos jene des Namens seines Beherrschers zu bemerken glaubte.

slavischen Nationen, gleich wild, tapfer und Freiheit liebend, wahrhaft mehr als eine gegründete Veranlassung dar. Ein Nachfolger, würdig des großen Carls, konnte also, indem er die Thätigkeit der Nation bald auf dem Schauplatze des Krieges beschäftigte, bald wieder auf andere Gegenstände lenkte, und so die allmählige Entwickelung der weisen Institutionen seines großen Vorfahrers unmerksam beförderte, eben so glorreich, als segenvoll für seine Völker herrschen. Aber leider ruhete nicht auf dem Sohne des Vaters großer Geist, und nur zu bald unterlag derselbe einer Bürde, die nicht die Schultern eines gewöhnlichen Menschen, sondern nur jene eines Heros von Weisheit und Kraft zu ertragen vermochten. Mit den schönsten Anlagen hatte die Natur zwar Ludwigen geschmückt; aber Anlagen sind bei weitem noch keine ausgebildeten Fertigkeiten; und eine übel verstandene, und wie es scheint, nicht tief genug in den Geist der Religion Jesu eindringende Frömmigkeit gab Ludwigs Charakter, wie seiner ganzen Denk- und Handlungsweise, eine durchaus falsche Richtung. Hätte Ludwig, dessen äußere Wohlgestalt ihn schon seinem Volke zu einem Gegenstand der Liebe und Verehrung machte, in ruhigern Zeiten und über ein Reich von mäßigem Umfange geherrscht, das aber, das conservative Prinzip seiner Existenz schon in sich selbst enthaltend, nicht mehr der nachhelfenden Hand seines Gründers bedurfte, so würde er sicher ein anderer Titus auf dem Thron, der Segen seines Volkes, und eine Zierde der Kirche gewesen seyn. Er hatte einen natürlichen, und dabei wissenschaftlich gebildeten Verstand, ein sanftes Herz, die reinsten Gesinnungen, den besten Willen. Er war wahrhaft gottesfürchtig, züchtig und in allem mäßig, kein Freund geräuschvoller Vergnügungen und eiteln Prunkes; sein

Gemüth war ohne Falsch und Trug, er selbst im höchsten Grade freigebig, und nichts weniger, als herrisch und stolz. Als er die Regierung antrat, hatte er sein vierunddreißigstes Jahr zurückgelegt, und befand sich also gerade in jenem glücklichen Alter, wo die Annehmlichkeiten eines gebildeten Verstandes und die Reitze körperlicher Wohlgestalt noch die Blüthe und das Interesse der Jugend besitzen. Aber alle diese herrlichen Eigenschaften des Geistes wie des Herzens waren auf die seltsamste Weise auch mit allen ihnen entgegengesetzten Mängeln und Fehlern gemischt. Ludwig's Milde und Sanftmuth entarteten nur zu oft in offenbare Schwäche; sein von Natur aus treues Herz blieb nicht immer falschem Argwohne verschlossen; eine gewisse Trägheit und ängstliche Arbeitsscheue versteckten sich eben so oft hinter der Larve der Demuth und Andacht, und obgleich er stets das Beste wollte, gebrach es diesem Willen doch gewöhnlich an Festigkeit und Kraft. Noch nie wurden vielleicht so viele trefflichen Gesetze gegeben, so viele heilsamen Verordnungen gemacht, als unter ihm und durch ihn, und nie wurden dieselben doch weniger beachtet und befolgt, als ebenfalls unter seiner Regierung. Eben so selten ward auch seine Freigebigkeit von Weisheit und Einsicht geleitet. Gerade die Unwürdigsten überhäufte er oft mit Wohlthaten, und indem er mit verschwenderischem Leichtsinn die einträglichsten seiner Domainen verschenkte, untergrub er dadurch die Grundvesten der Macht seines eigenen Hauses. Selbst seine Frömmigkeit trug nicht immer das ächte Gepräg gottgefälliger Einfalt, und in ihr täuschendes Gewand hüllten sich nur zu oft die ihm eigenen Charakterfehler. So z. B. war es nicht ächte Frömmigkeit, sondern nur träge Unlust zu Regierungsgeschäften, welche den Arbeiten seines hohen Berufes

oft so viele kostbare Stunden entzog, die er freilich alsdann lange anhaltendem Gebete und frommen Betrachtungen widmete. Eben so war es nicht jene ächte Barmherzigkeit, welche das Evangelium predigt, sondern blos Ludwig's in Schwäche übergegangene Milde, vielleicht selbst nur Furchtsamkeit, die, ohne Rücksicht auf das Wohl seiner Völker, sich da erbarmend erwies, wo strenge Gerechtigkeit unerbittlich ein Opfer verlangte, und die Ruhe und Sicherheit des Staats die abschreckende Bestrafung der Verbrecher gebieterisch erforderten. Diese übel verstandene Frömmigkeit vermochte ihn sogar einigemal zu erniedrigenden Selbstbekenntnissen, die, in dem geheimen Tribunal der Beichte zwar an ihrem rechten Orte, auf öffentlichen Reichsversammlungen nur seinen vielen geheimen Feinden wieder neue, und noch schärfere Waffen gegen ihn in die Hände gaben; und wenn dann die Flamme des Aufruhrs in den entferntern Provinzen loderte, und Ehrgeiz, Stolz und Habsucht der Großen das Reich verwirrten, und alle organischen Triebwerke des Staates lähmten, saß Ludwig ruhig in seinem Palaste in Aachen, sang Psalmen, entwarf Klosterregeln, und beschäftigte sich Tag und Nacht mit kirchlichen Einrichtungen *).

*) Wir hoffen nicht, daß man uns hier so sehr mißverstehen werde, als wollten wir sagen, anhaltendes Gebet, christliche Betrachtungen und thätige Theilnahme an dem Wohle der Kirche geziemten nicht den Mächtigen und Großen dieser Erde. Dafür sey Gott! Aber alles hat auch seine Zeit und sein Maß. Es heißt ora et labora; und wenn Gott, besonders in verhängnißvollen Zeiten, den Monarchen und Fürsten, wie deren Ministern und Feldherren so viele und so schwere Arbeiten auferlegte, daß ihnen zum Verbalgebet nur äußerst wenig oder gar keine Zeit übrig

bliebe, so dürften sie dennoch, um diesem obzuliegen, der Erfüllung der im Kreise ihres Berufes liegenden Pflichten auch nicht eine Minute entziehen. Aber um so dringender und wichtiger wird es alsdann für sie, während der Vollbringung ihres schweren Tagwerkes ihr Herz öfters auf einen Augenblick zu Gott zu erheben. Dies vermag man unter allen nur gedenkbaren Verhältnissen, unter den gehäuftesten Geschäften des Cabinets, wie im Gewühle des geräuschvollsten Hoflebens, oder mitten im Tumulte und Gewirr eines Feldlagers. Wer überhaupt — und dies ist vom Höchsten bis zum Niedrigsten jedes Christen Pflicht — in allen seinen Arbeiten stets den Blick auf Gott gerichtet hat, nur Ihn als den einzigen und höchsten Zweck seines irdischen Daseyns erkennt, mithin alles von Gott herleitet, und wieder auf Gott zurückführt *), dessen ganzes Leben ist oh-

*) Hierin liegt auch schon die ganz einfache, jedoch, trotz aller gemachten Experimente, bis jetzt noch nicht gefundene Auflösung des Problems von dem möglichst-best-geordneten Staate. Dieser findet nur da Statt, wo jeder auf der Stelle, auf die er gesetzt, und mit dem ihm angewiesenen, engern oder weitern, höhern oder niederern Wirkungskreise vollkommen zufrieden ist. Diese Zufriedenheit kann aber nur dann erzeugt werden, wenn ebenfalls ein jeder über den eigentlichen, höchsten Zweck seines Lebens, wie über die Mittel, diesen Zweck auf dem ihm angewiesenen Posten zu erreichen, überzeugend belehrt ist. Darin besteht die einzige wahre Aufklärung, die jeder Volksklasse werden kann, und eigentlich auch werden sollte. Aber eben diese, über die wichtigsten Momente des häuslichen, wie bürgerlichen Lebens, die wichtigsten Aufschlüsse gebende Aufklärung kann nur die Religion verbreiten, weil nur sie jedem Menschen die Welt, deren Formen und Erscheinungen, so wie des Menschen eigene Beziehungen zu derselben, in dem einzig wahren und richtigen, dem Verstande eben so sehr genügenden, als das Herz befriedigenden

nehin schon ein ununterbrochenes Opfer, wie all sein Mühen und Arbeiten ein ununterbrochenes Gebet. Wer in dieser, hier auf Erden schon so sehr beseligenden Gemüthsstimmung sich befindet, dem wird, wie viele und wie mancherlei Art der Arbeit auch die Vorsehung ihm auferlegt haben mag, dennoch Gott von Zeit zu Zeit wieder Tage, ja ganze Wochen schenken, wo er entweder, gleich dem Jünger, den Christus lieb hatte, ganze Stunden an dem Busen Jesu ruhen, oder mit Lazarus frommer Schwester zu den Füßen seines Erlösers aus dessen holdseligem Munde Worte des ewigen Lebens vernehmen kann. — — Züge einer schiefen, falsch verstandenen Frömmigkeit können nur gar zu leicht das erhabene Bild des wahrhaft frommen Christen in eine den Feinden des Christenthums nur neue Veranlassung zum Spott gebende Carricatur verwandeln. Dafür müssen also jene, welche der Allmacht Arm so hoch gestellt, daß die Blicke einer halben Welt auf sie gerichtet sind, sich eben so sehr hüten, als vor einer, freilich ungleich verderblichern, öffentlich zur Schau gestellten Irreligiosität. Uebrigens fühlen wir sehr wohl, daß jetzt, wo überhaupt von Frömmigkeit wenig oder gar keine Sprache mehr seyn kann, nun auch von einer übelverstandenen Frömmigkeit des Redens nicht viel mehr nöthig seyn möchte.

Lichte des Evangeliums erschauen und ergreifen läßt. Freilich muß alsdann Religion nicht, gleich jeder andern Wissenschaft, eine bloße Lehre, sondern eine in alle Lebensverhältnisse übergegangene Thatsache seyn. Hieraus geht nun ganz klar hervor, daß der möglichst-best-geordnete Staat derjenige ist, welcher seine festeste und breiteste Basis in der Religion hat. Wie wenig würde man in einem solchen Staate von jenen politischen Umtrieben, Revolutionsversuchen, und eben so verderblichen als luftigen Staatstheorien hören, welche zu zügeln oder zu unterdrücken es bis jetzt allen Congressen selbst der mächtigsten Monarchen noch nicht völlig gelungen ist.

2. Gegen die Kirchen war Ludwig nicht minder freigebig, als sein Vater, nur wollte er, daß die Geistlichkeit auch einen höhern Charakter der Heiligkeit annähme. Hierin ist er nun gewiß nicht zu tadeln; nur waren leider wieder die Mittel, durch die er dieses bewirken wollte, nicht mit Klugheit gewählt. Auch sein Vater Carl trauerte oft über die damals bei dem hohen wie niedern Clerus so sehr gesunkene Kirchenzucht; aber der große Monarch sah auch wohl ein, daß, wenn Verbesserungen in der Kirche müßten gemacht werden, diese durchaus nicht anders, als nur durch die Kirche selbst dürften und könnten herbeigeführt werden. Alles wollte demnach Carl blos durch Rom und die Bischöfe geschehen lassen, und nur eine mahnende, gleichsam mit jenen sich berathende Stimme ließ er von Zeit zu Zeit hören. Ludwig im Gegentheil, von vermeintlich frommem Eifer hingerissen, wollte selbst und auf einmal das Antlitz der Kirche erneuen, und ahnete nicht, daß allzu rasches Einschreiten, besonders in kirchlichen Angelegenheiten, gewöhnlich nur die Grundlage neuer, und oft noch größerer Uebel wird. Unstreitig war es dem Geiste des Evangeliums nicht angemessen, daß die Bischöfe und Aebte goldene und silberne Spangen, kostbare Ringe, Armbänder und Gürtel, Sporen und prächtige Wehrgehenke, ja sogar vergoldete Dolche trugen. Aber solche fleischlich gesinnten Prälaten dieses eiteln, blos ihren Weltsinn kundgebenden Schmucks zu entwöhnen, war offenbar nicht die Sache des Kaisers, sondern der Concilien, oder des Oberhauptes der Kirche. Durch sein Capitular, wodurch er den hohen Clerus zwang, in einem anständigern, seinem Stande mehr entsprechenden Aufzug zu erscheinen, machte sich also Ludwig nur eine Menge geheimer, in jenen Zeiten schon sehr einflußreicher Feinde, und

da er ohnehin bei Vergebung der Pfründen blos dem Zuge seines ungemein gutmüthigen, aber eben daher nur desto leichter zu täuschenden Herzens folgte, mithin größtentheils Männer, die nichts weniger als in dem Geruche der Heiligkeit standen, wie z. B. den durch schwarzen Undank gegen seinen Wohlthäter bekannten Erzbischof Ebbo von Rheims, zu den höchsten Würden der Kirche beförderte, so erntete er auch am Ende für alle, an solche und ähnliche Prälaten verschwendete Wohlthaten nur Undank und schändlichen Verrath. Kurz, Ludwig war nicht zum Herrschen geboren, am wenigsten über ein Reich von solchem Umfange, und in Zeiten, die noch nicht der sanftern Stimme der Gesetze, sondern blos der Macht und dem Zügel einer eisernen Faust zu folgen gewohnt waren, und da er noch überdies, ohne die Gewalt der Dinge und Umstände mit seiner eigenen Kraft zu vergleichen, dennoch die Regierungsmethode seines großen Vaters, selbst in ihren kühnsten und gewagtesten Parthien, buchstäblich befolgen wollte; so stürzte er dadurch nicht nur das Reich in alle Gräuel einer die Grundpfeiler desselben untergrabenden anarchischen Verwirrung, sondern ward auch selbst der Schöpfer aller jener namenlosen Leiden, die sein männliches, wie Greisenalter danieder beugten, aus ihm eine wahre Jammergestalt eines Monarchen machten, der am Ende sein ganzes Ansehen, wie seine ganze precäre Macht, blos von dem Mitleiden seiner Vasallen und eigenen Unterthanen gleichsam erbetteln mußte *).

---

*) Offenbar war nicht das Herrschen, sondern heiliger Anachoreten völlige Entsagung der Welt und ihrer Herrlichkeit, Ludwig's höherer Beruf. Angezogen von dem Beispiel Carlomanns, seines Großoheims, und von derselben Gesinnung christlicher Weltüberwindung beseelt, hatte er auch wirklich, als er kaum

zum Jüngling gereift war, den Wunsch geäussert, die Welt zu verlassen, um in der Einsamkeit eines Klosters sich ungestört dem Heiligen zuzuwenden, ganz und ungetheilt seinem Gotte sich zu weihen. Carl, Ludwig's Vater, sich blos mit Fleisch und Blut berathend, hinderte ihn, dem geheimen Rufe höherer Gnade zu folgen. Ludwig blieb also in der Welt, ward selbst gegen alle Erwartung, weil der jüngste unter seinen Brüdern, Beherrscher der fränkischen Gesammtmonarchie, aber nun — welches stets die Folgen eines verfehlten höhern Berufes seyn werden — auch der Schöpfer unabsehbaren, eigenen wie fremden Elendes. Wenn es Vermessenheit ist, die geheimen Rathschlüsse Gottes durchschauen zu wollen; so ist es doch gewiß erlaubt, den hie und da uns sichtbar werdenden Spuren göttlicher Weisheit und Vorsehung in demüthigem und bescheidenem Urtheile zu folgen. Hätte Carl das Opfer seines jüngsten Sohnes Ludwig, das Gott von ihm forderte, mit bereitwilliger, Gottes Führung anbetender Folgsamkeit gebracht, dann würde vielleicht der Tod ihm nicht vor der Zeit seine beiden ältern, zum Herrschen ungleich fähigeren und kräftigeren Söhne Carl und Pipin entrissen haben. Wie ganz anders hätten sich dann, nicht blos in dem römisch-fränkischen Reiche, sondern in dem ganzen Abendlande alle Dinge gestaltet! für Ludwig selbst, welche überirdische Glorie, und für die Allgewalt des Christenthums, welcher herrliche Triumph: ein Kaisersohn, der einer Krone entsagt, und den Purpur gegen ein demüthiges Mönchsgewand vertauscht; wie erbauend und herzerhebend schon der Anblick eines solchen Heiligen; wie belehrend und ergreifend alle seine Worte, und wie hinreißend sein Beispiel! Seit einem Jahrtausend stünde Ludwig's Bildsäule auf unsern Altären, ein Gegenstand der Verehrung aller christlichen Völker. In der strahlenden Reihe heiliger, von Gott mit der Siegespalme geschmückter Bekenner, hätte sein Name durch die Nacht aller Jahrhunderte geschimmert, und eben so lange die über den ganzen Erdkreis verbreitete Kirche jedes Jahr sein Andenken gefeiert; während jetzt die Geschichte, wahr und un-

3. Gleich den Anfang von Ludwig's Regierung bezeichneten Unverstand und völliger Mangel an königlichem Takt. Er hielt gerade einen Reichstag in Aquitanien, als er die Nachricht von dem Tode seines Vaters erhielt. Schnell wurden jetzt alle Reichstagesangelegenheiten beendiget, und schon am fünften Tage nach der erhaltenen Botschaft brach Ludwig mit den vertrautesten seiner Räthe, und einer in aller Eile zusammengerafften Schaar Aquitanier nach Aachen auf. Aber keine kühnen, einem jungen, feurigen Monarchen allenfalls geziemenden Entwürfe, sondern blos ängstliche, nur kleinlichen Seelen eigene Besorgnisse wegen der Treue der einsichtsvollsten Diener und Freunde seines verstorbenen Vaters, besonders des Grafen Wala und dessen Bruders Adelhard, waren auf dieser Reise Ludwig's einzige und stete Begleiter. Dieser ungegründeten Sorge ward er jedoch bald enthoben; denn Wala und Adelhard, und ihrem Beispiele folgend alle in Aachen anwesenden Großen, wie auch die aus den umliegenden Gauen, kamen Ludwig auf halbem Wege entgegen, huldigten ihm, und begrüßten ihren neuen Herrn und Kaiser. Dieser drückenden Last enthoben, und wieder freier athmend, betrat nun Ludwig die neue Herrscherbahn; aber leider bestand die erste seiner Regentenhandlungen darin, daß er das Andenken seines ehrwürdigen, großen Vaters öffentlich schmähete, die Ehre seiner Schwestern in den Augen aller Völker befleckte, und dann ebenfalls die von ihm über sein eigenes Haus gehäufte Schmach mit allen Gliedern desselben theilte. Die ganz zwanglose, vielleicht auch

---

bestechbar, Ludwig's Namen und Andenken nichts als blos noch ein höchst zweideutiges, unfruchtbares Mitleiden zu schenken vermag.

etwas zu freie Lebensweise der Töchter Carls hatte nämlich Ludwig's frommen Eifer längst schon entflammt. Ohne alle Rücksicht auf die Forderungen des Zeitgemäßen und Anständigen, sandte er also jetzt die beiden Grafen Werner und Wala mit dem Befehle nach Aachen voraus, die Prinzessinnen, jede in ihrem Gemach, genau bewachen, die wirklichen oder angeblichen Verehrer derselben aber sogleich verhaften zu lassen. Ueber diese Letztern wollte er nach seiner Ankunft in Aachen selbst Gericht halten. Dieser an sich schon ungemeines Aufsehen erregende Befehl führte durch die Art seiner Ausführung zu noch größerm Scandal. Gegen Grafen Heduin, ebenfalls eines unerlaubten Umganges mit einer Prinzessin angeklagt oder verdächtigt, nährte Graf Werner seit langer Zeit einen gewissen Groll, dem er bei der Verhaftung des Erstern jetzt freien Lauf ließ. Unter entehrenden Reden, und mit der stolzen Mine eines jetzt triumphirenden schonungslosen Feindes, kündigte er ihm also jetzt den von dem Kaiser erhaltenen Befehl an. Aber Heduins Ehrgefühl konnte keine Beleidigung dieser Art dulden; er zog also sein Schwert, und vertheidigte sich gegen die, welche ihn verhaften wollten. Es kam zu einem förmlichen Gefecht. Heduin erschlug den Werner, verwundete dessen Neffen Lantbart gefährlich am Schenkel, fiel aber endlich selbst, jedoch mit dem Schwert in der Hand, und von der Ueberzahl seiner Gegner überwältigt. Dieses Ereigniß erbitterte Ludwig nur noch mehr gegen die übrigen, welche mit Heduin in gleicher Schuld sich befanden. Einem davon, Namens Julius, wurden die Augen ausgestochen, die andern auf immer vom Hofe verbannt. Seinen Schwestern ließ er zwar das Vermächtniß ihres Vaters ungeschmälert zustellen, zwang sie aber, den Palast, und zwar nicht ohne Schmach, zu ver-

lassen, und sich unverzüglich in die ihnen angewiesenen Klöster zu begeben. Auch Ludwig's Nichten, des verstorbenen Königs Pipin fünf Töchtern, welche Carl mit seinen eigenen hatte erziehen lassen, ward gleiches Loos zu Theil; auch sie mußten sammt ihren Dienerinnen nach verschiedenen Klöstern in Italien wandern.

4. Schon dieses würde- und schonungslose Verfahren gegen seine Familie erzeugte bei allen Verständigen, am Hofe wie in den Provinzen, keinen sehr großen Begriff von Ludwig's Weisheit; aber noch tiefer sank er in ihrer Meinung, als er die erfahrensten und einsichtsvollsten Diener seines Vaters auf eine eben so schmachvolle als unverdiente Weise von sich entfernte, und ihrer Dienste entließ. Nichts beweißt Ludwig's geistige Beschränktheit so sehr, als daß er sich einbildete, das ungeheure, aus so mancherlei an Charakter und Nationalität völlig verschiedenen Völkern zusammengesetzte fränkische Reich eben so regieren zu können, wie er bisher das kleine Aquitanien regiert hatte, und zwar zu einer Zeit, wo seines Vaters Ruhm und gefürchteter Name ihn und seinen kleinen Thron schützend umgaben. — Walas und Adelhards zuvorkommende Huldigung hatte in Ludwig's Brust den Argwohn nicht getilget, den einige seiner aquitanischen Räthe, die durch das Verdienst jener großen Männer sich verdunkelt sahen, ihm eingeflößt hatten. Beide ausgezeichnete Staatsmänner wurden jetzt plötzlich vom Hofe und den Geschäften entfernt. Adelhard, Abt von Corbie, und dessen jüngerer Bruder, Bernarius, wurden, der erstere in ein Kloster auf der Insel Noirmoutier, der andere auf die Insel Lorins verbannt. Das härteste Loos traf den Grafen Wala. Er ward gezwungen, seiner Gemahlin zu entsagen,

ein Mönchsgewand anzulegen; und die Leitung der Abtei von Corbie zu übernehmen. Adelhards und Walas Schwester Guntrade, bisher im Dienste der kaiserlichen Prinzessinnen, war mit diesen schon einige Wochen früher in ein italienisches Kloster gesteckt worden. Mit Adelhard und Wala fielen zugleich noch mehrere andere, jedoch minder bedeutende Männer. Diese unverdiente Behandlung zweier Staatsdiener, welche Carl der Große so viele Jahre mit seinem ganzen Zutrauen und seiner Freundschaft beehrt hatte, gab nun schon einen so ziemlich richtigen Maßstab seines Verstandes, wie seines Charakters; und Viele hielten seine bisher so sehr gepriesene Güte und Milde blos für Feigheit und Schwäche, indem er ja, sobald seine vermeinte persönliche Sicherheit in das Spiel kam, auch hart, schonungslos und ungerecht seyn könnte.

5. Da Ludwig durch Wala's und Adelhard's Entfernung es ganz unumwunden zu erkennen gegeben, daß er auch ohne diejenigen regieren könne, deren Hülfe sein großer Vater nothwendig zu haben geglaubt hatte; so war man jetzt um so mehr darauf gespannt, welchen Händen er vorzüglich die Leitung der Geschäfte überlassen würde. Ludwig's Wahl war bald getroffen; sie fiel auf Fredegis, Alcuins gelehrten Schüler, und den heiligen Benedikt von Anian. Der Eine war ein speculativer, mit dem ganzen Reichthume metaphysischer Spitzfindigkeiten gefüllter Kopf, der Andere ein in göttliche Betrachtungen versunkener Heiliger, den, weil einem höhern Berufe folgend, die Welt, der er längst entsagt hatte, wahrhaft anekelte, der mehr dem Himmel als der Erde angehörte, und blos, weil Ludwig's dringende Bitten und Befehle ihm gleichsam Zwang anthaten, sich endlich entschließen konnte, die seinem

Herzen so theure klösterliche Abgeschiedenheit gegen das bunte Gewühl eines Hoflagers zu vertauschen. Welche treffliche Ministerwahl! *) Indessen ging in den ersten Jahren doch alles seinen gewöhnlichen Gang, und Ludwig's Thron umgaben noch immer seines großen Vorfahrers Glanz und Ansehen.

6. Noch in demselben Jahre berief Ludwig eine Reichsversammlung nach Aachen. Zum letzten-

*) Ludwig's so eben erwähnter Minister Fredegis war ein Schüler des berühmten Alcuin. Er verfaßte mehrere Schriften, wovon verschiedene, die man in den Miscellaneen des Baluzius findet, auf uns gekommen sind. Aber umsonst würde man darin einige Ideen eines mit der Administration des grösten Reiches beauftragten Staatsmannes suchen. Alle sind blos voll metaphysischer Spielereien mit Worten und Begriffen. In einer z. B., die die Aufschrift führt: de Nihilo et Tenebris, beweißt er mit einem nicht kleinen Aufwande von Gelehrsamkeit, daß Nichts dennoch Etwas, und die Finsterniß eine Substanz sey, übrigens auch jedes Ding kein anderes Ding seyn könne, als das Ding, das es wirklich ist. Welch' ungeheure Gelehrsamkeit, und welcher Gewinn für die fränkische Gesammtmonarchie, einen solchen Minister zu haben! Nur ewig Schade, daß Fredegis hierüber mit Agobard (Algebaud), Erzbischof von Lyon, in einen heftigen, gelehrten Streit gerieth, der zwar nicht auf des Ministers Fredegis Metaphysik, wohl aber auf des Kaisers Staats- und Familienangelegenheiten den nachtheiligsten Einfluß hatte; indem dieser gelehrte Streit nicht wenig dazu beitrug, daß Agobard, aus Abneigung gegen Fredegis, sich nachher mit den Söhnen Ludwig's verband, und an den Beschlüssen der gegen den Kaiser zu Compiegne gehaltenen Synode den lebhaftesten Antheil nahm. Nichts hatte gefehlt, als daß Fredegis nicht auch ein Poet war, wenigstens hätte er, da dramatische Kunst und Dichtung den Franken damals noch unbekannt waren, doch einstweilen Anacreontische Lieder singen können.

male spiegelten sich auf diesem Reichstage des verstorbenen gekrönten Helden Größe und Macht. Die Gesandten Constantinopels erschienen auf demselben, um die mit Carl dem Großen geschlossenen Friedensverträge zu erneuern. Es erschienen auf demselben auch die Abgeordneten aller unterworfenen Völker aus allen Gauen und Gegenden, eben so mehrerer fremden Reiche und Fürsten, theils um Friede, Freundschaft und bestehende Verbindungen zu unterhalten, theils auch um Schutz und Hülfe zu erflehen. Selbst Bernhard's, des jungen Königs von Italien, Gegenwart verherrlichte diesen Tag. Obschon durch die harte und schnöde Behandlung Adelhards, seines und seines verstorbenen Vaters Freundes, tief verwundet, war dennoch der edle, junge Fürst, zum größten Vergnügen seines mißtrauischen Oheims, mit glänzendem und zahlreichem Gefolge nach Aachen gekommen, und erkannte dadurch seines Oheims, des Kaisers, Oberhoheit über Italien an. Des Neffen Bereitwilligkeit, seines Oheims Einladung zu folgen, hätte aus dem Herzen des Letztern jeden Schatten des Mißtrauens verbannen müssen; aber dennoch blieb der Stachel, den feiger Argwohn in die Brust Ludwig's gedrückt hatte, in derselben zurück. Es hatte anfänglich das Ansehen, als wollte er seinen Neffen den Italiänern gar nicht mehr zurückgeben. Er behielt ihn sehr lange an seinem Hofe, und ließ ihn erst nach einem Jahre, als unvorgesehene Ereignisse des jungen Königs Gegenwart in Italien erheischten, obgleich reich beschenkt, in seine italiänischen Staaten wieder zurückkehren. — Auf demselben Reichstage wurden auch eine Menge trefflicher Gesetze in Beziehung auf schnelle und gerechte Justizpflege gemacht, und gleich nach Beendigung desselben mehrere kaiserliche Sendboten in alle Provinzen gesandt, um den Zustand derselben und

ie Verwaltungsmethode der Grafen und Zentgrafen
u untersuchen. Bei jeder Regierungsveränderung
nachten von jeher die Völker sich stets die größten
Erwartungen; denn von den Strahlen der neu auf-
gehenden Sonne hofft gewöhnlich jeder noch größere
Wärme und regsameres Leben. An Beschwerden
und nach Hülfe ausgestreckten Armen konnte es also
auch jetzt nicht fehlen, und in allen Provinzen ver-
nahmen die kaiserlichen Sendboten eine Menge Kla-
gen, theils über die Lasten des Heerbanns, theils
auch und vorzüglich über Bedrückung und gebeugtes
Recht. Manches davon war nicht ungegründet;
denn Carl der Große konnte nicht überall sich ver-
gegenwärtigen, nicht überall alles selbst hören und
sehen. Jede Ungerechtigkeit aus einem Lande zu
verbannen, jede Thräne zu trocknen, und jedes blu-
tende Herz zu heilen; dies vermag nur der Allmäch-
tige, nicht aber der nur mit einem bestimmten
Maße physischer und geistiger Kräfte ausgerüstete
zeitliche Monarch, wie fest auch sein Wille, und wie
rein und lauter nur immer seine Absichten seyn mö-
gen. Selbst die weiseste und durchdachteste Gesetzge-
bung vermag nicht immer solchen Uebeln zu steuern;
besonders wenn die Ungerechtigkeit, in gesetzliche For-
men gehüllt, den Schein der Gerechtigkeit annimmt,
und schlau genug ist, nie jene Grenzlinie zu über-
schreiten, jenseits der sie die Macht der Gesetze er-
greifen könnte. — Die einer ungerechten Verwal-
tung überführten Statthalter, Grafen und Zentgra-
fen befahl Ludwig nach Aachen zu führen, zwang
sie dann, ihren Raub herauszugeben, und den un-
gerecht erpreßten Mammon den Beraubten wieder zu-
rückzustellen. Aber statt die untreuen Diener, die
Volksbedrücker und Blutsauger, ihrer Stellen zu
entsetzen, nicht fernerhin mehr ihren räuberischen
Händen Freiheit und Eigenthum seiner Unterthanen

anzuvertrauen; bestätigte er sie sämmtlich in ihren Würden und Aemtern, schickte sie mit ungeschmälerter Gewalt in ihre Grafschaften zurück, gab ihnen höchstens eine sehr wohlgemeinte, fromme, und wahrscheinlich mit einigen Schrifttexten geschmückte Ermahnung mit auf den Weg, und hielt nun diese seine, mit der größten Ungerechtigkeit gegen seine Unterthanen verbundene Gemüthsschwäche für christliche oder gar evangelische Barmherzigkeit. Natürlich ward des Kaisers Milde von jenen Menschen bald wieder vergessen, nicht aber der ihnen entrissene Raub; sie wurden also Ludwig's geheime Feinde, und fanden, wie wir in der Folge sehen werden, nur zu bald Gelegenheit, ihrem Grolle gegen den Monarchen freien und ungestörten Lauf zu lassen.

7. Im folgenden Jahre ward, unter Anführung des Grafen Balderich, ein erfolgloser Zug gegen die Normänner unternommen; und obgleich normännische Abgesandten auf dem um dieselbe Zeit zu Paderborn gehaltenen Reichstage erschienen; so kam doch mit den schlauen Barbaren auch jetzt noch kein bleibender Vertrag zu Stande. Nach Theganus Bericht wurden auf demselben Reichstage wieder eine Menge trefflicher Verordnungen gemacht. Daran ist nun freilich nicht zu zweifeln; nur Schade, daß wir nirgend eine Spur finden, daß dieselben auch gehörig befolgt wurden. Aber ein ganz besonderer Trost, und eine große Freude war es jetzt für Ludwig, als er die Nachricht erhielt, daß der neu erwählte Pabst Stephan IV. ihn in Frankreich besuchen wolle. Sogleich erhielt König Bernhard den Befehl, mit einer auserwählten Schaar den heiligen Vater auf dieser Reise zu begleiten. Jenseits der italiänischen Grenze fand der Pabst schon fränkische Bischöfe, Herzoge und Grafen, welche ihn

im Namen ihres Herrn ehrwürdig begrüßten. Ludwig erwartete seinen hohen Gast in Rheims. Als der Pabst der Stadt sich nahete, jedoch noch einige Meilen entfernt war, kamen ihm, von Ludwig gesandt, der Erzkaplan nebst den Bischöfen Theodulph von Orleans, und Johannes von Arles, sammt ihrer ganzen Geistlichkeit in pontificalischer Kleidung entgegen. Auch Ludwig stieg jetzt zu Pferde. Eine gute Stunde vor Rheims trafen Er und der Pabst zusammen. Als sie sich erblickten, stiegen beide vom Pferde. Dreimal warf sich Ludwig mit ausgestrecktem Körper zu den Füßen des heiligen Vaters nieder *). Als Stephanus ihn nach dem drittenmale aufgehoben und auf die Stirne geküßt hatte, begrüßte ihn der Kaiser mit den Worten: „Gelobt sey der, der da kommt im Namen des Herrn.“ — Der Pabst erwiederte: „und gelobt sey der allmächtige Gott, der meinen Augen vergönnt hat, den zweiten König David zu sehen.“ Eine beiderseitige Umarmung schloß die feierliche Scene, und unter Hymnen und Psalmengesang, und dem Vortritte der sämmtlichen zahlreichen Geistlichkeit begaben sich Stephanus und Ludwig nach der Cathedralkirche von Rheims. — Eine Reihe glänzender Feste bezeichnete die folgenden Tage. Ludwig und Stephan bewirtheten sich gegenseitig auf das prächtigste. Aber auch jeden Tag hatten geheime, mehrere Stunden lang dauernde Unterredungen zwischen dem Pabst und dem Kaiser Statt. Pipins und Carls des Großen Schenkungsakten wurden auf das neue bestätiget, die päbstlichen Territorien hie und da noch erweitert, und die Ver-

*) — „et Princeps se prosternens omni corpore in terram tribus vicibus ante pedes Pontificis“. — Theg. de Gest. Lud. Pii; apud Du Chesne T. II. p. 178.

hältnisse der päbstlichen und kaiserlichen Macht, sowohl in Beziehung auf Rom, als auch auf das ganze päbstliche Gebiet, zum Vortheile des römischen Stuhles genauer und bestimmter bezeichnet. Kurz, der Pabst erhielt von Ludwig Alles, was er nur immer für das Wohl der Kirche und die Erhebung des römischen Stuhles von ihm zu fordern sich berechtigt glauben konnte *).

8. Aber der festlichste von allen Tagen war der erste nach der Ankunft des Pabstes eintretende Sonntag. Ludwig mochte wohl, obschon vielleicht nur dunkel fühlen, daß die Kaiserwürde nicht, gleich dem fränkischen Königthum, ein väterliches Erbe sey. Wahrscheinlich brachte der Pabst ihm hierüber deutlichere und geläutertere Begriffe bei, und für sein, an sich aufrichtig frommes, Wahrheit liebendes Herz war demnach nichts tröstender und erfreulicher, als daß der Pabst sich erbot, ihn nun wirklich zum Kaiser zu salben, und auf das neue feierlich zu krönen. Zu diesem Zwecke hatte Stephanus schon zwei kostbare, reich mit edeln Steinen besetzte, goldene Kronen mitgebracht. Die nöthigen Anstalten zur Krönungsfeier waren bald getroffen, und schon der nächste Sonntag, der fünfte Tag nach Stephanus Ankunft, dazu bestimmt. In der großen, prächtig geschmückten Cathedrale von Rheims hatte die feierliche Handlung Statt; sie begann mit einem römischen hohen Amte; aber gleich im Anfange desselben, nämlich unmittelbar nach dem Evangelium,

---

*) „Et quidquid ab Imperatore postulavit, ab eo accepit" sagt Agnellus, ein in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts blühender Schriftsteller in seiner Lebensbeschreibung der Erzbischöfe von Ravenna. (Muratori Script. Rer. Ital. P. I. Tom. II.)

wendete sich der Pabst, und trat vor die Mitte des Altars; diesem nahete sich jetzt Ludwig, und an seiner Seite auch Irmengarde, seine Gemahlin. Nach kurzem, salbungsvollem Gebete und vorhergegangener Einsegnung goß Stephanus auf Ludwig's Haupt das heilige Oel, setzte ihm die reich gezierte Kaiserkrone auf, und rief ihn mit lauter Stimme zum Kaiser aus, worauf die gesammte Geistlichkeit, der ganze hier zahlreich versammelte hohe Adel, und alles anwesende Volk Ludwig mit dem gewöhnlichen dreimaligen frohen Zurufe als wirklichen römischen Kaiser begrüßten. Eine etwas niedrigere, minder reich gezierte Krone setzte Stephanus auf Irmengardens Haupt, und erklärte Ludwig's Gemahlin nun ebenfalls zur römischen Kaiserin. Nach beendigtem Gottesdienste trennten sich der Pabst und das neu gekrönte Kaiserpaar; jener kehrte in die Abtei, dieser in seinen Palast zurück. Aber Stephanus gab an diesem Tage dem Kaiser und der Kaiserin ein festliches Mahl, nach welchem er ihnen die für sie mitgebrachten Geschenke überreichte. Diese Geschenke wurden durch Gegengeschenke erwiedert, deren Werth und Kostbarkeit, wie Nigellus *) versichert, alle Begriffe überstiegen. Für Beide war dieser Tag einer der frohesten ihres Lebens. Ludwig fühlte sich glücklich, seine Kaiserkrone nicht blos durch das Schwert seines Vaters, sondern jetzt selbst aus den geweihten Händen der Kirche erhalten zu haben;

*) Script. Rer. Ital. P. II. T. II. Ermoldus Nigellus war Abt zu Anian, und ein Zeitgenosse Ludwig's des Frommen, der ihn anfänglich nach Straßburg verbannte, jedoch ihm bald darauf, wegen seines schönen, Ludwig's Thaten in vier Büchern besingenden Gedichtes, nicht nur seine Freiheit wieder schenkte, sondern ihn auch ganz vorzüglich mit seinem Zutrauen beehrte, und bei verschiedenen Staatsgeschäften gebrauchte.

und mit nicht minderer Freudigkeit dankte auch Stephanus dem Allmächtigen für die immer höhere Erhebung, und den immer zunehmenden Glanz der von Jesu gegründeten Kirche, die nun auch in ihren äußern Verhältnissen gleich einer alle Völker erleuchtenden und erwärmenden Sonne am christlichen Horizont strahlte. Am zweiten Tage nach der Krönung nahm der Pabst von dem Kaiser Abschied, und kehrte unter der nämlichen ehrenvollen Begleitung, mit welcher er nach Rheims gekommen war, wieder nach Italien zurück. (816.)

9. Eine der Folgen der öftern geheimen Unterredungen des Pabstes mit dem Kaiser war nun auch höchst wahrscheinlich die Nationalsynode, welche Ludwig einige Monate nach der Abreise des Pabstes, gegen Ende Octobers, nach Aachen zusammenberief. Die Verhandlungen dieses Conciliums beschränkten sich blos auf Gegenstände kirchlicher Disciplin, vorzüglich auf das klösterliche Leben beiderlei Geschlechts, wie auch der regulären Chorherren, ja selbst des höheren Clerus *). Auf dieser Versammlung gestand

*) Ludwig hatte vorher Abgeordnete in alle Theile seines Reiches geschickt, welche nicht nur die Aufführung und den Wandel der Mönche und Klosterfrauen, sondern auch der Bischöfe und Weltgeistlichen erforschen, und ihm das Gute, wie das Fehlerhafte, welches sie bemerken würden, berichten sollten. — Eine Folge der auf dieser Synode gemachten Verordnungen war es, daß die Domkapitel, welche bisher nur bei einigen Kirchen sich vorfanden, nun bei allen Hauptkirchen, nicht nur in Frankreich und Deutschland, sondern auch in Italien eingeführt wurden. Von den Mönchen unterschieden sich die Domherren blos durch die Kleidung, und das Recht, ihre Erbgüter beibehalten, und über dieselben testamentarische Verfügungen treffen zu dürfen; auch gab man ihrem Vorstande

udwig der Geistlichkeit wie den Klöstern mehrere
reiheiten zu. Carl der Große hatte schon Bischöfe
nd Aebte von persönlichem Kriegsdienste, nicht
ber von Sendung, Bewaffnung und Ernährung
hrer zum Heerbanne zu stellenden Leute frei gespro-
jen. Dieser Immunität gab Ludwig eine noch
rößere Ausdehnung. Er theilte sämmtliche Klöster
nd Abteien seines Reiches in drei Klassen. Die
er ersten Klasse, vierzehn an der Zahl, wo-
on vier diesseits des Rheins gelegen, sollten auch
rnerhin die gewöhnlichen Geschenke an den kaiser-
chen Schatz geben, und vom Kriegsdienste, das
eißt, von Stellung ihrer Leute zum Heerbanne,
icht befreit seyn. Jene der zweiten Klasse,
vozu sechszehn gehörten, darunter zwölf in dem ei-
entlichen Deutschland gelegen, sollten zwar die üb-
chen Geschenke geben, aber von Stellung eines Con-
ngents zum Heere befreit seyn, und die von der
ritten Klasse endlich, deren man achtzehn zählte,
vorunter sieben in Deutschland lagen, sollten weder
Geschenke geben, noch ein Contingent stellen, son-
ern, gleich den sechs und dreißig in Aquitanien ge-
genen Klöstern, blos die Verbindlichkeit haben,
naufhörlich für das Wohl des Kaisers und seiner
amilie, so wie für die Erhaltung des Reiches zu
eten. Auf diesem Concilium machte Ludwig auch
och eine andere, für die Geistlichkeit höchst heilsame

nicht den Titel Abt, sondern Prior. Uebrigens lebten
sie wie die Mönche, hatten gemeinsame klösterliche
Wohnung, gemeinsamen Tisch, und waren verbunden,
nicht nur bei Tag, sondern auch des Nachts in den
Chor zu gehen. Nur das Fasten war etwas weni-
ger streng, als in den Mönchsklöstern, die jetzt sämmt-
lich in dem ganzen fränkischen Reiche die Regel des
heiligen Benedikts von Monte Cassino annehmen
mußten.

Verordnung, die aber unter den Großen nichts weniger als allgemeinen Beifall fand. Der größte Theil der fränkischen Geistlichen gehörte dem dienstbaren Stande an; sie waren aus der Klasse der Leibeigenen, Knechte, Hörigen, Litten, Untervasallen rc. rc. Bei ihren Herren mußten nun diese Unfreien, wenn sie in den geistlichen Stand traten, sich mit Geld von ihrer Dienstbarkeit lösen, oder, wenn sie ohne dieses Mittel von ihren Herren die Erlaubniß zum Eintritt in den geistlichen Stand erhielten, sich verpflichten, jedes Jahr zu gewissen Zeiten eine nicht unbedeutende Abgabe an dieselben zu entrichten. Mit Recht glaubte der Kaiser, daß mit kirchlichen und priesterlichen Würden ein Stand der Knechtschaft durchaus unverträglich sey. Er machte demnach die Verordnung, daß in Zukunft jeder Unfreie, der, mit Tugend und Wissenschaft geschmückt, sich dem Dienste des Altars weihen wollte, ohne weiteres und unentgeldlich aus der Dienstbarkeit entlassen werden sollte. Diese Verordnung erregte ungemeine Freude unter der Geistlichkeit und in den Klöstern; aber nicht so bei den übrigen Ständen der Nation, besonders bei den weltlichen Herren. Einige klagten über den Verlust an Leuten für den Kriegsdienst, der alsdann nur desto drückender auf die übrigen fallen müßte; wieder Andere, und die vielleicht den größten Theil ausmachten, murrten blos über den Verlust ihres, bisher von solchen Unfreien gezogenen, schnöden Gewinnes. So mancherlei Stoff des Mißvergnügens sich nun auch schon gehäuft hatte; so wagte man doch jetzt noch nicht, seine Unzufriedenheit laut werden zu lassen, und die ersten drei Jahre von Ludwig's Regierung gingen ruhig und friedlich vorüber; denn der weiter oben schon erwähnte fruchtlose Heereszug gegen die Normänner, und ein schnell gedämpfter Aufstand der sorbischen Slaven an der

Elbe; und der Basken jenseits der Pyrenäen verdienen kaum eine Erwähnung.

10. Indessen war das in Ludwig's Lebens- und Regierungsgeschichte so merkwürdige Jahr 817 eingetreten. Theils aus natürlicher Trägheit, theils auch und vorzüglich aus Ekel gegen alle, ihn in seinen frommen Uebungen störenden Welthändel, hatte Ludwig längst schon beschlossen, die ganze Regierungslast auf die Schultern seiner noch nicht einmal völlig mündig gewordenen Söhne zu wälzen. Aufgemuntert dazu ward er durch seines Vaters Beispiel; denn leider ahnete er nicht, daß eines ungewöhnlich großen Mannes Handlungen, wie auch dessen äußere Formen, nur von dem nachgeahmt werden dürfen, auf den auch derselbe superiore Geist, und dieselben Talente übergegangen sind. Eben so wenig wußte aber auch Ludwig, daß seinem geheimen Verlangen der jetzt schon nicht mehr sehr geheim gehaltene Wunsch der Nation vollkommen entspreche. Die Unzufriedenheit nämlich mit Ludwig's Regierung war bisher beinahe mit jedem Tage gestiegen. Allgemein machte man ihm den Vorwurf, daß er, blos frommen Uebungen sich hingebend, und nur mit Kirchen- und Klosterangelegenheiten sich beschäftigend, die Verwaltung des Reiches völlig vernachlässige; zudem hatten auch die den Kirchen und Klöstern so häufig ertheilten Wohlthaten, Privilegien und Freiheiten den Neid der weltlichen Herren um so mehr gereizt, da deren Habsucht durch Ludwig's viele strenge Verordnungen doch noch immer so ziemlich gezügelt ward. — In dieser Stimmung befand sich also die Nation, als Ludwig im Anfange des Sommers 817 einen allgemeinen Reichstag nach Aachen zusammenberief. Gleich nach Eröffnung desselben legte der Kaiser der Versammlung folgende

Frage vor: „Ist es erlaubt, dasjenige, was zum Wohle des Reiches gereicht, auf eine spätere Zeit aufzuschieben?“ Natürlich war die einstimmige Antwort, „daß Alles, was die Wohlfahrt des Reiches befördere, durchaus keine Zögerung gestatte.“ — Aber wie angenehm überrascht war jetzt Ludwig, als die ganze Versammlung, geistliche und weltliche Herren, unter dem Scheine der Treue und Ergebenheit, ihm in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken die Bitte vorlegte, daß, in Betracht der Ungewißheit des menschlichen Lebens, er den gegenwärtigen Augenblick, wo er einer vollkommenen Gesundheit, und das Reich eines allgemeinen Friedens sich zu erfreuen habe, jetzt benutzen möge, um, für den Fall eines unverhofften Todes, die Nachfolge im Reiche nach der Weise seiner Vorfahren zu ordnen, und das Schicksal seiner Söhne zu bestimmen. Einen sehr scheinbaren Vorwand hatte zu dieser Bitte ein im vorigen Jahre vorgefallenes Ereigniß gegeben. Ein Säulengang in dem Schlosse von Aachen war nämlich gerade in demselben Augenblick, als Ludwig unter demselben ging, plötzlich eingestürzt. Alle Begleiter des Kaisers waren theils mehr, theils weniger verwundet worden, nur der Kaiser hatte nicht den mindesten Schaden genommen. — Die von der versammelten Nation ihm vorgetragene Bitte zu genehmigen, hatte nun Ludwig zwar durchaus kein Bedenken; aber demungeachtet gebot er vorher noch ein allgemeines, dreitägiges, mit öffentlichen Betstunden verbundenes Fasten; er selbst vertheilte in diesen Tagen reichliches Almosen unter die Armen; und der gesammten Geistlichkeit ward zum Gesetze gemacht, während dieser Zeit bei Darbringung des heiligen Opfers zu Gott zu flehen, daß er den Kaiser erleuchte, und dessen Vorhaben segne. Als die drei Tage vorüber waren, und Ludwig nun den Willen Gottes hin-

reichend erforscht zu haben glaubte, schritt er zur Theilung seines Reiches, das heißt, zu einer Handlung, die bald nachher eine beinahe unversiegbare Quelle grenzenlosen Elendes, mörderischer Bürgerkriege und zahlloser Greuelthaten ward.

11. Am 30. Julius 817 erklärte also Ludwig, mit Zustimmung der Nation, das heißt, sämmtlicher auf dem Reichstage versammelten geistlichen und weltlichen Herren, seinen ältesten Sohn Lothar zum Kaiser und Mitregenten. Seine beiden jüngeren Söhne, Pipin und Ludwig, erhielten, der Erstere Aquitanien mit ungemein erweiterten Grenzen, der Andere Baiern sammt allen eroberten avarischen und slavischen Ländern. Ihrem ältesten Bruder, dem Kaiser Lothar, waren zwar die beiden jüngeren untergeordnet, herrschten aber demungeachtet in ihren Reichstheilen mit ungeschmälerter königlicher Gewalt, so daß sie, gleich völlig unabhängigen Herren, sogar Lehen ertheilen konnten. Da aber, trotz der Theilung, dennoch die Einheit des Reiches erhalten werden sollte, so ward die Leitung aller auswärtigen Angelegenheiten ausschließlich dem Kaiser Lothar überlassen. Keiner der beiden Könige durfte daher Gesandte annehmen, oder dergleichen an fremde Völker abordnen; auch das Recht, Krieg anzufangen und Frieden zu schließen, ward ihnen entzogen, jedoch das Erstere im Falle eines unvorhergesehenen Angriffes wieder zugestanden. Der Theilungstraktat enthielt noch mehrere andere Bestimmungen; größtentheils waren sie aus Carls des Großen erstem Theilungsakte entlehnt worden, wovon der gegenwärtige ohnehin nur einer Copie, und zwar einer ziemlich schlechten Copie gleichsah. Ludwigs größter Fehler war, daß er seinem ältesten Sohne jetzt schon die Kaiserwürde übertrug, worüber Carl der Große,

so lange seine drei Söhne lebten, aus sehr weisen Gründen, zu verfügen sorgfältig vermied. Ludwigs Theilung fand wenig Beifall, außer bei jenen, die ihre geheimen selbstsüchtigen Plane dadurch gefördert glaubten. Aber alle Verständigen im Reiche betrachteten jetzt schon den unseligen Vertrag als ein weites und reiches Feld künftiger Verwirrung, von Zank, Zwietracht und bürgerlichen Kriegen. Der Theilungstraktat ward dem Pabste zur Bestätigung nach Rom gesandt, von allen Großen des Reiches, geistlichen wie weltlichen Standes, feierlich beschworen, und dessen Aufrechthaltung mit vielen Eiden bekräftigt.

12. Durch Lothars Erhebung zur kaiserlichen Würde und Genossenschaft des Reiches, worüber auch dessen jüngere Brüder Pipin und Ludwig schon großes Mißvergnügen äußerten, fühlte sich Niemand in seinen wirklichen, vielleicht zum Theil auch vermeintlichen Rechten, tiefer gekränkt, als der junge König von Italien. Bernhard war ganz das Ebenbild seines edlen Vaters und Großvaters. Mit ausnehmender körperlicher Wohlgestalt verband er alle Eigenschaften eines Helden und Regenten, und mit diesen alle Tugenden eines liebenswürdigen Privatmannes. Von seiner Umgebung, wie von allen seinen Unterthanen geliebt, war er auch für alle übrigen italiänischen Völker ein Gegenstand ungetheilter Verehrung. Als der älteste der carolingischen Prinzen, und seinen drei jüngeren Vettern an Geist und Kraft weit überlegen, zudem auch der Sohn von Ludwigs älterem, durch seine Siege über die Beneventaner, Venetianer und Griechen um Italien und das Reich so verdienstvollen Bruder, hatte Bernhard bisher die Hoffnung genährt, daß nach dem Tode seines Oheims die Kaiserwürde wieder auf Italien und dessen Beherrscher werde übertragen

werden. Gegen seinen Oheim hatte er bisher die größte Unterwürfigkeit bewiesen, sich allen dessen Befehlen stets mit der bereitwilligsten Folgsamkeit gefügt. Aber daß diese Abhängigkeit nie aufhören, und das Loos seines ganzen Lebens seyn sollte, daran hatte er nicht gedacht. Endlich war selbst seine Existenz in Italien durch jene Theilung nicht wenig gefährdet, und mit Grunde konnte er befürchten, daß er, immer in noch tiefere Abhängigkeit hinabgedrängt, endlich von den andern großen Vasallen sich blos durch den leeren Namen eines Schattenkönigs unterscheiden würde. Sehr viele geistliche und weltliche Großen, sowohl in Italien als auch diesseits der Alpen, und sogar aus des Kaisers engster Umgebung, eben so unzufrieden mit dem Theilungstraktate, wie mit Ludwigs ganzer Regierung, theilten des jungen, feurigen Fürsten gegründete oder ungegründete Ansichten, versprachen ihm ihren Beistand, und ermunterten ihn, seine verletzten Rechte durch Waffengewalt zu behaupten. Bernhard stand jetzt in der Blüthe seines Lebens, hatte kaum neunzehn Frühlinge erlebt, und befand sich also gerade in jenem Alter, wo jugendliche Raschheit und allzugroßes Zutrauen zur eigenen Kraft nur gar zu leicht zu kühnen und gewagten Handlungen hinreißen können. Bernhard stellte demnach unverzüglich in ganz Italien Werbungen an, besetzte die Alpenpässe, und rüstete sich mit großer Thätigkeit zum Kriege. Unglücklicher Weise für Bernhard entgingen seine Rüstungen und Bewegungen nicht der argwöhnisch lauernden Aufmerksamkeit der Anhänger Ludwigs. Suppo, Graf von Brixen, und Rothard, Bischof von Verona, berichteten darüber nach Aachen; und ihre Berichte waren so übertrieben, daß der leicht zu ängstigende Ludwig alle Streitkräfte Frankreichs und Deutschlands nun aufbieten zu müssen glaubte.

Der Sammelplatz des Heeres war Chalons an der Saone. Dahin begab sich auch Ludwig. Bei der schnellen Annäherung einer so furchtbaren Kriegsmacht entsank zwar Mehreren von Bernhards Anhängern der Muth; auch zählte sein Heer bald ziemlich viele Ausreißer. Indessen war, wie es scheint, das gewagte Spiel doch noch nichts weniger als völlig verloren *); denn Ludwigs Räthe und besonders seine Gemahlin nahmen jetzt zu Unterhandlungen, das heißt, zu Trug und Arglist ihre Zuflucht. Fränkische Ritter, von Irmengard gesandt, erschienen an Bernhards Hofe, und zwar mit der frohen Kunde, daß die Kaiserin die Vermittelung zwischen ihm und ihrem Gemahle übernommen habe; dieser sey auch jetzt in einer ihm ungemein günstigen Stimmung; denn von der Gerechtigkeit seiner Sache nunmehr vollkommen überzeugt, sey er entschlossen, allen gerechten Foderungen, die er machen könnte, zu entsprechen. Die einzige, jedoch unerläßliche Bedingung dabei sey blos, daß er das tief verwundete Herz seines gütigen Oheims durch einen förmlichen Unter-

*) Das Jahr war schon weit vorgerückt, und die günstige Jahreszeit zum Kriegführen vorüber. Erst im nächsten Frühjahr konnte der Feldzug eröffnet werden. Aber Ludwig konnte sein so ungemein zahlreiches Kriegsheer nicht den ganzen Winter über beisammen behalten; und ging dieses jetzt auseinander, so ward dadurch nicht nur der Muth der Getreuen Bernhards wieder auf das Neue belebt; sondern dieser gewann auch eine kostbare Zeit, alle seine Zurüstungen zu beendigen, und unter den vielen geheimen Feinden Ludwigs die Anzahl seiner Anhänger zu vermehren; und wie vieles war dann, bei der offenbaren Gerechtigkeit der Sache Bernhards, und der allgemeinen diesseits wie jenseits der Alpen gährenden Unzufriedenheit mit der Regierung des Kaisers, für Letztern nicht zu befürchten.

werfungsakt wieder besänftigen müsse. Er möchte also jetzt alle grundlosen Besorgnisse aus seiner Brust verbannen, sein Heer entlassen, ganz kühn und unverscheut nach Chalons zu dem Kaiser kommen, ihm zu Füßen fallen, seinen Fehler bekennen und um Verzeihung bitten; alles übrige würde dann ganz seinen Wünschen gemäß geordnet werden. Auf jeden Fall ward ihm Sicherheit der Person und freie Rückkehr durch mehrere von den fränkischen Rittern geschworene Eide verbürgt. Der arglose, mit den Schlechtigkeiten der Menschen und besonders der Höfe noch nicht bekannte Bernhard gerieth in die Falle. Seine wärmsten Freunde hatten ihn gewarnt; als ihre Warnungen fruchtlos blieben, sahen sie seinen Untergang voraus, trennten daher ihre Sache von der seinigen, verließen ihn, und kehrten nach Hause zurück. Bernhard entließ nun sein Heer, und ging, in Begleitung einiger seiner wärmsten Anhänger, nämlich der Grafen Egidius, Reinald und Reginhard ganz zuversichtsvoll nach Chalons. Aber schon der erste Empfang war nicht so, wie er ihn zu erwarten berechtigt gewesen wäre. Als er nämlich, um Verzeihung flehend, zu den Füßen seines Oheims knieete, sagte Ludwig mit zürnendem Blicke, daß, bevor von Verzeihung die Rede sein könnte, er vorher alle Theilnehmer an dem Aufstand namentlich bezeichnen, auch alle darauf sich beziehenden Briefe und Schriften ausliefern müsse. Da man Bernharden auch völlige Verzeihung für seine Freunde zugesichert hatte, so nahm der unglückliche junge Fürst keinen Anstand, des Oheims Begehren auf das pünktlichste zu erfüllen. Aber kaum war dies geschehen, so wurden Bernhard und dessen Freunde verhaftet, und einige Zeit darauf im Gefolge des Kaisers als Gefangene nach Aachen geschleppt. Hier schmachteten sie mehrere Monate im Gefängniß. Erst

nach Ostern in dem folgenden Jahre berief Ludwig eine Reichsversammlung, auf welcher allen Theilnehmern an der Verschwörung — denn so nannte man jetzt Bernhards gewagtes Unternehmen — das Urtheil gesprochen werden sollte. In Sachen des Hochverraths war stets der Einfluß des Hofes entscheidend; und so wurden nun auch jetzt Bernhard und dessen wärmsten Freunde zum Tode, andere zur Verstümmelung, und wieder andere zu ewiger Verbannung und dem Verluste ihrer Güter verurtheilt. Am besten kamen die in die sogenannte Verschwörung verwickelten drei Bischöfe davon. Man begnügte sich, sie *) blos ihrer bischöflichen Würde zu entsetzen, und nach verschiedenen, von ihren bisherigen Residenzen weit entfernten Klöstern zu verweisen. Ludwig erschrack, als er das über Bernhard und dessen vornehmste Anhänger gefällte Todesurtheil vernahm. Vielleicht, daß er sich der letzten dringenden Ermahnungen seines Vaters erinnerte; vielleicht war es auch seine natürliche, nur bisweilen durch bösen Argwohn erstickte Gutmüthigkeit, welche ihn abhielt, das Urtheil vollziehen zu lassen; er änderte es also dahin ab, daß die Verurtheilten blos ihrer Augen sollten beraubt werden. Ludwig hatte zwar ausdrücklich befohlen, ihres Lebens zu schonen; aber demungeachtet ward die ihnen zuerkannte Strafe, wahrscheinlich auf Anstiften Irmengardens, von einem gewissen Grafen Betmond von Lyon auf eine so unmenschliche Weise vollzogen, daß Bernhard und dessen Freunde schon am dritten Tage

*) Diese drei Bischöfe waren: Anselm, Erzbischof von Mailand, Wulfold, Bischof von Cremona, Theodulph, Bischof von Orleans, welchen letztern wahrscheinlich die Liebe zu seinem Vaterland, an Bernhards Unternehmen Theil zu nehmen, bewogen hatte.

rauf starben *). Als Ludwig den Tod seines Nef-
n erfuhr, zerfloß er in Thränen, und machte, wie
heganus, mehr Ludwigs Lobredner, als Geschicht-
reiber, versichert, sich bittere Vorwürfe, daß er
ine Räthe nicht verhindert hätte **), eine so

*) Von gleichzeitigen, wie bald darauf blühenden Schrift-
stellern wird des dem unglücklichen König Bernhard
gewordenen traurigen Schicksals auf verschiedene Weise
erwähnt. Einige erzählen es, wie wir es hier oben
unsern Lesern mitgetheilt haben. Andere behaupten,
die Gräuelthat sey ohne Wissen des Kaisers von
dessen Gemahlin und Räthen vollbracht worden. Wie-
der andere wälzen die schwere Blutschuld ganz allein
auf die Kaiserin Irmengarde, welche ohne Vorwissen
ihres Gemahls und dessen Räthe, durch einen ihrer
Vertrauten, nämlich den Grafen Betmond von Lyon,
dem Bernhard vorsätzlich auf eine so unmenschliche
Weise die Augen habe aus dem Kopfe reissen lassen,
daß derselbe nothwendig an den Folgen davon hätte
sterben müssen. Endlich heißt es auch noch, Bern-
hard und dessen Gefährten hätten sich selbst den Tod
gegeben; und Ademar, ein Geschichtschreiber des 11.
Jahrhunderts, berichtet in seiner aquitanischen und
fränkischen Chronik, die bis an das Jahr 1029 reicht,
Bernhard habe, sobald er von dem über ihn gefällten
Urtheil Kunde erhalten, einen ehrenvollen Tod mit
den Waffen in der Hand dem traurigen Zustand einer
lebenslänglichen Blindheit vorgezogen. Als man zu
ihm in das Gefängniß gekommen, um das Urtheil
an ihm zu vollziehen, habe er einem Franken plötzlich
das Schwert von der Seite gerissen, mit dem Muth
der Verzweifelung einige Zeit gekämpft, sogar fünf
Franken erschlagen, sey jedoch am Ende, was nothwen-
dig erfolgen mußte, unter der Vielzahl der gegen ihn
eindringenden feindlichen Schwerter rühmlich gefallen.

**) Aus diesen Worten des Theganus erhellet ganz klar,
daß Ludwig zwar nicht ausdrücklich seine Zustimmung
dazu gab, daß sein Neffe der Augen beraubt werden
sollte, aber dennoch hierüber nur so schwachen Wider-
stand seinen Räthen leistete, daß diese unter dem

grausame That zu begehen. Aber trotz aller, von Ludwig vergossener reuvoller Thränen, ließ er doch um die nämliche Zeit seinen drei jüngern, ganz schuldlosen Brüdern, Drogo, Hugo und Theodorich, welche ihm sein Vater Carl so theuer empfohlen hatte, die Köpfe scheren und sie in ein Kloster stecken. — Unstreitig eine sonderbare Reue und Zerknirschung, die keine andere Frucht, als blos einen neuen, derselben bösen Wurzel entsprossenen Frevel hervorbrachte!

13. Wenn Irmengarde wirklich, um ihrer Söhne Ländersucht zu befriedigen, Bernhards Tod verlangt, und mit Hülfe jenes gewissenlosen Grafen herbeigeführt hatte, so erndete sie selbst doch nicht den Preis ihres Verbrechens; denn in dem folgenden Jahre ward sie auf das Krankenbett geworfen, und starb am 3. October 808 *). Ludwig beweinte

---

Schutze der Kaiserin, ohne vieles zu wagen, die blutige That konnten vollziehen lassen. Es ist dies um so wahrscheinlicher, da nach dem bekannten Charakter Ludwigs diesen, so lange Bernhard lebte, nur Argwohn und Besorgnisse jeder Art unaufhörlich würden gequält haben.

*) Irmengarde hatte ihren Gemahl auf seinem Zuge gegen die aufrührerischen Bretagner begleitet, war aber nur bis Angers gekommen, wo sie krank ward, und zurückbleiben mußte. Ludwigs Feldzug war von dem glücklichsten Erfolge, daher von äußerst kurzer Dauer. Das kaiserliche Heer war kaum in die feindliche Provinz eingerückt, als Morman, Herzog von Bretagne, welcher schon den Königstitel sich beigelegt hatte, im Zweikampfe mit einem Franken erschlagen ward, worauf die Bretagner keinen weitern Widerstand leisteten, sich willig unterwarfen und Geißeln stellten. Der Kaiser eilte also nach Angers zurück, fand aber seine Gemahlin dem Tode schon so nahe, daß sie wirklich zwei Tage darauf in seinen Armen verschied.

sie aufrichtig, denn er hatte sie zärtlich geliebt; aber seine Liebe erstreckte sich nicht jenseits des Grabes, und schon einige Monate nachher theilte eine andere, nicht minder reizende, und daher nicht minder geliebte Gemahlin Ludwigs Bett und Thron. Anfänglich war zwar das Verlangen, und beinahe stärker als je, wieder in ihm erwacht, Krone und Scepter zu entsagen, die Welt zu verlassen und hinter einsamen Klostermauern jene, ihm so süße Gewissensruhe zu suchen, die er bisher auf dem Throne nicht gefunden, und nach Bernhards Ermordung um so weniger zu finden hoffen konnte *). Es läßt sich leicht begreifen, daß dies dem eigenen Interesse der nächsten Umgebungen des Kaisers, dessen Räthen, Hofbischöfen und andern Günstlingen gar nicht entsprach. Unter einem Monarchen, wie Ludwig, hatten sie sich in das Regiment getheilt, und keiner entsagte gerne einem Einfluß, dessen er sich blos unter einem Mönche auf dem Throne erfreuen konnte. Da des Kaisers neu erwachte Lust zu dem klösterlichen Leben blos in seiner immer zunehmenden Schwermuth ihren Grund hatte, so kam es nun vorzüglich darauf an, Ludwigs von Natur aus weiches, jedem sanften Eindruck offen stehendes Herz, durch irgend ein neues zärtliches Verhältniß wieder an das Leben und den Thron zu fesseln. Der Kai-

*) Es wird von einigen behauptet, Irmengarde, von Gewissensbissen gefoltert, habe auf ihrem Sterbelager bei ihrem Gemahl sich selbst als die Mörderin Bernhards angeklagt. Natürlicher Weise mußte ein solches Bekenntniß Ludwigs Liebe zu seiner sterbenden Gemahlin nicht wenig erkalten, dabei die durch diesen Mord seinem eigenen Herzen geschlagene Wunde auf das neue wieder blutig aufreißen, und so abermals den Wunsch in ihm erzeugen, einem mit dem Blute seines eigenen Neffen besudelten Throne sobald als möglich zu entsagen.

ser hatte jetzt sein vierzigstes Jahr zurückgelegt, befand sich demnach in der vollen Kraft des männlichen Alters, und seinen Vertrauten, von den frommen Ermahnungen der dabei nicht wenig interessirten Hofbischöfe unterstützt, gelang es nun bald, ihn zu einer zweiten Vermählung zu bereden. Sobald Ludwigs Entschluß bekannt ward, wünschte jeder mächtige Vasall, seines Kaisers künftiger Schwiegervater zu werden. Unter mancherlei Vorwand kamen also nach und nach alle Großen des Reiches mit ihren erwachsenen Töchtern an den kaiserlichen Hof nach Aachen; und unter der Blüthe weiblicher Jugend und Schönheit hatte jetzt Ludwig die Wahl. Diese fiel auf Judith, eines baierischen Grafen Tochter, aus dem alten, ehrwürdigen Geschlecht der Welfen, und in mütterlicher Linie der zarte Sprosse eines nicht minder edeln alten sächsischen Fürstenhauses (819). Mit ungewöhnlichen körperlichen Reizen und einer stets würdevollen Haltung verband Judith ein treffliches Herz, vielen Verstand und noch bei weitem mehr Klugheit; überhaupt war sie eine eben so gute und edle, als schöne und liebenswürdige Fürstin; und wenn sie in der Folge einen gewissen Hang zur Intrigue zeigte; so war dies eine beinahe nothwendige Folge ihres mißlichen Verhältnisses zu ihren Stiefsöhnen, und ihrer daher oft nicht wenig gefährdeten Stellung an einem durch Ränke jeder Art getheilten und verwirrten Hofe. Indessen ward diese zweite Vermählung, welche unter andern Umständen Ludwigen jeden Genuß häuslichen Glückes hätte gewähren müssen, für ihn und das Reich, wie wir bald sehen werden, nur wieder eine neue Quelle unsäglicher Leiden, und der größten, durch unaufhörlichen Familienzwist herbeigeführten Unruhen.

14. Die indessen von den auf den Grenzen

nmandirenden Feldherren gegen kleine barbarische
tionen erfochtenen Siege, obgleich sie wenig oder
r kein historisches Interesse darbieten, umgaben
ch noch immer das Reich der Franken mit einem
wissen Schimmer seines ehemaligen Glanzes. Sico,
achfolger Herzogs Grimoald Storesaiz von Bene-
nt, ordnete Gesandten mit reichen Geschenken nach
eristal, rechtfertigte sich wegen des an seinem
orgänger begangenen Mordes*), und huldigte dem

*) Grimoald Storesaiz war, auf Anstiften Radelchis, Grafen von Conza, welcher seinen Vater von dem Herzog schwer beleidigt glaubte, ermordet worden. Der Herzog lag krank in seinem Bette, als der von dem Grafen gedungene Meuchelmörder sich in das Gemach desselben schlich, ihm einen Dolch in die Brust stieß, und dann, weil von Niemand bemerkt, durch schleunige Flucht sich der verdienten Strafe entzog. Da Storesaiz keine Nachkommenschaft hinterlassen hatte, so hoffte der Graf von Conza den erledigten Thron von Benevent zu besteigen, ward aber in seiner Hoffnung getäuscht, und Sico, Graf von Agerenza, einstimmig von dem Volke zum Herzog gewählt. — Der Gedanke an den an seinem Herrn begangenen Mord ward für das Gemüth des Radelchis endlich eine unerträgliche Last, und als er bald darauf auch in die Ungnade des neuen Herzogs gefallen war, entschloß er sich, der Welt und ihren täuschenden Verheißungen auf immer zu entsagen. Baarfüßig und mit einer schweren Kette um den Hals, ließ er sich an die Klosterpforten von Monte-Cassino ziehen. In den demüthigsten Ausdrücken flehete er hier um die Aufnahme eines so großen Sünders, als er sey, in das Kloster. Seine Bitte ward ihm gewährt, und nun führte Radelchis von jetzt an, mehrere Jahre lang, ein ungemein strenge büßendes, wahrhaft heiliges, und wie Einige erzählen, selbst durch offenbare Wunder von Gott verherrlichtes Leben. — So wahr ist es doch, daß über die Bekehrung eines einzigen Sünders sich die Engel Gottes mehr freuen, als über neunundneunzig Gerechte!

Kaiser als seinem Oberherrn. Slaomir, König der Obotriten ward von den Sachsen und Westfranken geschlagen, als Gefangener nach Aachen geführt und lebenslänglich aus seinem Königreiche verbannt, welches Ludwig dem Ceadreg, dem Sohne des Fürsten Trasco ertheilte *). Lupus, Centuli Sohn, Herzog von Gascogne, ward von den Grafen von Toulouse und Auvergne überwunden, und in Banden an den Hof Ludwigs gesandt; auch ihn traf die Strafe der Entsetzung und ewiger Verbannung. Selbst zwei slavische, in Dalmatien wohnende Volksstämme, bisher in engster Verbindung mit den Avaren, unterwarfen sich jetzt dem fränkischen Reiche, sandten Abgeordnete an Ludwig, und, Treue und Gehorsam gelobend, erkannten sie ihn für ihren rechtmäßigen Oberherrn.

15. Aber bei allem diesem, nur blöde Augen täuschenden Schein äußerer Stärke, fühlte doch jeder Verständige, der den Hof, den Gang der Verwaltung, und den innern Zustand der Provinzen kannte, es täglich schmerzhafter, daß der große Carl nicht mehr lebe. Bald war auch für die fremden angrenzenden Völker der zunehmende Verfall des Reiches kein Geheimniß mehr; eben so wenig, wie Ludwigs Charakterschwäche für die unruhigen Großen im Innern, und besonders für die auf weit entfernten Grenzen befehligenden Grafen und Statthalter. Unter sich selbst uneins, sich gegenseitig anklagend, und nicht selten in blutigen Fehden mit einander zerfallend, wurden gerade von denen, welche im Innern für

*) Slaomir erhielt jedoch einige Jahre nachher wieder die Erlaubniß in sein Vaterland zurückzukehren; starb aber auf der Reise in Sachsen, nachdem er einige Tage vorher die heilige Taufe verlangt, und auch erhalten hatte.

Ruhe und Ordnung sorgen sollten, diese am meisten gestört, Gesetze und Verordnungen nicht mehr geachtet, der Gang der Justiz wie der Verwaltung gehemmt, und das Reich immer mehr und mehr verwirrt. Jeder nannte sich einen treuen Diener oder Vasallen des Kaisers; jeder hatte das Wohl des Reiches zu seinem Wahlspruch; aber im ganzen genommen bekümmerte sich keiner darum, und alle brachten den Wohlstand ihrer Provinzen, die Ruhe und Ordnung im Innern des Reiches, wie das Ansehen des Kaisers, und die ihm schuldige Treue ihrem eigenen Interesse, ihrer Raub- und Selbstsucht zum Opfer.

16. Liudwit, Herzog in dem untern Pannonien, hatte gegen Cadalous*), Grafen von Friaul, gerechte Klagen geführt. Wie es scheint, war das Recht auf seiner Seite. Aber Ludwigs wahrscheinlich wieder zu milder, im Ganzen nichts entscheidender Ausspruch genügte nicht dem stolzen Pannonier. In allen ihm untergebenen Provinzen pflanzte er die Fahne des Aufruhrs auf, reizte auch die benachbarten Völker zu gleichem Aufruhr gegen den Kaiser, schlug einige gegen ihn aus Italien geschickte Heerhaufen zurück, verwarf, stolz auf seine bisherigen Erfolge, die von Ludwig ihm gemachten Vorschläge, und legte auf dem Reichstage von Ingelheim so unverschämte, die Würde des Kaisers wie des fränkischen Reiches entehrende Bedingungen vor, daß sie nicht anders, als mit gleicher Verachtung konnten zurückgewiesen werden. Ohne allen Erfolg unternahm jetzt Ludwig, zwar nicht in eigener Person, doch durch seine Feldherren mehrere Feldzüge

*) Auch Cadolus und dann wieder Cadaloeus genannt.

gegen Liudwit. Mit den Waffen in der Hand behauptete sich dieser mehrere Jahre in völliger Unabhängigkeit von den Franken, und ward er auch bisweilen bald von Balderich, Markgrafen von Friaul und Cadalous*) Nachfolger, bald von Borna, Herzog von Dalmatien geschlagen, so war er, obgleich besiegt, doch nie überwunden, und nach jeder Niederlage nur noch drohender und furchtbarer als vorher. Einmal schickte Ludwig drei Heere gegen denselben. Das eine kam aus Italien, und zog über die norischen Alpen, das andere aus Kärnthen und das dritte aus Baiern. Die unwegsamen Gebirgsgegenden, und vorzüglich die von dem Feinde wohl besetzten und hartnäckig vertheidigten Engpässe verzögerten ungemein den Marsch des Erstern. Auch das baierische Heer konnte, theils wegen der Weite des Marsches, theils auch, weil die Feinde ihm den Uebergang über die Flüsse erschwerten, nicht zur rechten Zeit eintreffen. Nur dem durch Kärnthen kommenden Heere gelang es, durch einen raschen und glücklichen Angriff, den Uebergang über die Drau zu erzwingen, die ihm gegenüber stehenden feindlichen Heerhaufen zurückzuwerfen, und seine Vereinigung mit den beiden andern heranrückenden Heeren zu bewirken.

17. Des fränkischen Reiches gesammte Heeresmacht stand jetzt gegen Liudwit: Ost- und Westfranken, Sachsen, Alemannen, Baiern, Longobarden und Italiäner. Vor dieser ungeheuern Ueber-

*) Cadalous war gleich im ersten Feldzuge gegen Liudwit gestorben, zwar nicht an den Folgen einer im Gefecht erhaltenen Wunde, sondern an einem hitzigen Fieber, welches in wenigen Tagen seinem Leben ein Ende machte.

macht zog sich Liudwit zurück, nahm aber auf einem äusserst steilen und von ihm mit starken Verschanzungen versehenen Berg eine feste Stellung. Dieselbe war offenbar unangreifbar. Ruhig überblickte hier Liudwit die zahllosen Haufen seiner Feinde, verwarf mit Hohn alle ihre Friedensvorschläge und lachte eben so sehr ihrer Drohungen. Die Franken, nachdem sie Liudwits durch Natur und Kunst befestigtes Lager, das sie zu erstürmen keine Hoffnung hatten, lange genug angeschauet, und die umliegende Gegend verwüstet hatten, zogen endlich wieder nach Haus. Aber nun kam Liudwit von der Anhöhe herunter und machte mit vielem Erfolge mehrere wüthende Angriffe auf den Nachtrab des kaiserlichen Heeres. Der Rückzug der Franken geschah daher nicht ohne großen Verlust, besonders da noch eine, durch die Ungesundheit der Gegend und das schlechte Wasser erzeugte, unter dem baierischen Heere eingerissene, epidemische Krankheit eine furchtbare Verwüstung in demselben anrichtete. Mit diesem über alle Erwartung glücklichen Erfolg noch nicht zufrieden, unternahm Liudwit, sobald die Franken Pannonien geräumt hatten, einen feindlichen Einfall in Dalmatien, zerstreuete mit leichter Mühe die wenigen in dieser weitschichtigen Provinz liegenden Truppen, und plünderte und verheerte weit und breit das Land. Die beiden in Dalmatien angesiedelten slavischen Volksstämme, welche unlängst aus eigenem Antriebe dem Kaiser sich unterworfen hatten, schüttelten nun, weil von dem Reiche nicht geschützt, das fränkische Joch wieder ab, und traten mit den Avaren auf das neue in Verbindung *).

*) Am Ende mußte natürlicher Weise Liudwit dennoch unterliegen. Er floh zu den Serbiern, einer im östlichen Dalmatien wohnenden, aber dem griechischen

18. Auch die spanischen Sarazenen schreckte nicht mehr der sonst so gefürchtete Name des fränkischen Beherrschers; und ohne Ursache und Veranlassung begannen sie Feindseligkeiten gegen das fränkische Reich zu Wasser und zu Lande. Auch hieran war, wie es höchst wahrscheinlich ist, die Treulosigkeit eines fränkischen Großen Schuld *) Mit wechseln-

---

Kaiser unterworfenen Nation, wo er bald darauf umkam.

*) Bera, Graf von Barcellona, soll mit den Sarazenen geheime verrätherische Verbindungen unterhalten, und seines eigenen schnöden Interesses wegen den Kaliphen Alcahan zu einem Einfall in die spanische Mark ermuntert haben. Wenigstens ward er dieses Verbrechens von Santilla, einem der vornehmsten Einwohner von Barcellona, aus einem alten, adelichen gothischen Geschlecht, bei dem Kaiser angeklagt. Ludwig berief den Bera sogleich nach Aachen; er liebte den Grafen, der, als Ludwig König von Aquitanien war, sich lange Zeit unter seinen nächsten Umgebungen befand. Dringend bat ihn daher der gütige Monarch, daß er, wenn er wirklich eines solchen Verbrechens schuldig wäre, es nur gestehen möge; alles sollte ihm sogleich verziehen werden. Aber Bera leugnete standhaft die ihm zu Last gelegte Schuld, und erbat sich von dem Kaiser, durch einen Zweikampf mit seinem Gegner sich von der Anklage reinigen zu dürfen. Da weder Bera seine Unschuld, noch Santilla seine Anklage, auf welcher er ebenfalls bestand, erweisen konnten; so ward der Zweikampf gestattet. Weil Beide gothischen Stammes waren, so ward entschieden, daß auch Beide, nach der Weise ihres Volkes, zu Pferde kämpfen sollten. Da der Kaiser gerade einen Reichstag in Aachen hielt; so hatte der Zweikampf gleichsam unter den Augen der Nation statt. Bera und Santilla kämpften mit gleichem Muth; der Kampf war hitzig, denn er sollte über Leben oder Tod des einen oder andern Theils entscheiden. Zuerst rannten Beide gegen einander mit

n Erfolge dauerte der Krieg viele Jahre fort, je-
h nicht immer mit gleicher Thätigkeit; denn ob-
ich zwischen den Franken und Sarazenen eine
ige Reihe von Jahren hindurch weder Friede noch
ı Waffenstillstand geschlossen wurden, so trat doch
: eine, nicht selten länger als ein Jahr dauernde
affenruhe ein. Das Uebelste dabei war, daß von
t an die Kaliphen von Cordova jeden in Aqui-
ien oder der spanischen Mark gegen Kaiser und
ich aufrührerischen Großen unterstützten; wodurch
geschah, daß wirklich ungefähr zehen Jahre nach
n Ausbruch dieses Krieges es endlich dem Gra-
ı Aizo, der sich von Pipin, König von Aquita-
n, beleidigt glaubte, vollkommen gelang, Navarra
ı Franken zu entreißen, sich zum unabhängigen
errn des Landes zu erklären, und es zu einem
enen Königreiche zu erheben *).

der Lanze; als diese zerbrochen waren, griffen sie zu dem Schwert. Santilla blieb endlich Sieger, und Bera unterlag. Nach Herkommen und bestehendem Gesetz ward Letzterer jetzt der Treulosigkeit und des Verraths als überwiesen betrachtet, und einstimmig zum Tode verurtheilt. Aber Ludwig, der nie, oder nur höchst selten strafen mochte, und in Bera noch immer den Freund seiner Jugend erblickte, milderte sogleich das Urtheil. Bera ward blos seiner Statthalterschaft entsetzt und nach Rouen verbannt.

*) Bemerken müssen wir hier, daß es zwar keinem Zweifel unterliegt, daß das Königreich Navarra dadurch entstand, daß die Großen oder Statthalter dieser Gegenden sich der Herrschaft des carolingischen Hauses entzogen; aber es ist ungewiß, und kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden, von Wem und zu welcher Zeit dieses geschah. Ueberhaupt ist Navarras Geschichte dunkel und auch ganz unbedeutend bis auf Sancho Major, der in dem Jahre 1000 durch seine Gemahlin Munia Castilien erheirathete, und es mit Navarra verband.

19. Aber die größte Demüthigung ward dem fränkischen Reiche unstreitig von Seite der Normänner; denn ungefähr zu derselben Zeit, als die Sarazenen den Frieden brachen, und Liudwit sich gegen den Kaiser empörte, verbreitete eine kleine Flotte von siebenzehn Schiffen normännischer Seeräuber Schrecken und Bestürzung auf allen Küsten Frankreichs. Zuerst zeigten sie sich an der flandrischen Küste, segelten dann die Seine weit hinauf, machten öftere Landungsversuche, wurden zwar stets zurückgetrieben, kamen aber nie ohne alle Beute auf ihren Schiffen wieder an. Endlich kehrten sie zurück, landeten aber dafür auf der Küste von Aquitanien. Hier fanden sie eine über alle Erwartung reiche Erndte; und so wenig war für die Sicherheit des Reiches gesorgt, daß jetzt diese Handvoll verzweifelter Waghälse eine Küstenstrecke von dreihundert Stunden ungestraft plündern und verheeren, und mit unermeßlicher Beute ruhig nach Hause segeln konnte.

20. Noch unglücklicher war Ludwig in dem Kreise seiner eigenen Familie. Des Vaters Vermählung mit der bayerschen Grafentochter hatten die Söhne höchst ungerne gesehen; sie befürchteten, daß, wenn die neue Gemahlin dem Kaiser Söhne gebären würde, auch deren Geburt eine neue Ländertheilung herbeiführen, und den jedem schon angewiesenen Reichsantheil nicht wenig schmälern würde. Sie haßten also ihre Stiefmutter, deren Jugend, Schönheit und Liebenswürdigkeit in den Herzen ihrer ländergierigen Stiefsöhne nie, auch nur einen Funken von Liebe oder Ehrfurcht zu wecken vermochten. Am unzufriedensten war Lothar, Ludwig's ältester Sohn. Als Reichsgenosse und zukünftiger römischer Kaiser hatte er die schönen italischen

rovinzen schon als ein ihm nothwendig zu- llendes Domain betrachtet. Aber seit Bernhards od hatte Ludwig noch nichts wegen Italien ver- igt, und nun quälte den Lothar Tag und Nacht e Furcht, daß sein Vater dieses Reich wahrschein- h für einen in der zweiten Ehe geborenen Prinzen ifbewahren wolle. Unaufhörlich drang er also zt, und bisweilen nicht ohne Ungestüm, in sei- n Vater, endlich doch einmal auch über Italien entscheiden. Lothar's Zudringlichkeit wußte zwar idwig sich einige Zeit zu entziehen; als er aber ich dreijähriger Ehe mit Judith keine Kinder er- ugt hatte, so übergab er auf dem Reichstage in imwegen in dem Jahre 821 *) das longobardi- je Reich seinem ältesten Sohne Lothar, und er- innte ihn zum König von Italien. Die in dem ihre 817 gemachte Ländertheilung ward hierauf auf is neue bestätiget, und von allen Großen des eiches abermals beschworen. In dem nämlichen ahre vermählte auch Ludwig, auf dem Reichstage n Diedenhofen, seinen Sohn Lothar mit Hermen- rde, des Grafen Hugo Tochter. Die Vermäh- ngsfeierlichkeiten, die eine Reihe von Hoffesten zur olge hatten, erhöhete die Gegenwart besonderer von m Pabste auf den Reichstag geschickter Gesandten, elche dem Kaiser zu diesem frohen Ereigniß Glück ünschten, und dem neuen königlichen Paar, im

*) Nur die fränkischen Geschichtschreiber setzen dieses Er- eigniß in das Jahr 831; die italiänischen hingegen. erwähnen der Abtretung Italiens an Lothar schon im Jahre 720. (Murat. B. IV. S. 578 u. 79.) — In diesem letztern Falle wäre des Kaisers Uebereilung noch unbegreiflicher; indem ja eine kaum zwei Jahre dauernde kinderlose Ehe ihm unmöglich schon alle Hoffnung benehmen konnte, später noch Kinder zu bekommen.

Namen des Oberhauptes der Kirche, prächtige Geschenke überreichten. Aber vorzüglich zeigte sich bei dieser Gelegenheit Ludwig's überfließende Herzensgüte. Alle Gefangenen, selbst die des Majestätsverbrechens Angeklagten, wurden in Freiheit gesetzt. Die, welche wegen Königs Bernhards sogenannter Verschwörung theils verbannt, theils ihrer Güter beraubt worden waren, rief Ludwig jetzt zurück, und setzte sie nicht nur in den Besitz ihrer Güter, sondern viele davon auch in ihre vorigen Würden und Aemter wieder ein *). Auch Graf Wala, und dessen Brüder Adelhard und Bernhard, wurden wieder an den Hof berufen, und durch Gnadenbezeugungen jeder Art suchte Ludwig sie für die bisher so schwer gefühlten Wirkungen seiner frühern Ungnade zu entschädigen. Aber Adelhard wollte auf dem unsichern, gefahrvollen Meere des Hoflebens sich nicht mehr einschiffen, nicht wieder dessen Stürmen sich Preis geben. Mit Erlaubniß des Kaisers kehrte er also in seine Abtei Corbie, in deren Besitz er nun wieder gesetzt ward, zurück, und führte dort bis an sein Ende das Leben eines Heiligen. Wala blieb jedoch am Hofe. Um ihm einen Beweis seines jetzigen Zutrauens zu geben, ernannte ihn Ludwig zum ersten und vornehmsten Rath seines Sohnes Lothar; und damit Wala durch seine Einsichten und Erfahrungen die ersten Schritte des jungen Monarchen auf seiner neuen Bahn leiten, und ihn in den Geschäften unterrichten möchte, gab er ihn ihm sogar nach Italien mit. Ludwig's Mangel an Menschenkenntniß und sein nur zu gutmüthiges Herz, das, wenn nicht eigene Persönlichkeit

*) Die Annales Faldenses sagen: „Singulos in statum pristinum restituit."

mittelbar und gleichsam sichtbar dabei in Be-
hrung kam, von keinem Menschen etwas Arges
chte, war jetzt offenbar wieder daran Schuld, daß
einen doppelten, in seinen Folgen für ihn selbst
chst verderblichen, Staatsfehler beging. Erstens
ar Lothar's Vermählung mit Hermengarde, Hu-
's Tochter, schon ein grober Mißgriff. Hugo,
n dem ohnehin die Geschichte nichts Lobenswerthes
erzählen weiß, war Ludwig's geheimer, unver-
hnlicher Feind, und nichts war von dieser Heirath
erwarten, als daß der neue Schwiegervater sich
nes ganzen Einflusses auf seinen königlichen Schwie-
rsohn nur dazu bedienen werde, um dessen Herz
mer mehr gegen seinen Vater zu erbittern, und
dlich völlig demselben zu entfremden. Was den
ala betrifft, so war von dessen edler Denkart
ar mit Grund zu vermuthen, daß er jetzt der,
m einst zugefügten Unbild nicht ferner gedenken
erde; aber daß er demungeachtet doch seine eigenen
egriffe und Ansichten von Ludwigs Charakter-
wäche, dessen Unfähigkeit zum Herrschen, so wie
n dem, unter einem solchen Regenten nothwen-
z immer zunehmenden Verfall des Reiches auch
ch und nach seinem gekrönten Zögling beibringen,
d statt diesen von irgend einem gewaltsamen Un-
rnehmen gegen seinen Vater abzuhalten, ihn viel-
ehr, was auch nachher geschah, darin bestärken
ürde: dies konnte jedes, wenn nicht völlig blindes
uge mit Gewißheit voraussehen.

21. Mit seinem Sohne Lothar war zwar
dwig nun wieder ausgesöhnt, aber deßwegen sein
erz doch nichts weniger, als völlig beruhiget.
roße, einige Jahre nacheinander sich wiederholende,
lgemeine Calamitäten, unter welchen seine Völker
ufzten, als Mißwachs, Theuerung, Seuchen unter

Menschen und Vieh, zerstörende, selbst die Hoffnung auf eine künftige, reichere Erndte vernichtende Ueberschwemmungen; dabei noch, obgleich nicht ganz ungewöhnliche, doch immer furchtbare Naturerscheinungen; als Erdbeben, Erdfälle, im Sommer unerträgliche, mit schrecklichen, alles zerstörenden Gewittern verbundene Hitze, die, bei völlig verschlossenem Himmel, alle Erzeugnisse der Erde verbrannte, dann wieder im Winter noch nie erhörte Kälte, so daß die größten und reissendsten Ströme bis auf den Grund zufroren, und über ihre Eisdecke die schwersten Fuhren viele Wochen lang hin- und herfuhren 2c. 2c., alle diese Unfälle schreckten Ludwig's ängstlich frommes Herz; er betrachtete sie als eben so viele Gerichte Gottes, die er durch seine Sünden über sich und sein Volk herbeigeführt habe. In dieser düstern Stimmung berief er, um sein Gewissen zu erleichtern, im August des folgenden Jahres einen allgemeinen Reichstag nach Attigny an der Aisne. Alle Großen des Reiches, alle Bischöfe, Aebte und Prälaten sollten sich auf demselben einfinden. In dieser zahlreichen Versammlung erschien jetzt Ludwig, ohne allen weltlichen Schmuck, in dem Gewand eines Büßenden, und legte mit lauter und vernehmbarer Stimme ein öffentliches Bekenntniß seiner Sünden ab. Er klagte sich wegen des an seinem Neffen, dem König Bernhard, begangenen Mordes an *); ferner der Härte gegen seine Brüder Hugo, Drogo und Theodorich, die er gegen deren Willen und das ausdrückliche Gebot seines Vaters zum klösterlichen Leben gezwungen; eben so auch der Ungerechtigkeit gegen Graf Wala und dessen

*) Nicht daß er den Mord selbst begangen, oder befohlen, sondern, was er doch hätte thun können, ihn nicht verhindert habe.

Brüder, die er, gleich im Anfange seiner Regierung, ungehört und ohne gegründete Ursache verbannt habe. Diese und Jene, wie die ganze zahlreiche Versammlung, bat nun Ludwig unter vielen Thränen um Verzeihung; er sagte, seine Sünden, seine Trägheit und Fahrlässigkeit seyen die einzigen Ursachen aller das Reich und die Nation treffender Unglücksfälle; er versprach Besserung und Genugthuung, und bat hierauf die Bischöfe, ihn zur öffentlichen Buße zuzulassen. Dieser in der Welt- und Völkergeschichte unerhörte Auftritt hatte die ganze Versammlung in stummes Erstaunen versenkt. Es war wirklich ein herzergreifender Anblick, zu sehen, wie der größte und mächtigste Monarch des Erdkreises, dessen Gewalt keine andere Grenzen kannte, als die, welche Gott und die Natur ihr gesetzt hatten, sich nun vor seinen eigenen Unterthanen demüthiget, sein eigener Ankläger wird, alle seine Schwachheiten und Fehler, von welchen er blos dem Allmächtigen Rechenschaft zu geben hatte, öffentlich bekennt, und dieselbe Nation, deren Beherrscher er war, nun gleichsam um Erbarmung, Schonung und Nachsicht anfleht. — Des Kaisers Begehren, zur öffentlichen Buße zugelassen zu werden, ward von den Bischöfen einstimmig verworfen. Mehrere derselben, gerührt von dem noch nie gesehenen Schauspiel, verglichen jetzt Ludwig mit dem Kaiser Theodosius dem Großen, der ebenfalls öffentlich Reue gezeigt, vor dem heiligen Ambrosius sich gedemüthigt, und der von diesem ihm auferlegten Buße sich gefügt hatte. Aber es ist ein unendlicher Unterschied zwischen der Reue und dem öffentlichen Bekenntniß eines notorisch großen Mannes, eines eine lange Reihe von Jahren hindurch ununterbrochen mit Ruhm und Sieg gekrönten Monarchen, dessen ungeheure Geistessuperiorität allgemein anerkannt ist, und dessen Befehlen

daher jeder mit Ehrfurcht und der bereitwilligsten Folgsamkeit sich schweigend unterwirft, und dann wieder zwischen dem öffentlichen Bekenntniß eines Fürsten, der schon ziemlich tief in der Achtung seiner Völker gesunken ist, dessen Schwäche und Willenlosigkeit für Niemanden ein Räthsel mehr sind, und dessen öffentlich zur Schau gestellte Reue man daher nur gar zu leicht der Furcht vor Strafe und einem gänzlichen Mangel an Energie zuzuschreiben in Versuchung geräth *). Daß der Kaiser, als er dies

*) Ludwig ahnte nicht, daß er durch sein Betragen auf dem Reichstage zu Attigny, und besonders, als er in dem Gewand eines Büßenden in der Versammlung erschien, seine Kaiser- und Königskrone auf ein äußerst gewagtes Spiel setzte. König Wamba von Spanien ward in einer tödtlichen Krankheit, und nachdem jeder Schimmer von Hoffnung zur Wiedergenesung verschwunden war, ebenfalls in das Gewand eines Büßenden gekleidet. Gegen alle Erwartung aber kam der König wieder zu sich, genaß, und ward vollkommen gesund, jedoch hierauf von den spanischen Reichsständen, sowohl geistlichen, als weltlichen Standes, nicht mehr als König anerkannt; indem zufolge der Verordnungen des 12ten toletanischen Conciliums die Anlegung des Bußgewandes, und die Versetzung in den Stand der öffentlich Büßenden zu allen ferneren weltlichen Würden, Aemtern und Ehrenstellen unfähig machten *). Zwar waren die Umstände bei Ludwig nicht gerade die nämlichen, welche jenen Beschlüssen des Conciliums von Toledo zum Grunde lagen; aber wie leicht hätten demungeachtet die Herrschsucht der Söhne, die Menge von Ludwigs geheimen Feinden, und die allgemeine Unzufriedenheit der Nation sich nicht dieses Umstandes bedienen können, um Ludwig schon jetzt, und zwar auf immer, die Herrschaft zu entreißen.

*) Man sehe die Fortsetzung der Gesch. d. R. J. 9. Band, 18. Abschn. §. 25. in der Note, und am Ende des §.

ständniß ablegte, übel berathen war, haben die
lgen nur zu bald erwiesen. Als der erste, vor
lich durch Ueberraschung erzeugte Eindruck ver
wunden war, schämten sich Ludwig's Freunde der
hwäche ihres Herrn, während dessen geheime Feinde
dem öffentlich abgelegten Selbstgeständniß nur wie
neue und noch schlagendere Gründe fanden,
der Regierung für völlig unfähig zu erklären. —
f demselben Reichstage verordnete noch Ludwig,
die Bischöfe unverzüglich vier Concilien hal
, und genau untersuchen sollten, ob an dem Be
gen der Herzoge, Grafen, Bischöfe*), wie der
ammten Welt- und Klostergeistlichen, etwas zu
den, was mit den Geboten des Christenthums
d den Forderungen des Evangeliums in Wider
uch stünde, und auf welche Weise solchem als
nn in möglichst kurzer Zeit abzuhelfen sey. —
ach beendigtem Reichstage erließ Ludwig an alle
tände und Classen der Nation ein Edikt, in wel
m vorzüglich folgende Stelle bemerkt zu werden
dient. „Da Wir erkennen, daß Wir mehr als
ndere gesündiget, obgleich Wir Allen zum Muster
ienen, für Alles Sorge tragen, und die Thaten
er Gottlosen hätten verhindern sollen, so wollen

*) Aber eben dadurch, daß Ludwig stets auch die Bischöfe mit in die Reform zog, machte er einen Theil derselben wieder von sich abwendig, und obschon der höhere wie niedere Clerus alle Ursache hatte, mit einem Kaiser zufrieden zu seyn, der Alles, was er nur immer konnte, den Kirchen und Klöstern zuwandte, eine Menge derselben gründete und erbauete, und der beinahe in jedem Jahre seiner Regierung an Kirchen, Klöster und die Geistlichkeit überhaupt, ganz übertriebene Geschenke machte; so konnten doch manche Bischöfe und Aebte ihm nie mehr verzeihen, daß sie ihre Sporen und ihren weltlichen Geschmuck auf seinen Befehl hatten ablegen müssen.

„Wir mit Gottes Hülfe durch eine angemessene Ge-
„nugthuung wieder bei ihm Gnade suchen, und durch
„die heilsamste Besserung und das ernstlichste Bestre-
„ben, Alles, was durch unsere Trägheit und Un-
„wissenheit ist versäumt worden, mit dem Rathe
„unserer Getreuen, so viel Wir nur immer können,
„wieder gut zu machen suchen, und diesen unsern
„Willen Allen bekannt machen.“ — Die Folge
dieser Bekanntmachung war, daß die Sehnsucht nach
einer Veränderung bei den mehrsten nur in einem
noch höhern Grade erregt ward.

II.

1. So viele Reichstage, als Ludwig, hat
vor und nach ihm kein Monarch je noch gehal-
ten *). Es ist dieß ein neuer Beweis der Lauter-
keit seiner Gesinnungen, wie auch eines gesunden
natürlichen Verstandes. Wohl einsehend, daß der
Einzelne, welche Masse geistiger Kraft ihm auch zu
Theil geworden seyn möchte, nicht alles thun könne,
mithin auch nicht alles soll thun wollen, strebte er
nicht nach der nur kleinen Fürstenseelen eigenen Ei-
telkeit, gleich einem Gotte alles blos aus sich und

*) Die Schriftsteller jener Zeit nennen diese Reichstage
conventus generales. Ein großer Unterschied war
jedoch zwischen ihnen und den ehemaligen Maifeldern.
Auf diesen erschien die ganze Nation, das heißt, alle
Freien; auf jenen aber blos die großen geistlichen und
weltlichen Herren. Die Untervasallen und übrigen
Leute, die sie oft in großer Anzahl mitbrachten, hat-
ten keinen Antheil an den Berathungen, und dienten
blos dazu, das Ansehen der Herren, zu denen sie in
einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß standen, durch
äußern Glanz und zahlreiches Gefolg noch mehr zu
erhöhen.

ırch sich geschehen zu lassen. Obgleich der Aus-
ıß aller Gewalt und Macht im ganzen Rei-
e, betrachtete Ludwig dennoch die ersten Reichs-
eamten und größeren Vasallen als Gehülfen, welche
ott ihm in der Verwaltung seines Reiches an die
eite gesetzt habe. Ohne ihren Rath also etwas
ıs eigener Machtvollkommenheit zu thun, darü-
r würde sein zartes, stets ängstliches Gewissen ihm
orwürfe gemacht haben. Regelmäßig berief er
mnach zwei-, bisweilen auch dreimal seine Gro-
n zu gemeinsamer Berathung zusammen. Er selbst
ollte immer das Beste, hatte stets die reinsten und
elsten Absichten; aber seine Großen wollten größ-
ntheils das Gegentheil, wünschten nur Unordnung
ıd Verwirrung, und schloßen gleichsam bald mit
r gutmüthigen Schwäche des Kaisers, bald mit
n Leidenschaften seiner herrsch- und ländersüchti-
n Söhne einen Bund, um in einer anarchisch be-
egten Zeit desto leichter zu Macht, Reichthum
ıd vorherrschendem Ansehen zu gelangen.

2. Indessen blieb alles nach dem Reichstag
ı Attigny einige Zeit lang ganz ruhig. Selbst
ährend die Großen allda noch versammelt waren,
efen aus verschiedenen Provinzen günstige Nach-
ichten ein. Liudwit war jetzt aus Pannonien ver-
ieben worden. Unter den Serbiern fand er bei
nem Fürsten dieses Volkes gastfreundliche Auf-
ahme, ward aber, als er verrätherischer Weise sich
ner Burg oder gar einer Stadt seines Wohlthä-
rs bemächtigen wollte, von demselben in einem
Gefechte erschlagen. In Spanien hatten Ludwigs
Völker einen glücklichen Zug in die Provinzen der
Sarazenen unternommen, und waren ohne allen
Verlust und zugleich mit reicher Beute wieder zu-
ückgekehrt. Von einer Menge, den Franken theils

unterworfener, theils in fränkischem Schutze stehender barbarischer Nationen, Obotriten, Sorben, Wilzen, Böhmen, Mähren, Prädenecenten erschienen auf dem einige Monate nachher zu Frankfurt gehaltenen Reichstage ebenfalls Gesandte und legten Tribut oder Geschenke zu den Füßen von Ludwigs Thron. Auch zwei wilzische Fürstensöhne waren gekommen, um des Kaisers Entscheidung zu vernehmen, welcher von beiden König der Wilzen seyn sollte. Ihr verstorbener Vater, erschlagen in einem Treffen mit den Obotriten, hatte den ältesten, Milegast, nach dem auch unter diesem Volke bestehenden Herkommen, zu seinem Nachfolger bestimmt; aber die Wilzen wünschten den jüngeren Bruder, Cealadrag, zu ihrem König zu haben, und Ludwig entschied nach dem Wunsche der Nation.

3. Ludwig hatte seinen ältesten Sohn Lothar, dem er auch, wie der Leser weiß, die Kaiserwürde bestimmt hatte, nach Italien gesandt; aber wohl fühlend, daß die neue kaiserliche Würde zugleich auch ein hohes geistliches, kirchliches Amt sey, mithin nicht von ihm allein, sondern wenigstens mit ihm zugleich auch von der Kirche, das heißt, von deren höchstem Oberhaupte müsse ertheilt werden, war er nun darauf bedacht, daß auch sein Sohn von dem Pabste gekrönt und durch diese Krönung die nöthige höhere kirchliche Weihe ihm möchte ertheilt werden. Als daher Lothar, nach einem Aufenthalte von mehreren Monaten in Italien, schon im Begriffe stand, wieder über die Alpen zurückzukehren, um über seine Verwaltung dem Vater Rechenschaft abzulegen, erhielt er von demselben die Weisung, dem Oberhaupte der Kirche in Rom einen Besuch abzustatten. Wahrscheinlich im Einverständ-

iß mit Ludwig, hatte zu gleicher Zeit auch der
Pabst den Lothar einladen lassen, das bevorstehende
Osterfest in der Hauptstadt der Christenheit zu fei-
ern. Lothar ging also nach Rom, ward mit der
größten Pracht (clarissima ambitione) allda em-
pfangen, und am ersten Osterfeste, welches in die-
sem Jahre auf den 5. April fiel, von Paschal I.
feierlichst gekrönt, worauf der Pabst und die Rö-
mer ihn mit dem glorreichen Titel Augustus begrüß-
ten *). Nach seiner Krönung kehrte Lothar nicht

*) Daß Lothar nicht nur mit Wissen und Willen, son-
dern selbst auf Befehl seines Vaters nach Rom ge-
gangen war, um dort von dem Pabste gekrönt zu
werden, dieß erhellt klar und deutlich aus den Wor-
ten, welche Paschasius Ratbertus, in seiner Lebens-
beschreibung des Abtes Wala, dem Lothar an seinen
Vater in den Mund legt: „Ad eandem Sedem
„(Romanam) clementer me Vestra imperialis
„eximitas misit, ad confirmandum in me, quid-
„quid pia dignatio vestra decreverat, ut essem
„socius et consors, non minus sanctificatione,
„quam potestate et nomine. Unde, quia co-
„ram sancto Altari, et coram sancto corpore
„beati Petri Principis Apostolorum a summo
„Pontifice, vestro ex consensu et voluntate,
„*benedictionem*, *honorem* et *nomen* suscepi Im-
„perialis officii.“ — Ueber allen Widerspruch er-
haben geht hieraus mit Sonnenklarheit hervor (was
auch selbst Muratori, einer der hitzigsten Verthei-
diger der kaiserlichen Rechte, Bd. 4. S. 585, nicht
läugnet), daß damals zur Bestätigung der Kaiserwahl
die römische Krönung durchaus erforderlich war; da
aber diese nur von dem Pabste geschehen konnte, so
war es, nur mit andern Worten gesagt, ja offenbar der
Pabst, welcher einen neu ernannten oder gewählten
Kaiser bestätigen mußte, und von welchem dieser, wie
Lothar sagte, erst benedictionem, honorem et
nomen Imperialis officii erhalten konnte. — Es

gleich zu seinem Vater nach Frankreich zurück, sondern blieb noch einige Zeit in Rom, wo er öfters mit dem Pabst gemeinschaftlich zu Gericht saß. In einer dieser gerichtlichen Sitzungen klagte der Abt von Farva, daß die apostolische Kammer auf sein Kloster, gegen dessen Privilegien, Auflagen gelegt habe. Der Abt legte die Schutz- und Freiheitsbriefe der longobardischen Könige und Carls des Großen vor, und da der Advocat der Kammer nichts gegen dieselben einzuwenden wußte; so entschied der Pabst zum Vortheil des Abtes, und verordnete, daß die Kammer unverzüglich das Kloster für dessen bisher gemachte Leistungen entschädigen sollte. Ueberhaupt verbreiten Lothars, zwar nicht gleich jetzt, sondern ein paar Jahre nachher, in Italien gegebene Verordnungen ungemein viel Licht über das damalige Verhältniß der päbstlichen und kaiserlichen Gewalt in Rom und dem römischen Gebiete. Wir wollen nur einige der merkwürdigsten hier in der Kürze anführen. In einer derselben setzt Lothar die Todesstrafe darauf, wenn Jemand es wagen wollte, Leute, die unter dem Schutze des Pabstes oder des Kaisers stünden und besondere Privilegien erhalten hätten, in dem Genuße derselben zu stören. In der-

---

ist dies ein neuer Beweis über die Richtigkeit der, von uns schon in der Einleitung zu dem 12ten Bande aufgestellten geschichtlichen Ansicht so wohl von der Entstehung und wahren Beschaffenheit des neuen abendländischen Kaiserreiches, als auch von der Natur und dem Wesen der kaiserlichen Würde, und dem damit verbundenen hohen Amte, sowie auch von den daraus herfließenden Verhältnissen des Kaisers, als höchsten weltlichen christlichen Oberhauptes, zu dem Pabste selbst, als dem höchsten geistlichen Oberhaupte der Kirche und zugleich souverainen Herrn von Rom und dem römischen Gebiete.

selben Verordnung wird Jedermann angewiesen, dem Pabst, dessen Herzoge — (Statthalter in den verschiedenen Provinzen und Städten) — wie auch den von dem Pabste ernannten Richtern und Beamten in allen Stücken schuldigen Gehorsam zu leisten. — Wer sich in eine Pabstwahl mischen, oder sie gar verhindern, oder auch diejenigen, welchen das Wahlrecht zusteht, in der Ausübung desselben stören würde, soll mit Landesverweisung bestraft werden. — Dem Kaiser soll jedes Jahr gemeldet werden, wie die Richter die Gerechtigkeit verwalten, und ob die kaiserlichen Verordnungen beobachtet werden. — Alle Klagen über Fahrlässigkeit oder Pflichtwidrigkeit der Herzoge, wie auch anderer Beamten, sollen zuerst bei dem Pabste angebracht, und erst dann, wenn dieser dem Uebel nicht abzuhelfen im Stande seyn sollte, dem Kaiser berichtet werden. — Da in Rom und dem römischen Gebiete, wie in ganz Italien, neben den römischen Gesetzen auch die salischen, ripuarischen, baierschen und longobardischen Gesetze bestanden; so ward von Lothar verordnet, daß der Senat und das römische Volk befragt werden solle, nach welchem Gesetze es gerichtet werden wolle, damit derjenige, welcher ein Verbrechen begehen würde, auch in Gemäsheit eben dieser Gesetze auf Befehl des Pabstes oder des Kaisers könne bestraft werden. — Die kaiserlichen Abgeordneten sollten dafür sorgen, daß alle Güter, welche der römischen Kirche, unter dem Vorwande, vorhergehende Päbste hätten sie weggeschenkt, wären entzogen worden, ihr unverzüglich wieder zurückgegeben würden. — Alle römischen Herzoge, Grafen, Richter und andere bei der Regierung angestellten Beamten sollen, bei des Kaisers jedesmaligem Aufenthalte in Rom, vor demselben erscheinen, damit er ihre Zahl und Namen wisse, und einem jeden be-

fehlen und ihn ermahnen könne, dem römischen Pabst in allen Dingen Gehorsam zu leisten, wenn ihnen an der Gnade Gottes und des Kaisers etwas gelegen wäre. — Wie klar und deutlich geht nicht aus diesen Verordnungen des Pabstes Herrschaft über Rom und das römische Gebiet, aber auch zugleich des Kaisers, jedoch nicht Oberherrschaft, sondern Schutzherrschaft hervor!

4. Seit den letzten Reichstagen war alles ruhig geblieben, und Ludwig, seine Zeit zwischen frommen Uebungen, kirchlichen Einrichtungen und den Vergnügungen der Jagd theilend, führte, wie es scheint, ein ziemlich sorgenfreies, wenigstens von keinem sehr drückenden Kummer gebeugtes Leben. Diese seine Zufriedenheit ward nun noch um vieles durch ein Ereigniß erhöhet, das zwar bisher stets noch jedes Fürstenhaus und dessen Unterthanen mit Jubel und Freude erfüllte, sogar oft für die Zukunft nicht minder frohe Hoffnungen erregte, aber jetzt unter den einengenden Verhältnissen, in welchen Ludwig sich befand, über ihn selbst, seinen Palast, und ganzes Reich einen furchtbar zerstörenden Feuerbrand warf. Nach einer beinahe fünfjährigen Ehe nämlich ward die Kaiserin Judith *) endlich Mutter, und gebar ihrem Gemahl einen Prinzen. Der Neugeborne erhielt in der Taufe den Namen Carl, und ist derselbe, der nachher, als er den Thron bestiegen hatte, von der Geschichte mit dem Namen

*) Judith ist eigentlich so viel als Juta, ein Namen, der in jener Zeit, wie in den folgenden Jahrhunderten, den Töchtern aus adeligen Familien gar häufig gegeben ward. Ueberhaupt findet man in dem Mittelalter unter dem Adel nie, oder nur höchst selten alttestamentarische Namen.

arl der Kahle bezeichnet wird. Die Geschicht-
reiber jener Zeit, die man nicht wohl von einer
oßen Portion Leichtgläubigkeit frei sprechen kann,
wähnen einer Menge Unglück weissagender Zei-
en und Erscheinungen, welche der Geburt dieses
rinzen theils vorangingen, theils nicht sehr
nge darauf folgten. Ein ängstliches, Furcht er-
eckendes Geheul ward zu Aachen mehrere Nächte
ich einander in dem Palaste gehört; der Boden,
uf welchem dieser stand, fing mehrmals an zu
anken. Erdbeben stürzten Städte in Sachsen und
n Rhein. Feuer fiel vom Himmel. Schreckliche
onner- und Hagelschläge vernichteten überall die
offnungen der Landleute. Aus dem Munde eines
esessenen rief Satan selbst ein Weh nach dem an-
rn über die Nation der Franken; wegen der
ünden und Laster des Volkes und der Großen,
rach der Fürst der Finsterniß, habe er Macht er-
lten, mit noch größeren Plagen wie bisher das
eich zu schlagen *). Endlich erschien auch der
rzengel Gabriel einem blinden Mann aus Aqui-

*) Die Person, aus welcher ein böser Dämon sprach, soll eigentlich ein Mädchen von sechzehn Jahren gewesen seyn. Es wird hinzugesetzt, daß, als man den in ihr wohnenden unsaubern Geist um seinen Namen befragte, er geantwortet haben soll: er sey Satanas Helfers-helfer und seit geraumer Zeit Thürsteher der Hölle. Sogar Eginhard erwähnt (de translatione sancti Marcelli) ganz ernsthaft dieses Teufelsspukes. Die Verdorbenheit der Menschen, und die daher rührenden unglückschwangern Zeiten bejammernd, setzt Eginhard endlich noch hinzu: „in quibus (scil. „temporibus) non boni homines, sed mali dae-„mones doctores sunt, et incentores vitiorum „ac persuasores criminum de nostra nos cor-„rectione commovent."

tanien, mit Namen Alberich. Er gab demselben geheime Aufträge an Ludwig; es waren Vorschriften, welche dem Kaiser in Zukunft zur Richtschnur seines Privat- wie Regenten-Lebens dienen sollten. Was der Engel dem Alberich gesagt hatte, ließ dieser niederschreiben und die Schrift dem Kaiser überreichen, seine höhere Sendung bewies er dadurch, daß er, wie der Engel ihm befohlen, in die Hand zwei Wachskerzen nahm, welche sich hierauf sogleich von selbst anzündeten *). Zu allem diesem gesellten sich noch mehrere andere Wunder, die natürlicher Weise der Aberglaube eben so gierig verschlang, als schnell die Leichtgläubigkeit sie überall verbreitete **). Alles dieses machte jedoch keinen sehr großen Eindruck auf Ludwig; außer den natürlichen Unfällen, welche in diesen Jahren das Reich trafen, mochte er wohl, und nicht ohne Grund, das Uebrige größtentheils für Gaukelspiel halten, auch befolgte er Nichts, oder doch sehr weniges von dem, was in Alberichs von dem Engel dictirter Instruction geschrieben stand. Indessen nahm er doch, weil wirklich die Hand Gottes jetzt schon über dem Reiche und der Nation lag, zum Gebet und andern frommen Uebungen seine Zuflucht. Um die strafende Rechte des Herrn zu lenken, verordnete er ein dreitägiges, mit öffentlichen Betstunden verbundenes Fasten, und er selbst theilte Almosen, noch reichlicher als sonst, unter den Armen aus.

---

*) Die Geschichte von der Engelserscheinung findet man umständlich in den Annalen des Cardinals Baronius, aber, wie es scheint, ganz unrichtig, in das Jahr 828 gestellt.

**) So z. B. soll es auch Getraide geregnet haben, aber zu gleicher Zeit sollen auch mehrere Pfund schwere Steine vom Himmel gefallen seyn.

5. Aber desto erfreulicher war es für Ludwigs frommes Herz, als um die nämliche Zeit (823) der Dänen König Harald, der schon früher von Friesland aus mit dem Kaiser, gleich nach dessen Regierungsantritt in Verbindung getreten war, nun sammt seiner Gemahlin und einem zahlreichen Gefolge zu ihm nach Deutschland kam, und zwar um ein Christ zu werden, und sich taufen zu lassen. Natürlich ward durch die Bekehrung des Königs auch die Bekehrung der ganzen Nation vorbereitet, und dem Christenthum nun in die dem Wahne des Heidenthums so sehr ergebenen nordischen Länder ein neuer, und wie es den Anschein hatte, in gerader Linie zum Ziele führender Weg eröffnet. Harald fand demnach an Ludwigs Hofe die freundlichste Aufnahme. Die heilige Taufe hatte in der St. Albans Kirche zu Mainz mit der größten Pracht und Feierlichkeit Statt. Des dänischen Königs sämmtliche Begleiter folgten dem Beispiele ihres Herrn, und bei Harald und dessen Gemahlin übernahmen Ludwig und die Kaiserin Judith selbst die Pathenstelle.

6. Wie es scheint, hatte Harald mehr aus politischem Interesse, als aus wahrer Ueberzeugung sich taufen lassen. Er war ein Bruder des verstorbenen Königs Gottfried, und hatte gleich nach dem Tode desselben eine ihm den Thron streitig machende Parthei gegen sich. Indessen war er doch zur Herrschaft gelangt, die ihm aber jetzt Gottfrieds zu Jünglingen gereifte Söhne wieder zu entreissen suchten. Sie hatten einen zahlreichen und mächtigen Anhang; und um Hülfe bei Ludwig zu suchen, war eigentlich Harald nach Mainz gekommen, auch höchst wahrscheinlich blos, um des kaiserlichen Schutzes sich desto mehr zu versichern, ein Christ geworden. Nicht nur

die Christenheit zu schützen, sondern auch das christliche Reich zu mehren, und dessen Grenzen zu erweitern, war des hohen Amtes eines Kaisers. Treulich erfüllte Ludwig diese Pflicht, und zwar ohne alle Rücksicht auf eigenes Interesse: denn sein Bündniß mit Harald konnte ihm keine zeitlichen Vortheile gewähren, im Gegentheil mußte er sich jetzt schon zu einem sehr bedeutenden Opfer entschließen. Ein Heer gab zwar Ludwig dem Harald nicht mit, wohl aber einen durch Frömmigkeit ausgezeichneten Missionair, der nun, mit Hülfe noch einiger andern ihm beigeordneten Geistlichen, die Leuchte des Evangeliums auch unter den kalten, alles erstarrenden Eishimmel des Nordens tragen sollte *). Da jedoch mit Grunde zu befürchten war, daß Haralds Uebertritt zum Christenthum nur die Parthei seiner Feinde in Dänemark verstärken, vielleicht gar ihm den Rückweg in sein Königreich versperren könnte; so gab ihm der Kaiser jetzt schon, auf den Fall, wenn er aus seinem Königreiche vertrieben werden sollte, einen Strich Landes an der Jahde, und nachher auch noch Güter in dem Holsteinischen. Flemming, Haralds Bruder, erhielt von dem Kaiser die Insel Walchern.

7. Die Mission, welche der heilige Ansgarius übernahm, hatte anfänglich erwünschten Fortgang. Ansgar ging einige Zeit darauf sogar nach Schwe-

*) Daß Harald, wenn er auch nicht in seinem Herzen ein Heide blieb, doch wenigstens nur ein sehr lauer, unzuverlässiger Christ ward, beweiset sein von großer Verachtung zeugendes Betragen gegen die Missionaire, die ihn auf seiner Rückreise nach Dänemark begleiteten, und wovon in der Folge noch nähere Erwähnung geschehen wird.

den, und auch da fanden er und sein Wort willige Aufnahme. Dieser glückliche Anfang und Fortgang berechtigten zu den größten Hoffnungen, und der fromme Kaiser, in der festen Zuversicht einer nun bald erfolgenden Bekehrung des ganzen Nordens, stiftete jetzt schon das Bisthum Hamburg, welches zwei oder drei Jahre darauf (832) von dem Pabste, der Ludwig's frohe Hoffnungen vollkommen theilte, zu einem Erzbisthum erhoben ward. Leider hatte die um diese Zeit ausgebrochene Empörung der Söhne Ludwig's gegen ihren Vater auch auf diese Mission einen höchst verderblichen Einfluß. Da während des unseligen Familienzwistes nur Verwirrung und Anarchie unter den Franken herrschten, die Großen blos ihren Leidenschaften folgten, und um die Erhaltung des Reiches sich nicht bekümmerten, blieben auch die Grenzen desselben unbesetzt. Die heidnischen Normänner, die natürlich immer noch eine ganz unverhältnißmäßige Mehrzahl ausmachten, und wohl einsahen, daß in ihrem Lande Ludwig die Christen zu schützen für jetzt außer Stand gesetzt sey, fingen nun an, dieselben aller Orten auf das grausamste zu verfolgen. Harald ward wieder aus Jüttland vertrieben. Horick, einer der kühnsten normännischen Anführer, verjagte ihn sogar aus der Gegend an der Jahde, eroberte die Insel Walchern, und erschlug Haralds Bruder den Flemming. Während des noch ungleich blutigern, das fränkische Reich völlig entkräftenden Kampfes der Söhne Ludwig's untereinander, ward endlich in Jüttland die zarte, von dem heiligen Ansgar so mühsam gepflegte Pflanze des Christenthums bis auf die Wurzel ausgerottet. Auch in Schweden geschah das nämliche; besonders als die fränkische Nation bei allen barbarischen Volksstämmen nördlich von der Elbe in

die tiefste Verachtung gesunken war *). Jenseits dieses Flusses wollten die heidnischen Normänner keine

*) Dieses geschah, als die Normänner, wie wir in dem folgenden Zeitlaufe hören werden, in den Jahren 841, 43 und 45, nicht nur alle fränkischen Küstenländer ungehindert plünderten und verwüsteten, sondern auch mit ihren aus lauter leichten und kleinen Fahrzeugen bestehenden Seeräuber-Flotten die Flüsse weit hinauf segelten, eben so verheerend in die innern Provinzen des Reiches eindrangen, nirgends einen bedeutenden Widerstand fanden, und endlich gar Paris, und alle Städte rechts und links der Seine, nebst einer Menge Kirchen und Klöster ungestraft ausrauben, zerstören und niederbrennen konnten. — Reginar, ein normännischer Anführer, berichtete an Horik den über alle Erwartungen glücklichen Erfolg eines seiner seeräuberischen Züge. In lateinischer Uebersetzung steht ein Auszug dieses Berichtes in der dem Mönche Aimonius zugeschriebenen Translatio et miracula sancti Germani episcopi (bei Duchesne, Tom. II. auch bei Baronius ad an. 845. §. 25.). Hier heißt es: „Praeterea retulit (sc. Reginarius), quam bonam, quamque fertilem, et omnibus repletam copiis invenisset terram, populum vero eam incolentem ad dimicandum pavidum et timentem. Referatque dicens, quod majorem ibi mortui quam viventes haberent virtutem, nullum sibi invenerit resistentem quam Germanum senem mortuum." — Diese letzteren Worte beziehen sich auf verstorbene Heiligen, besonders den heiligen Martinus, und den heiligen Germanus, auf deren Fürbitte manche Oerter, Klöster und Kirchen wunderbarer Weise gerettet, und die Normänner von mancherlei Plagen unerklärbarer Weise befallen wurden, und dadurch abgeschreckt, von dem vorgehabten Raube oder der schon begonnenen Zerstörung wieder abließen. — Aber welcher ganz unbegreiflicher Unterschied zwischen den Franken gegen das Ende des achten Jahrhunderts, welche die Longobarden, Sachsen, Avaren und Sarazenen besiegten, Italien, Pannonien und Spanien bis an den Ebro eroberten, Deutschlands

:istliche Stadt, und viel weniger eine christliche
irche dulden. Sie vereinten also eine Flotte von
chshundert Fahrzeugen, und segelten vor Hamburg.
)er wilde Horik leitete in eigener Person diese Un-
rnehmung. Er war kurz vorher in Friesland ein-
:fallen, und obgleich in dem ersten Treffen über-
unden, hatte er doch gleich darauf in zwei auf
nander folgenden Schlachten einen vollständigen
)ieg erfochten. Die Belagerung war nicht von sehr
nger Dauer. Die Stadt, seit fünfzehn Jahren der
)itz eines Erzbischofes, ward von den heidnischen Nor-
männern erobert, rein ausgeplündert und niederge-
rannt. Der heilige Ansgarius und einige Geistlichen
etteten sich durch schleunige Flucht, und so war nun
ie schöne, zu den herrlichsten Hoffnungen berechtigende

Grenzen bis an die Elbe und Oder erweiterten, und blos durch den Schrecken ihres Namens alle barbarischen Nationen jenseits dieser Flüsse in staunender Ehrfurcht und einer Art von Abhängigkeit zu erhalten wußten; und dann wieder zwischen den Franken im Anfange des neunten Jahrhunderts, die, unvermögend selbst die innern Provinzen ihres Reiches zu vertheidigen, wegen ihrer Feigheit nun selbst einer Schaar undisciplinirter, des Krieges unkundiger Barbaren ein Gegenstand des Hohnes und der Verachtung wurden. Dahin führte der unter den ersten Carolingern unaufhörliche Familienzwist, und die daraus entstandene eben so gottlose, als gesetz- und kraftlose Verwaltung. Carl's des Großen, von ihm gegründete, christliche Weltreich beruhete vorzüglich auf der Personal-Größe seines Beherrschers; mangelte es daran, so fielen alle Bande, welche den ungeheuern Staatskörper zusammen ketteten, von selbst auseinander, und das durch die Selbstsucht und Ruchlosigkeit seiner Großen jedes Standes in seinem Mittelpunkte untergrabene und zerrissene Reich mußte dann nothwendig in äußerst kurzer Zeit beinahe auf die niedrigste Stufe von Ohnmacht und Unbedeutenheit herabsinken.

christliche Colonie bis in ihrer Wurzel zerstört. Mi
ungeheuern Beute, die in dem durch aufblühe
Handel jetzt schon ziemlich reichen Hamburg wa
wonnen worden, kam jedoch Horik nicht nach H
Cobo rückte mit einer Schaar rüstiger Sachsen h
ereilte den Räuber auf seinem Rückmarsch, schlu
in die Flucht, und nahm ihm den größten Theil s
Raubes wieder ab. Aber bei allem dem w
und blieben alle Spuren des Christenthums jen
der Elbe gänzlich vertilgt *).

III.

1. Was Ludwig und seine Gemahlin s
lichst gewünscht, aber schon kaum mehr gehofft
ten, hatte Gott ihnen geschenkt, nämlich einen P
zen. Er war der Liebling seines Vaters. Abe
mehr das königliche Kind heranwuchs, desto sc
rer drückten auch bange Sorgen wegen se
künftigen Schicksals das zarte, väterliche H
Gerne hätte Ludwig seinem Liebling ebenfalls ei
Ländertheil angewiesen; aber er hatte jetzt nichts n
zu geben; das ganze Reich war schon getheilt;
diese Theilung eigenmächtig umzustoßen, war ebe
gesetzwidrig, als gefahrvoll. Der Pabst hatte
Theilungsakt bestätigt, alle Großen des Reic
geistlichen wie weltlichen Standes, hatten ihn z
mal feierlich beschworen, und dieser unter der Sa
tion des heiligen Stuhles geleistete, und auf H
kommen und das Ehrgefühl der Nation gegrün

*) Von der Mission nach Dänemark und Schweden,
wie vorzüglich von dem heiligen Ansgarius, wird n
her an geeignetem Orte, nämlich in einem Abschn
der speciellen Kirchengeschichte; noch umständlicher
befriedigender die Rede seyn.

Eid verbürgte jedem der drei Söhne Ludwig's den ruhigen Besitz des ganzen ihm angewiesenen Ländertheils. Ludwig sah dies sehr wohl ein, auch entging es ihm nicht, wie gefährlich und verderblich es selbst für seinen so zärtlich geliebten Sohn, den jungen Carl, werden könnte, wenn er jetzt ohne die Einwilligung seiner Söhne zu einer neuen Ländertheilung schreiten wollte. Ludwig entschloß sich also, mehr durch Bitten, als durch sein väterliches Ansehen seine Söhne zu bewegen, ihm von dem, was sie von seiner übereilten Freigebigkeit erhalten, wenigstens einen kleinen Theil wieder zu überlassen. Zuerst wandte er sich an Lothar, der anfänglich zwar einen schwachen Widerstand leistete, jedoch bald, theils durch des Vaters Thränen gerührt, theils durch die Liebkosungen seiner schönen Stiefmutter gewonnen *), zu einer neuen Ländertheilung seine Einwilligung gab. In einer Aufwallung kindlicher und brüderlicher Liebe verband er sich sogar durch einen Eid, der Vormund seines von ihm über die heilige Taufe gehaltenen jüngsten Bruders zu werden, und ihn und die von dem Vater ihm angewiesenen Länder gegen innere wie äußere Feinde zu schützen. Leider war diese schöne Seelenstimmung nicht von langer Dauer. Durch seines tückischen Schwiegervaters, des Grafen Hugo, boshafte Einflüsterung, und die nicht minder verderblichen Rathschläge des Grafen Matfried **)

*) Judith oder Juta muß nicht nur eine sehr schöne, sondern auch geistvolle und durch einen wissenschaftlich gebildeten Verstand sich auszeichnende Fürstin gewesen seyn; wenigstens sagen die Annales Metenses von ihr: „Judith regina pulchra nimis, et sapientiae floribus optime instructa." —

**) Graf Matfried hatte sich erst unlängst mit des Kaisers geheimen Feinden in Verbindung gesetzt. Die

und noch einiger anderen unzufriedenen Großen, rieth Lothar bald wieder auf andere Gedanken. (reuete ihn, was er versprochen hatte; er dachte e

---

Ursache war folgende. Ludwig hatte den Hugo u Matfried seinem Sohne Pipin, dem Könige von Aq tanien, auf einem Feldzuge gegen die Sarazenen die Seite gesetzt; ihre Erfahrungen und Einsich sollten den jungen, des Krieges noch nicht kundi Monarchen in allen seinen Unternehmungen lei Aber um ihren Haß gegen Bernard, Herzog v Septimanien, zu befriedigen, wurden sie an d Kaiser und dem Reiche zu offenbaren Verräthe Bernard hatte nämlich in Catalonien, besonders der Gegend von Barcellona, sehr viele Güter; da nun diese von den Sarazenen recht könnten verwüstet w den, auch Bernard selbst, der bisher mit einer n sehr zahlreichen Schaar dem Feinde tapfern Wid stand geleistet hatte, recht in das Gedränge kä vielleicht gefangen, oder gar erschlagen würde, v zögerten Hugo und Matfried unter den seichtes Vorwänden ihren Marsch, ließen die Sarazenen r hig die ganze spanische Mark verheeren und ausr ben, selbst einen beutereichen räuberischen Zug n Aquitanien unternehmen, und kamen mit dem He erst dann an, als die Sarazenen mit ihrem gan unermeßlichen Raub unangegriffen und ohne Ver wieder in ihr Land zurückgekehrt waren. Diese n Schmach konnte die fränkische Nation nicht ruhig tragen. Laut beschuldigten die öffentliche Mein und die allgemeine Volksstimme die beiden Gräf der Verrätherei; und um der aufgeregten Nation e Opfer zu bringen, sah der stets nur zu gnädige u zum Verzeihen zu sehr geneigte Ludwig sich gezwu gen, Hugo und Matfried ihrer Würden zu entsetz und beiden ihre Lehen zu nehmen. Hinc illae l crimae! — Gleich allen Verbrechern behauptet natürlicher Weise auch die beiden Grafen ihre U schuld, und je schuldiger sie sich selbst in ihrem I nern fühlten, desto lauter schrieen sie jetzt über U gerechtigkeit und Kränkung von Seiten des Hofes.

Mittel, sein Versprechen zurückzunehmen, wo möglich seinen Eid zu entkräften, berathete sich darüber mit seinen beiden andern Brüdern, und da diese mit ihm gleicher Gesinnung waren, so sannen nun alle drei darauf, das Vorhaben ihres Vaters, wenn es nöthig seyn sollte, selbst durch Waffengewalt zu vereiteln.

2. Sobald des Kaisers Entschluß, eine neue Ländertheilung vorzunehmen, und seiner Söhne jetzt schon lautes Mißvergnügen darüber bekannt wurde, geriethen alle Gemüther in Gährung. Ein wildes, leidenschaftliches Treiben begann jetzt unter den Großen, geistlichen wie weltlichen Standes. Alle Unzufriedenen, alle, die von dem Hofe sich gekränkt oder beleidigt glaubten, sahen schon in freundlicher Perspective den herannahenden Triumph ihrer Rache. Ueberall bildeten sich Partheien und geheime Verbindungen. Gleich einem bösen Dämon schien ein wilder Faktionsgeist in alle Classen und Stände der Nation gefahren zu seyn; und von einem Ende bis zum andern ward das Reich ein weiter, ekelhafter Schauplatz der niederträchtigsten Ränke, der zügellosesten Leidenschaften und der verrätherischsten Anschläge gegen den Kaiser, gegen dessen Krone, und vielleicht sogar auch gegen seine Freiheit und sein Leben. Von allem diesem wußte und ahnte der arglose Ludwig nichts, oder nur wenig. Aber desto überraschender und niederschlagender war es für ihn, als er auf dem im folgenden Jahre zu Worms gehaltenen Reichstag die lautesten und zurückschreckendsten Beweise erhielt von der allgemeinen Unzufriedenheit der durch Ränke jeder Art aufgereizten Nation, von der Gährung, die unter allen Ständen herrschte, und der Undankbarkeit und Treulosigkeit so vieler seiner Großen, die er bisher seine Getreuen

nannte, und mit Gnaden und Wohlthaten überhäuft hatte. Seit Gründung der Monarchie war vielleicht noch nie ein Reichstag so stürmisch gewesen, als der zu Worms im Jahre 829. Alle Schranken, von Gott selbst zwischen einem Monarchen und dessen Unterthanen gesetzt, wurden mit beispielloser Frechheit überschritten; selbst die Majestät des Thrones ward verkannt, und die dem Monarchen schuldige Ehrfurcht verletzt. So z. B. sagte der düstere, zwar geistvolle, aber nicht leidenschaftlose Wala dem Kaiser in das Gesicht, die Ursache aller Zerrüttung im Staate sey blos, weil er sich zu viel um das Geistliche bekümmere, die Bischöfe aber zu sehr in alle weltliche Angelegenheiten sich mischten *). — Oeffentlich fragte er hierauf den Kaiser, ob er wohl glaube, daß, wenn er in Vertheilung der Bißthümer, Abteien und anderen Beneficien ganz nach eigener Einsicht verfahre, er zugleich denen,

*) Hierin hatte Wala vollkommen recht; auch konnte es ihm ohne allen Anstand erlaubt seyn, es öffentlich auszusprechen. — Zu welcher Monstruosität die fränkischen Bischöfe in jener Zeit ihr Ansehen und ihre Macht zu erheben wußten, davon werden wir noch in diesem Bande höchst merkwürdige Beispiele finden. Die unruhigen, anarchischen Zeiten benutzend, gingen sie unter den Carolingern immer weiter, und stellten endlich sogar den bis dahin unerhörten Grundsatz auf, daß sie, weil von Gott gesetzt, um die Sünder wieder auf den Weg der Gerechtigkeit zurückzuführen, nun auch die Macht hätten, Könige abzusetzen, sobald diese der Bischöfe belehrende und ermahnende Stimme nicht hören würden. Da sie jedoch hierin an dem römischen Stuhle keinen Mittel- oder Stützpunkt fanden, die Päbste im Gegentheil solche Anmaßungen öffentlich mißbilligten, und sie in die gehörigen Schranken zurückzuführen suchten; so zerfielen auch der fränkischen Bischöfe erschlichenes Ansehen und usurpirte Macht bald nachher wieder von selbst.

welchen er dergleichen Würden ertheile, auch alle Gaben des heiligen Geistes mittheilen könnte? Wala überhäufte den Kaiser mit Vorwürfen, und bezeichnete den sanftmüthigen frommen Ludwig, der mit mehr als menschlicher Geduld, aber gewiß auch mit einer eben so unverzeihlichen Verläugnung seiner hohen Würde, alles ruhig anhörte, gleichsam als den Urheber und die einzige Ursache aller im Reiche zur Tagesordnung gewordenen Verwirrung und Unordnung *). Noch Andere führten eine ähnliche, nicht minder heftige Sprache, und die ganze tobende Versammlung, von welcher vielleicht keiner recht wußte, was er eigentlich wollte, forderte nun von dem von nichts als Verrath umsponnenen Ludwig, daß er jetzt auf der Stelle wieder gut machen sollte, was nicht er, wenigstens nicht er allein, sondern sie alle sammt und sonders seit so vielen Jahren muthwillig oder vorsätzlich verdorben hatten.

3. Indessen ging doch dieser Reichstag, weil zum Glück in der Nähe von Worms kein Heer stand, das man allenfalls zur Empörung gegen den Kaiser hätte aufreitzen können, ruhig auseinander. Aber dem guten Ludwig, geschreckt durch seiner zahllosen Feinde wildes Geschrei, entsank jetzt vollends der Muth. Dem Sturm zu trotzen, fühlte er sich zu schwach; er entschloß sich demnach, die ganze schwere Last der Regierung auf die Schultern eines

*) Die kirchlichen Schriftsteller jener Zeit rühmen einstimmig Wala's hohe Frömmigkeit; auch die neueren, obgleich mit minder lauter Stimme, geben ihm dasselbe Lob. Aber nun möchte man wohl fragen, ob es denn eine ächte Frömmigkeit ohne Demuth gebe; und ob derjenige demüthig sey, der über die Handlungen seines von Gott ihm gesetzten Herrn und Königs sich eigenmächtig zum Richter aufwerfe.

durch seine Treue gegen ihn geprüften Mannes zu legen, der zugleich, Heldenmuth mit Klugheit und Einsicht verbindend, stark und kräftig genug wäre, jeder Gefahr wie jedem Feinde kühn und unerschrocken in die Augen zu blicken. Ludwig's Wahl fiel auf Bernard, Herzog von Septimanien. Er war ein Sohn des heiligen Wilhelms von Aquitanien, und der Gemahl einer Schwester des Grafen Wala. Als Soldat, Feldherr und Staatsmann hatte er alle glänzenden Eigenschaften seines eben so großen als liebenswürdigen Vaters geerbt; nur leider soll es ihm an dessen sanftem und, weil demüthigen, auch wahrhaft religiösen Herzen gefehlt haben, mithin auch an der Kraft religiöser Gesinnungen, und der Begeisterung derselben im gefahrvollen, entscheidenden Moment *). Am Hofe stand er schon mehrere Jahre in großem Ansehen. In vollem Maße besaß er das Zutrauen der Kaiserin, mithin auch jenes des Kaisers **); aber eben dadurch hatten auch Neid

*) Das Letztere beruhet jedoch blos auf dem Zeugniß des Paschasius Radbertus, des Abtes Wala Lebensbeschreibers, oder vielmehr unbedingten Panegyristen, der natürlicher Weise, um seinen Helden in ein desto helleres Licht zu stellen, die Gegner desselben in einem so viel wie nur möglich schwarzbraunen Colorit erscheinen lassen mußte.

**) Ludwig hatte seiner Gemahlin, der Kaiserin Juta, die Leitung und oberste Aufsicht über das gesammte Hofwesen übergeben, auch die jährlichen, sowohl zum Unterhalt des Hofes und der dazu gehörigen sehr zahlreichen höhern und niedern Dienerschaft, als auch zur Bezahlung der Leibwache bestimmten, ungemein bedeutenden Summen völlig ihrer Verfügung überlassen. Da nun Bernard, weil er vermöge des Amtes, das er an Ludwig's Hofe bekleidete, der Kaiserin über Vieles Bericht erstatten, und die nöthigen Befehle von ihr einholen mußte, zu jeder Stunde des Tages freien Zutritt bei ihr hatte; so gründeten Juta's und Ber-

und Mißgunst mit jedem Jahre die Zahl seiner Feinde vermehrt; die ärgsten unter denselben waren Lothar's Schwiegervater, der verrätherische Graf Hugo, und der nicht viel bessere Graf Matfried. Mit unumschränkter Gewalt übertrug jetzt Ludwig dem Herzog von Septimanien die Verwaltung des ganzen Reiches; auch seines jüngsten Sohnes Schicksal legte er in Bernards Hände; für die Erziehung des kaiserlichen Knaben sollte er sorgen, und ihn jetzt und in der Zukunft in allen seinen Rechten und Gerechtsamen schützen. Bernards hochfahrendem Geiste schien nichts unmöglich. Gefahren konnten ihn nicht schrecken, im Gegentheil seinen Muth nur noch höher steigern, und in dem Gefühle seiner vielleicht zu sehr überschätzten Kraft glaubte er mit Zuversicht jeder Gefahr trotzen, jedes Hinderniß besiegen zu können. Leicht gelang es ihm also, den Kaiser und dessen Gemahlin über nahe, wie noch ferne Zukunft jetzt vollkommen zu beruhigen.

4. Des Herzogs von Septimanien Erhebung auf einen so hohen Grad von Macht setzte auf das neue wieder alle Großen in die heftigste Bewegung. Grenzenlos war besonders die Wuth von Ludwig's und Bernard's zahllosen Feinden. Selbst die letzten und schwächsten Grenzen des Anständigen wurden nun mit der schamlosesten Frechheit überschritten; laut schmäheten die Empörer den Kaiser, die Kai-

nard's Feinde auf diesen einzigen, an sich ganz natürlichen, höchst unbedeutenden Umstand alle ihre schändlichen Verläumdungen und boshaften Anklagen, die außer dem eben erwähnten Dienstverhältnisse des Herzogs zu der Kaiserin nicht den mindesten Grad von Wahrscheinlichkeit hatten, und auch in der Folge nicht einmal von weitem erwiesen werden konnten.

die tiefste Verachtung gesunken war *). Jenseits dieses Flusses wollten die heidnischen Normänner keine

*) Dieses geschah, als die Normänner, wie wir in dem folgenden Zeitlaufe hören werden, in den Jahren 841, 43 und 45, nicht nur alle fränkischen Küstenländer ungehindert plünderten und verwüsteten, sondern auch mit ihren aus lauter leichten und kleinen Fahrzeugen bestehenden Seeräuber-Flotten die Flüsse weit hinauf segelten, eben so verheerend in die innern Provinzen des Reiches eindrangen, nirgends einen bedeutenden Widerstand fanden, und endlich gar Paris, und alle Städte rechts und links der Seine, nebst einer Menge Kirchen und Klöster ungestraft ausrauben, zerstören und niederbrennen konnten. — Reginar, ein normännischer Anführer, berichtete an Horik den über alle Erwartungen glücklichen Erfolg eines seiner seeräuberischen Züge. In lateinischer Uebersetzung steht ein Auszug dieses Berichtes in der dem Mönche Aimonius zugeschriebenen Translatio et miracula sancti Germani episcopi (bei Duchesne, Tom. II. auch bei Baronius ad an. 845. §. 25.). Hier heißt es: „Praeterea retulit (sc. Reginarius), quam bonam, quamque fertilem, et omnibus repletam copiis invenisset terram, populum vero eam incolentem ad dimicandum pavidum et timentem. Referatque dicens, quod majorem ibi mortui quam viventes haberent virtutem, nullum sibi invenerit resistentem quam Germanum senem mortuum." — Diese letztern Worte beziehen sich auf verstorbene Heiligen, besonders den heiligen Martinus, und den heiligen Germanus, auf deren Fürbitte manche Oerter, Klöster und Kirchen wunderbarer Weise gerettet, und die Normänner von mancherlei Plagen unerklärbarer Weise befallen wurden, und dadurch abgeschreckt, von dem vorgehabten Raube oder der schon begonnenen Zerstörung wieder abließen. — Aber welcher ganz unbegreiflicher Unterschied zwischen den Franken gegen das Ende des achten Jahrhunderts, welche die Longobarden, Sachsen, Avaren und Sarazenen besiegten, Italien, Pannonien und Spanien bis an den Ebro eroberten, Deutschlands

[…]stliche Stadt, und viel weniger eine christliche […]che dulden. Sie vereinten also eine Flotte von […]shundert Fahrzeugen, und segelten vor Hamburg. […]r wilde Horik leitete in eigener Person diese Un[…]nehmung. Er war kurz vorher in Friesland ein[…]allen, und obgleich in dem ersten Treffen über[…]nden, hatte er doch gleich darauf in zwei auf[…]ander folgenden Schlachten einen vollständigen […]eg erfochten. Die Belagerung war nicht von sehr […]ger Dauer. Die Stadt, seit fünfzehn Jahren der […]z eines Erzbischofes, ward von den heidnischen Nor[…]nnern erobert, rein ausgeplündert und niederge[…]nnt. Der heilige Ansgarius und einige Geistlichen […]teten sich durch schleunige Flucht, und so war nun […]schöne, zu den herrlichsten Hoffnungen berechtigende

Grenzen bis an die Elbe und Oder erweiterten, und blos durch den Schrecken ihres Namens alle barbarischen Nationen jenseits dieser Flüsse in staunender Ehrfurcht und einer Art von Abhängigkeit zu erhalten wußten; und dann wieder zwischen den Franken im Anfange des neunten Jahrhunderts, die, unvermögend selbst die innern Provinzen ihres Reiches zu vertheidigen, wegen ihrer Feigheit nun selbst einer Schaar undisciplinirter, des Krieges unkundiger Barbaren ein Gegenstand des Hohnes und der Verachtung wurden. Dahin führte der unter den ersten Carolingern unaufhörliche Familienzwist, und die daraus entstandene eben so gottlose, als gesetz- und kraftlose Verwaltung. Carl's des Großen, von ihm gegründete, christliche Weltreich beruhete vorzüglich auf der Personal-Größe seines Beherrschers; mangelte es daran, so fielen alle Bande, welche den ungeheuern Staatskörper zusammen ketteten, von selbst auseinander, und das durch die Selbstsucht und Ruchlosigkeit seiner Großen jedes Standes *in seinem Mittelpunkte* untergrabene und zerrissene Reich mußte dann nothwendig in äußerst kurzer Zeit beinahe auf die niedrigste Stufe von Ohnmacht und Unbedeutenheit herabsinken.

christliche Colonie bis in ihrer Wurzel zerstört. Mit der ungeheuern Beute, die in dem durch aufblühenden Handel jetzt schon ziemlich reichen Hamburg war gewonnen worden, kam jedoch Horik nicht nach Hause. Cobo rückte mit einer Schaar rüstiger Sachsen heran, ereilte den Räuber auf seinem Rückmarsch, schlug ihn in die Flucht, und nahm ihm den größten Theil seines Raubes wieder ab. Aber bei allem dem waren und blieben alle Spuren des Christenthums jenseits der Elbe gänzlich vertilgt *).

III.

1. Was Ludwig und seine Gemahlin sehnlichst gewünscht, aber schon kaum mehr gehofft hatten, hatte Gott ihnen geschenkt, nämlich einen Prinzen. Er war der Liebling seines Vaters. Aber je mehr das königliche Kind heranwuchs, desto schwerer drückten auch bange Sorgen wegen seines künftigen Schicksals das zarte, väterliche Herz. Gerne hätte Ludwig seinem Liebling ebenfalls einen Ländertheil angewiesen; aber er hatte jetzt nichts mehr zu geben; das ganze Reich war schon getheilt; und diese Theilung eigenmächtig umzustoßen, war ebenso gesetzwidrig, als gefahrvoll. Der Pabst hatte den Theilungsakt bestätigt, alle Großen des Reiches, geistlichen wie weltlichen Standes, hatten ihn zweimal feierlich beschworen, und dieser unter der Sanktion des heiligen Stuhles geleistete, und auf Herkommen und das Ehrgefühl der Nation gegründete

*) Von der Mission nach Dänemark und Schweden, so wie vorzüglich von dem heiligen Ansgarius, wird nachher an geeignetem Orte, nämlich in einem Abschnitte der speciellen Kirchengeschichte, noch umständlicher und befriedigender die Rede seyn.

Eid verbürgte jedem der drei Söhne Ludwig's den ruhigen Besitz des ganzen ihm angewiesenen Ländertheils. Ludwig sah dies sehr wohl ein, auch entging es ihm nicht, wie gefährlich und verderblich es selbst für seinen so zärtlich geliebten Sohn, den jungen Carl, werden könnte, wenn er jetzt ohne die Einwilligung seiner Söhne zu einer neuen Ländertheilung schreiten wollte. Ludwig entschloß sich also, mehr durch Bitten, als durch sein väterliches Ansehen seine Söhne zu bewegen, ihm von dem, was sie von seiner übereilten Freigebigkeit erhalten, wenigstens einen kleinen Theil wieder zu überlassen. Zuerst wandte er sich an Lothar, der anfänglich zwar einen schwachen Widerstand leistete, jedoch bald, theils durch des Vaters Thränen gerührt, theils durch die Liebkosungen seiner schönen Stiefmutter gewonnen *), zu einer neuen Ländertheilung seine Einwilligung gab. In einer Aufwallung kindlicher und brüderlicher Liebe verband er sich sogar durch einen Eid, der Vormund seines von ihm über die heilige Taufe gehaltenen jüngsten Bruders zu werden, und ihn und die von dem Vater ihm angewiesenen Länder gegen innere wie äußere Feinde zu schützen. Leider war diese schöne Seelenstimmung nicht von langer Dauer. Durch seines tückischen Schwiegervaters, des Grafen Hugo, boshafte Einflüsterung, und die nicht minder verderblichen Rathschläge des Grafen Matfried **)

*) Judith oder Juta muß nicht nur eine sehr schöne, sondern auch geistvolle und durch einen wissenschaftlich gebildeten Verstand sich auszeichnende Fürstin gewesen seyn; wenigstens sagen die Annales Metenses von ihr: „Judith regina pulchra nimis, et sapientiae floribus optime instructa.“ —

**) Graf Matfried hatte sich erst unlängst mit des Kaisers geheimen Feinden in Verbindung gesetzt. Die

und noch einiger anderen unzufriedenen Großen, gerieth Lothar bald wieder auf andere Gedanken. Es reuete ihn, was er versprochen hatte; er dachte auf

---

Ursache war folgende. Ludwig hatte den Hugo und Matfried seinem Sohne Pipin, dem Könige von Aquitanien, auf einem Feldzuge gegen die Sarazenen an die Seite gesetzt; ihre Erfahrungen und Einsichten sollten den jungen, des Krieges noch nicht kundigen Monarchen in allen seinen Unternehmungen leiten. Aber um ihren Haß gegen Bernard, Herzog von Septimanien, zu befriedigen, wurden sie an dem Kaiser und dem Reiche zu offenbaren Verräthern. Bernard hatte nämlich in Catalonien, besonders in der Gegend von Barcellona, sehr viele Güter; damit nun diese von den Sarazenen recht könnten verwüstet werden, auch Bernard selbst, der bisher mit einer nicht sehr zahlreichen Schaar dem Feinde tapfern Widerstand geleistet hatte, recht in das Gedränge käme, vielleicht gefangen, oder gar erschlagen würde, verzögerten Hugo und Matfried unter den seichtesten Vorwänden ihren Marsch, ließen die Sarazenen ruhig die ganze spanische Mark verheeren und ausrauben, selbst einen beutereichen räuberischen Zug nach Aquitanien unternehmen, und kamen mit dem Heere erst dann an, als die Sarazenen mit ihrem ganzen unermeßlichen Raub unangegriffen und ohne Verlust wieder in ihr Land zurückgekehrt waren. Diese neue Schmach konnte die fränkische Nation nicht ruhig ertragen. Laut beschuldigten die öffentliche Meinung und die allgemeine Volksstimme die beiden Grafen der Verrätherei; und um der aufgeregten Nation ein Opfer zu bringen, sah der stets nur zu gnädige und zum Verzeihen zu sehr geneigte Ludwig sich gezwungen, Hugo und Matfried ihrer Würden zu entsetzen, und beiden ihre Lehen zu nehmen. Hinc illae lacrimae! — Gleich allen Verbrechern behaupteten natürlicher Weise auch die beiden Grafen ihre Unschuld, und je schuldiger sie sich selbst in ihrem Innern fühlten, desto lauter schrieen sie jetzt über Ungerechtigkeit und Kränkung von Seiten des Hofes.

Mittel, sein Versprechen zurückzunehmen, wo möglich seinen Eid zu entkräften, berathete sich darüber mit seinen beiden andern Brüdern, und da diese mit ihm gleicher Gesinnung waren, so sannen nun alle drei darauf, das Vorhaben ihres Vaters, wenn es nöthig seyn sollte, selbst durch Waffengewalt zu vereiteln.

2. Sobald des Kaisers Entschluß, eine neue Ländertheilung vorzunehmen, und seiner Söhne jetzt schon lautes Mißvergnügen darüber bekannt wurde; geriethen alle Gemüther in Gährung. Ein wildes, leidenschaftliches Treiben begann jetzt unter den Großen, geistlichen wie weltlichen Standes. Alle Unzufriedenen, alle, die von dem Hofe sich gekränkt oder beleidigt glaubten, sahen schon in freundlicher Perspective den herannahenden Triumph ihrer Rache. Ueberall bildeten sich Partheien und geheime Verbindungen. Gleich einem bösen Dämon schien ein wilder Faktionsgeist in alle Classen und Stände der Nation gefahren zu seyn; und von einem Ende bis zum andern ward das Reich ein weiter, ekelhafter Schauplatz der niederträchtigsten Ränke, der zügellosesten Leidenschaften und der verrätherischsten Anschläge gegen den Kaiser, gegen dessen Krone, und vielleicht sogar auch gegen seine Freiheit und sein Leben. Von allem diesem wußte und ahnte der arglose Ludwig nichts, oder nur wenig. Aber desto überraschender und niederschlagender war es für ihn, als er auf dem im folgenden Jahre zu Worms gehaltenen Reichstag die lautesten und zurückschreckendsten Beweise erhielt von der allgemeinen Unzufriedenheit der durch Ränke jeder Art aufgereizten Nation, von der Gährung, die unter allen Ständen herrschte, und der Undankbarkeit und Treulosigkeit so vieler seiner Großen, die er bisher seine Getreuen

nannte, und mit Gnaden und Wohlthaten überhäuft hatte. Seit Gründung der Monarchie war vielleicht noch nie ein Reichstag so stürmisch gewesen, als der zu Worms im Jahre 829. Alle Schranken, von Gott selbst zwischen einem Monarchen und dessen Unterthanen gesetzt, wurden mit beispielloser Frechheit überschritten; selbst die Majestät des Throns ward verkannt, und die dem Monarchen schuldige Ehrfurcht verletzt. So z. B. sagte der düstere, zwar geistvolle, aber nicht leidenschaftlose Wala dem Kaiser in das Gesicht, die Ursache aller Zerrüttung im Staate sey blos, weil er sich zu viel um das Geistliche bekümmere, die Bischöfe aber zu sehr in alle weltliche Angelegenheiten sich mischten *). — Oeffentlich fragte er hierauf den Kaiser, ob er wohl glaube, daß, wenn er in Vertheilung der Bißthümer, Abteien und anderen Beneficien ganz nach eigener Einsicht verfahre, er zugleich denen,

---

*) Hierin hatte Wala vollkommen recht; auch konnte es ihm ohne allen Anstand erlaubt seyn, es öffentlich auszusprechen. — Zu welcher Monstruosität die fränkischen Bischöfe in jener Zeit ihr Ansehen und ihre Macht zu erheben wußten, davon werden wir noch in diesem Bande höchst merkwürdige Beispiele finden. Die unruhigen, anarchischen Zeiten benutzend, gingen sie unter den Carolingern immer weiter, und stellten endlich sogar den bis dahin unerhörten Grundsatz auf, daß sie, weil von Gott gesetzt, um die Sünder wieder auf den Weg der Gerechtigkeit zurückzuführen, nun auch die Macht hätten, Könige abzusetzen, sobald diese der Bischöfe belehrende und ermahnende Stimme nicht hören würden. Da sie jedoch hierin an dem römischen Stuhle keinen Mittel- oder Stützpunkt fanden, die Päbste im Gegentheil solche Anmaßungen öffentlich mißbilligten, und sie in die gehörigen Schranken zurückzuführen suchten; so zerfielen auch der fränkischen Bischöfe erschlichenes Ansehen und usurpirte Macht bald nachher wieder von selbst.

elchen er dergleichen Würden ertheile, auch alle
aben des heiligen Geistes mittheilen könnte? Wala
erhäufte den Kaiser mit Vorwürfen, und bezeich-
ete den sanftmüthigen frommen Ludwig, der mit
ehr als menschlicher Geduld, aber gewiß auch mit
ner eben so unverzeihlichen Verläugnung seiner hohen
ürde, alles ruhig anhörte, gleichsam als den Ur-
ber und die einzige Ursache aller im Reiche zur
agesordnung gewordenen Verwirrung und Unord-
ung *). Noch Andere führten eine ähnliche, nicht
inder heftige Sprache, und die ganze tobende Ver-
mmlung, von welcher vielleicht keiner recht wußte,
as er eigentlich wollte, forderte nun von dem
m nichts als Verrath umsponnenen Ludwig, daß
jetzt auf der Stelle wieder gut machen sollte,
as nicht er, wenigstens nicht er allein, sondern
e alle sammt und sonders seit so vielen Jahren
uthwillig oder vorsätzlich verdorben hatten.

3. Indessen ging doch dieser Reichstag, weil
m Glück in der Nähe von Worms kein Heer
nd, das man allenfalls zur Empörung gegen den
aiser hätte aufreitzen können, ruhig auseinander.
er dem guten Ludwig, geschreckt durch seiner zahl-
en Feinde wildes Geschrei, entsank jetzt vollends
r Muth. Dem Sturm zu trotzen, fühlte er sich
schwach; er entschloß sich demnach, die ganze
were Last der Regierung auf die Schultern eines

*) Die kirchlichen Schriftsteller jener Zeit rühmen ein-
stimmig Wala's hohe Frömmigkeit; auch die neueren,
obgleich mit minder lauter Stimme, geben ihm das-
selbe Lob. Aber nun möchte man wohl fragen, ob
es denn eine ächte Frömmigkeit ohne Demuth gebe;
und ob derjenige demüthig sey, der über die Hand-
lungen seines von Gott ihm gesetzten Herrn und
Königs sich eigenmächtig zum Richter aufwerfe.

durch seine Treue gegen ihn geprüften Mannes zu legen, der zugleich, Heldenmuth mit Klugheit und Einsicht verbindend, stark und kräftig genug wäre, jeder Gefahr wie jedem Feinde kühn und unerschrocken in die Augen zu blicken. Ludwig's Wahl fiel auf Bernard, Herzog von Septimanien. Er war ein Sohn des heiligen Wilhelms von Aquitanien, und der Gemahl einer Schwester des Grafen Wala. Als Soldat, Feldherr und Staatsmann hatte er alle glänzenden Eigenschaften seines eben so großen als liebenswürdigen Vaters geerbt; nur leider soll es ihm an dessen sanftem und, weil demüthigen, auch wahrhaft religiösen Herzen gefehlt haben, mithin auch an der Kraft religiöser Gesinnungen, und der Begeisterung derselben im gefahrvollen, entscheidenden Moment *). Am Hofe stand er schon mehrere Jahre in großem Ansehen. In vollem Maße besaß er das Zutrauen der Kaiserin, mithin auch jenes des Kaisers **); aber eben dadurch hatten auch Neid

*) Das Letztere beruhet jedoch blos auf dem Zeugniß des Paschasius Radbertus, des Abtes Wala Lebensbeschreibers, oder vielmehr unbedingten Panegyristen, der natürlicher Weise, um seinen Helden in ein desto helleres Licht zu stellen, die Gegner desselben in einem so viel wie nur möglich schwarzbraunen Colorit erscheinen lassen mußte.

**) Ludwig hatte seiner Gemahlin, der Kaiserin Juta, die Leitung und oberste Aufsicht über das gesammte Hofwesen übergeben, auch die jährlichen, sowohl zum Unterhalt des Hofes und der dazu gehörigen sehr zahlreichen höhern und niedern Dienerschaft, als auch zur Bezahlung der Leibwache bestimmten, ungemein bedeutenden Summen völlig ihrer Verfügung überlassen. Da nun Bernard, weil er vermöge des Amtes, das er an Ludwig's Hofe bekleidete, der Kaiserin über Vieles Bericht erstatten, und die nöthigen Befehle von ihr einholen mußte, zu jeder Stunde des Tages freien Zutritt bei ihr hatte; so gründeten Juta's und Ber-

nd Mißgunst mit jedem Jahre die Zahl seiner
einde vermehrt; die ärgsten unter denselben waren
othar's Schwiegervater, der verrätherische Graf
Hugo, und der nicht viel bessere Graf Matfried.
Mit unumschränkter Gewalt übertrug jetzt Ludwig
em Herzog von Septimanien die Verwaltung des
anzen Reiches; auch seines jüngsten Sohnes Schick-
l legte er in Bernards Hände; für die Erziehung
s kaiserlichen Knaben sollte er sorgen, und ihn jetzt
nd in der Zukunft in allen seinen Rechten und
Gerechtsamen schützen. Bernards hochfahrendem Geiste
hien nichts unmöglich. Gefahren konnten ihn nicht
hrecken, im Gegentheil seinen Muth nur noch höher
eigern, und in dem Gefühle seiner vielleicht zu
hr überschätzten Kraft glaubte er mit Zuver-
cht jeder Gefahr trotzen, jedes Hinderniß besiegen
u können. Leicht gelang es ihm also, den Kaiser
nd dessen Gemahlin über nahe, wie noch ferne
Zukunft jetzt vollkommen zu beruhigen.

4. Des Herzogs von Septimanien Erhebung
uf einen so hohen Grad von Macht setzte auf das
eue wieder alle Großen in die heftigste Bewegung.
Grenzenlos war besonders die Wuth von Ludwig's
nd Bernard's zahllosen Feinden. Selbst die letzten
und schwächsten Grenzen des Anständigen wurden
nun mit der schamlosesten Frechheit überschritten;
laut schmäheten die Empörer den Kaiser, die Kai-

---

nard's Feinde auf diesen einzigen, an sich ganz na-
türlichen, höchst unbedeutenden Umstand alle ihre schänd-
lichen Verläumdungen und boshaften Anklagen, die
außer dem eben erwähnten Dienstverhältnisse des Her-
zogs zu der Kaiserin nicht den mindesten Grad von
Wahrscheinlichkeit hatten, und auch in der Folge nicht
einmal von weitem erwiesen werden konnten.

serin, und deren zur höchsten Würde erhobenen Günstling. Die schändlichsten Verläumdungen, jede unsaubere Geburt einer befleckten Phantasie wurden jetzt als erwiesene, nicht mehr zu bezweifelnde Wahrheiten unter der Nation verbreitet. Oeffentlich ward die Kaiserin als eine Ehebrecherin, und als deren Buhle und Carls wahrer Vater der Herzog von Septimanien bezeichnet, der nun jetzt seinen mit einer schändlichen Buhlerin in Sünde und Schande erzeugten Sohn sogar auf einen Thron erheben wollte. Der Kaiser, hieß es, müsse verrückt seyn, da er, zu Gunsten eines ihm unterschobenen Bastardes, das Erbe seiner eigenen Kinder schmälern wolle. Man conspirirte jetzt nicht mehr in Geheim, sondern offen und ohne Scheu. Den Häuptern der Empörung war ungemein vieles daran gelegen, Männer von vorzüglich gutem Rufe und einem notorisch tadellosen Wandel auf ihre Seite zu ziehen, um durch deren Beitritt ihrem ruchlosen Unternehmen wenigstens in den Augen eines gewöhnlich stupiden Volkes einen Schein von Gerechtigkeit zu geben. Sie wendeten sich daher an mehrere durch wahre oder anscheinende Frömmigkeit ausgezeichnete Bischöfe und Aebte, unter andern auch an Wala, und dieser, wie jene, waren albern genug, sich bethören zu lassen, und der rebellischen Rotte und deren bodenlos schlechten Sache ihr ganzes, nichts weniger als unbedeutendes Ansehen zu leihen. Wala übernahm sogar den Auftrag, den Kaiser an die Heiligkeit des Eides zu erinnern, ihn daher zu ermahnen, von seinem Vorhaben abzulassen, und treulose Rathgeber und besonders den Herzog von Septimanien, der alle Stände verwirre und unterdrücke, von sich zu entfernen. Wala begab sich demnach wirklich nach Aachen; da man aber am Hofe schon den Zweck seiner Reise kannte; so ließ ihm Bernard sagen, er

chte bedenken, daß er jetzt Abt von Corbie wäre,
hin blos für das zu sorgen habe, was seines
ites sey, nämlich sein Kloster gut zu regieren,
d seine Mönche in Zucht und Ordnung zu erhal-
. In Staatsgeschäften und Reichsangelegenheiten
e er sich nicht zu mischen, und seiner Weisheit
: seines guten Rathes bedürften weder der Kaiser,
h der Herzog *). Im festen Vertrauen auf des

*) Ganz gewiß glich auch Wala, Abt von Corbie, jetzt nicht mehr jenem Grafen Wala, der einst Carl's des Großen Vertrauter und erster Rathgeber war. Die Zeiten hatten sich völlig umgestaltet, und weder Er, noch irgend ein Anderer, würden den an anarchischen Convulsionen leidenden Staat sobald wieder haben herstellen können. Forscht man bei den Geschichtschreibern und Chronikern jener Zeit nach den eigentlichen Beschwerden der Nation gegen die Regierung; so findet man dort gewöhnlich alles nur in allgemeinen, vagen Ausdrücken ausgesprochen; bestimmte Thatsachen werden nicht angegeben. Was sich daraus ergibt, ist blos, daß alles unzufrieden war, und seine Unzufriedenheit immer lauter und ungestümer kund gab; und gewiß nur deßwegen, weil Niemand den Monarchen fürchtete, von dessen Güte aber jeder alles hoffen und erlangen zu können glaubte. Mit verschwenderischer Freigebigkeit hatte Ludwig Vieles an Viele verschenkt; aber eben daher wollten nun auch Alle und zwar Alles haben; da dieses nicht seyn konnte, nahm die Unzufriedenheit immer zu, und von Dankbarkeit war selten oder nie die Rede. Der ganze Fehler lag blos in des Kaisers in unverzeihliche Schwäche ausartender, und dabei oft selbst furchtsamer Gutmüthigkeit. Hätte Ludwig, gleich seinem großen Vater, alle Jahre in Begleitung einer zahlreichen, einem kleinen Heere, wie unter Carl, ähnlichen Leibwache seine Provinzen unaufhörlich durchreiset, jeden Ungehorsam oder Unfug auf der Stelle strenge bestraft, mithin hie und da bisweilen einen unruhigen Grafenkopf unter dem Schwerte des Henkers fallen lassen; so würde gewiß auch unter ihm alles so ruhig

Letztern Einsicht, Klugheit und Heldengeist that Ludwig jetzt den letzten entscheidenden Schritt, und erließ ein kaiserliches Edikt, in welchem er seinen jüngsten Sohn Carl zum König erklärte, und zu seinem Reichstheil nun Allemannien, Rhätien und einen Theil von dem alten Burgund ihm anwies. Unbekümmert um das Toben seiner, wie er wähnte, ohnmächtigen Feinde, ging Ludwig hierauf nach Frankfurt, belustigte sich allda das Spätjahr über mit der Jagd, brachte den Winter ganz ruhig in Aachen zu, und bereiste im Anfange des Frühlings seine niederländischen Seehäfen.

5. Aber gerade in demselben Jahre (830.) brach nun auch der lange genährte und längst beschlossene Aufruhr in vollen Flammen aus. Seinen Ausbruch beförderte und begünstigte nicht wenig ein von dem Kaiser erlassenes allgemeines Aufgebot gegen die Bretagner. Es ist bemerkenswerth, daß Ludwig sich nie an die Spitze seiner Heere stellte, als wenn er einen, man darf wohl sagen, wenig mühsamen, und beinahe ganz gefahrlosen Zug gegen Bretagne unternahm. Es war ein armes, von allen Bedürfnissen zu einem bequemlichen Leben entblößtes Land; aber die Einwohner waren ein nüchternes, äußerst genügsames, dabei kriegerisches, ihre Freiheit über alles liebendes, und deswegen kaum zu bändigendes Volk. Schon mehrere fruchtlose Versuche hatten sie gemacht, sich dem fränkischen Joche zu entziehen, und obgleich oft besiegt, glaubten sie sich doch nie überwunden, und was bisher ihnen noch immer mißlungen war, wagten sie dennoch stets

geblieben seyn, wie unter seinem Vater, der doch oft ungleich härtere Maßregeln sich erlauben zu müssen glaubte, als es je dem sanftmüthigen, mönchisch frommen Ludwig in den Sinn gekommen wäre.

wieder auf das neue. Ludwig hatte schon einige Züge gegen die Bretagner in eigener Person geführt. Im Jahre 824 durchzog er das arme Land nach allen Richtungen, sechzig Tage lang alles mit Feuer und Schwert verheerend. Wie gewöhnlich gelobten auch damals die Einwohner wieder Unterwerfung und Gehorsam, stellten Geißeln, und ihr Herzog Viomarch kam sogar im folgenden Jahre nach Aachen, huldigte dem Kaiser, erhielt von demselben reiche Geschenke, und fiel dann, sobald er in sein Vaterland zurückgekehrt war, sogleich wieder feindlich in die an die Bretagne grenzenden fränkischen Provinzen. Um diesen Raubzügen ein Ende zu machen, hätte es beinahe eines neuen Feldzuges bedurft, wäre der kühne und tapfere Viomarch nicht auf einem seiner Landhäuser von Lambert, Grafen von Nantes, plötzlich überfallen und erschlagen worden. Nach Viomarchs Tod blieb das Land einige Zeit ruhig. Wie es scheint, wollte diesmal Ludwig den unbändigen Bretagnern, wie einst Carl der Große den Sachsen, gleiches Schicksal bereiten. Vier Heere, das eine geführt von seinem ältesten Sohne Lothar, das zweite von Pipin von Aquitanien, das dritte von Ludwig von Bayern, und endlich das vierte vom Kaiser selbst, sollten zu gleicher Zeit in die aufrührische Provinz einrücken. Unter den Mauern von Rennes, der Hauptstadt des Landes, sollten sämmtliche vier Heere sich vereinigen. — Leider waren von den großen Vasallen schon alle niederen, und von diesen auch das gemeine Volk zum Aufruhr verführt. Nur mit Unwillen folgte man daher jetzt dem kaiserlichen Panier, und äußerst unbedeutend war die Zahl derjenigen, die unter den Fahnen des Kaisers sich einfanden *). Mit diesem schwachen

*) Bemerken müssen wir hier jedoch, daß die Franken anfingen, der mühseligen, gewöhlich fruchtlosen Feldzüge gegen

Heere zog der Kaiser doch einstweilen längs der Küste nach St. Omer, wo bald darauf auch sein dritter Sohn Ludwig mit den bayerschen Schaaren zu ihm stieß.

6. Mit einem zahlreichen Heere, das unter Weges sich noch immer verstärkte, hatte indessen auch Pipin aus Aquitanien sich in Marsch gesetzt. Ihm entgegen eilten sogleich die Grafen Hugo und Matfried, der Abt Wala, der Erzbischof Agobard von Lyon, Jesse, Bischof von Amiens, Hilduin, Abt von St. Denis und noch mehrere andere Häupter der Empörung. Sie foderten den jungen König auf, den gegenwärtigen Augenblick, da er jetzt an der Spitze eines den schwachen Schaaren des Kaisers zehnfach überlegenen Heeres stünde, ungesäumt zu benutzen, um die Schmach seines Hauses zu tilgen, die bösen Rathgeber von seinem Vater zu entfernen, und der im Reiche herrschenden Verwirrung ein Ende zu machen; kurz, nur mit andern Worten foderten sie ihn auf, sacrilegische Hände an die Person seines Vaters und Kaisers zu legen,

---

die Bretagner höchst überdrüßig zu werden. Dieser Krieg war bisher auf eine Art geführt worden, daß er nur durch eine beinahe völlige Ausrottung oder Verpflanzung der Nation hätte können beendigt werden. Dies schon ward von Wenigen gebilligt. Aber nun war in dem armen Lande auch keine Beute zu hoffen, wohl aber in den öden, ungebauten Gegenden Mangel an Nahrung für Menschen und Pferde, mithin großer Verlust an den letztern, und endlich noch Seuchen und ansteckende Krankheiten, im Gefolge einer Menge anderer Mühseligkeiten, zu erwarten. Natürlich mußte alles dieses zusammen bei den Franken den Wunsch erzeugen, daß man die armen Einwohner Armorikums so lange als nur immer möglich in Ruhe lassen möchte.

m Krone und Scepter zu entreissen, und dann das
ben wie die Freiheit ihrer eigenen Feinde, sammt
ren Güter und Ehrenstellen, ihnen preiszugeben.
u ihren Versprechungen kräftigen Beistandes, Treue
nd Anhänglichkeit, sollen die Aufrührer sogar noch
ohende Worte hinzugefügt haben. Wie dem aber
ich seyn mag; Pipin ward von dem Strome hin-
rissen, und war nun von Ludwig's Söhnen der
ste, welcher die Fahne der Empörung gegen sei-
n Vater erhob. Statt gegen die Grenzen von
retagne zu marschiren, ging Pipin bei Orleans
er die Loire, vertrieb den von dem Kaiser ge-
zten Statthalter, den Grafen Odo, aus der
tadt, und übergab die Befehlshaberstelle und das
hen dem Verräther Matfried *). Er schlug hier-
f mit seinem Heere die Straße nach Paris ein,
d rückte mit demselben bis Verberie (Werim-
ia) vor. Sobald Ludwig von Bayern von dieser
ewegung Nachricht erhalten hatte, verließ er so-
ich nächtlicher Weile das Heer seines Vaters,

*) Graf Matfried, wie Hugo, waren zwar von Ludwig selbst seinem Sohne Pipin auf jenem Zuge gegen die Sarazenen an die Seite gesetzt worden, auch waren sie es offenbar, die während dieses Feldzuges alles ordneten und leiteten. Aber dem Anscheine nach standen sie doch unter den Befehlen Pipins, und ihre Bestrafung mußte daher nothwendig auch auf den jungen König zurückfallen. In den Augen der Nation theilte Pipin immer einiger Maßen die Schmach der ihrer Würden und Ehrenstellen entsetzten Grafen. Seiner eigenen Ehre wegen mußte also der König von Aquitanien sich wenigstens stellen, als wenn er der Rechtfertigung der beiden Bestraften, und deren Klagen über erlittene Ungerechtigkeit Glauben beimesse; und nun seine vorgebliche Ueberzeugung durch die Wiedereinsetzung Matfrieds öffentlich kund geben.

zog nach Verberie, und vereinigte sich dort mit seinem Bruder. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach standen auch die wenigen Vasallen, die sich um den Kaiser gesammelt hatten, mit den Häuptern der Verschwörung in Verbindung; denn unter Ludwig's eigenem Heere brach jetzt ebenfalls der Aufruhr aus; es weigerte sich, dem Kaiser weiter zu folgen, und drang mit wildem, drohendem Geschrei in ihn, es unverzüglich nach Compiegne, nur drei Stunden von Verberie, zu führen. Ludwig, der bei diesem tumultuarischen Auftritte alle Fassung verlor, fügte sich dem Begehren seines meuterischen Heeres, brach das Lager bei St. Omer ab, und marschirte nach Compiegne. Aber kaum war er allda angekommen, als gleich schon in der darauf folgenden Nacht seine sämmtlichen Schaaren in das feindliche Lager seiner Söhne übergingen.

7. Ludwig war nun von Allen verlassen; die wenigen Getreuen, die noch bei ihm ausharren wollten, entließ er jetzt selbst, bat auch den Herzog von Septimanien, oder befahl es ihm vielmehr, durch schleunige Flucht für seine eigene Person zu sorgen. Bernard floh also nach Catalonien, und schloß sich in der wohl befestigten Stadt Barcellona ein. Ludwig ging hierauf seinen Söhnen entgegen, und überlieferte sich gleichsam selbst in ihre Hände. — Pipin, wie auch Ludwig von Bayern, und die sie umgebenden Häupter der Empörung behandelten zwar den Kaiser mit allen äußern Merkmalen der der Majestät gebührenden Ehrfurcht *); verwundeten aber

*) Ob jedoch Pipin und Ludwig von Bayern, wenn sie mit ihrem Vater allein waren, denselben nicht wenigstens durch schnöde und ungeziemende Worte mißhandelten, dies ist eine noch nicht ganz ausgemachte

desto tiefer und schmerzhafter die Seele des gebeugten Monarchen durch harte Mißhandlung seiner Gemahlin und schonungsloses, ja wohl grausames Betragen gegen einige seiner treuesten Diener. Dem Heribert, einem Bruder des Herzoges von Septimanien, wurden die Augen aus dem Kopfe gerissen. Graf Odo, ebenfalls ein Verwandter Bernhards, den der Kaiser an Matfrieds Stelle zum Grafen von Orleans geordnet, Pipin aber, wie wir so eben gehört, dieser Würde wieder entsetzt hatte, ward, nachdem man ihn alles ritterlichen Geschmucks beraubt und seine Waffen zerbrochen hatte, in das Elend verwiesen und aller seiner Güter verlustig erklärt. Zweien Brüdern der Kaiserin, Conrad und Rudolph, wurden die Köpfe geschoren und beide in ein Kloster gesteckt. Noch einigen andern dem Kaiser ergebenen Männern ward ebenfalls das Verbannungsurtheil gesprochen. Die Kaiserin war, als sie auf dem Wege zu ihrem Gemahl den Ausbruch der Empörung vernahm, in das Marienkloster zu Laon geflohen. Bald hatten die Meuterer Jutas Aufenthalt erkundet. Mit einer zahlreichen Schaar Soldaten wurden die Grafen Werin und Lantbert abgeschickt, die unglückliche Fürstin gewaltsam aus ihrem Zufluchtsort zu reissen und nach Compiegne zu führen. Welche Aufnahme Juta bei ihren beiden Stiefsöhnen gefunden, und was zwischen ihr und der jetzt über sie triumphirenden aufrührischen Rotte vorgefallen seyn mag, davon haben uns die

---

Sache; denn Nithard, von Ludwig's ältestem Sohne Lothar sprechend, sagt: — — „Ipse (scil. Lotharius) nihil tunc temporis patri intulisse visus est dedecoris.“ Woraus man beinahe schließen könnte, daß Ludwig's beide jüngere Söhne sich wohl etwas dergleichen möchten erlaubt haben.

gewöhnlich alles Detail verschmähenden Chroniker jener Zeit nichts gemeldet; wohl möglich, daß vielleicht auch die Geschichte, erröthend über solche Greuelscenen, sie der Nachwelt zu überliefern sich schämte; kurz, Ludwig's liebenswürdige Gemahlin ward als eine aller von Rachsucht und verleumderischer Bosheit ihr zu Last gelegter Schandthaten vollkommen überwiesene Verbrecherin behandelt, zwischen dem Kloster oder einem schmähligen Tod ihr die Wahl gelassen, und überdies noch das Versprechen ihr abgequält, auch ihren Gemahl zu bewegen, der Krone zu entsagen und den kaiserlichen Purpur gegen ein Mönchsgewand zu vertauschen. Um ihr Versprechen erfüllen zu können, ward der Kaiserin gegönnt, mit ihrem Gemahl allein zu sprechen. Wie erschütternd es für Ludwig's weiches Herz seyn mußte, als er von seiner zärtlichst geliebten Gemahlin, wie es jetzt das Ansehen hatte, auf immer Abschied nehmen sollte, läßt sich leichter nachempfinden, als beschreiben. Jedoch mehr um ein ihm so theueres Leben als um das seinige besorgt, gab er seine Einwilligung dazu, daß Juta sich von ihm trenne, und ihre übrigen Tage in einem Kloster vertraure*); was aber seine eigene Person betraf, so erklärte er, daß der Schritt, wozu man ihn bereden wolle, einer reifen Ueberlegung bedürfe, ihm daher auch, be-

*) Wie es scheint, hatte die Kaiserin, trotz der ihr drohenden Gefahr, dennoch die ihr gemachte Zumuthung in ein Kloster zu gehen standhaft verweigert; denn Theganus, obgleich er den ganzen gottlosen Hergang äußerst mangelhaft erzählt, sagt doch ganz bestimmt: „Supradicti Impii mentientes omnia, suscipientes reginam Judith, eamque vi velantes et in Monasterium mittentes,“ — das vi velantes ist ein, seiner Folgen wegen, wie wir sehen werden, nicht unmerkwürdiger Umstand.

vor er sich darüber aussprechen könne, eine angemessene ruhige Bedenkzeit gelassen werden müsse. Judith ward nun von ihrem Gemahl wirklich getrennt, und in das Kloster der heiligen Radegundis nach Poitiers gebracht.

8. Indessen wußten weder Pipin noch Ludwig von Bayern, sammt den übrigen Häuptern der Revolution, was denn eigentlich mit dem gefangenen Kaiser jetzt zu thun sey. Dieser ihrer Verlegenheit machte Lothar ein Ende, der, weil er den weitesten Marsch zu machen hatte, erst im Monat Mai mit seinem Heere bei Compiegne ankam. Der bekannte Graf Hugo und noch mehrere Andere, die an der Spitze der Verschwörung gestanden, vorzüglich der Abt Wala, der Bischof Jesse von Amiens und der Erzkaplan Hilduin gaben Lothar den Rath, seinen Vater auf einem in einer neustrischen Stadt zusammen zu berufenden Generalconvent von der Nation förmlich des Throns entsetzen zu lassen. Lothar, in dessen Brust noch nicht jeder Funke von kindlichem Pflichtgefühl erloschen war, und dem sein Gewissen wohl auch sagen mochte, daß es des gegen den Vater begangenen Frevels jetzt genug sey, verwarf mit edelm Unwillen diesen Rath. Da er jedoch den gegenwärtigen Augenblick nicht ungenützt vorübergehen lassen wollte, so hielt er es für ungleich rathsamer und gefahrloser, seinem Vater zwar weder die kaiserliche Würde noch den kaiserlichen Titel zu rauben, ihn aber desto sorgfältiger bewachen zu lassen, Alle, die einigen Einfluß auf ihn haben könnten, von ihm zu entfernen, blos mit seinen eigenen Creaturen ihn zu umgeben, kurz einen blosen Schattenkaiser aus ihm zu machen, und in dessen Namen dann sich aller Gewalt und aller Rechte eines wirklichen Monarchen zu bemächtigen. Dieser

Plan ward von dem in der Eile jetzt nach Compiegne berufenen Reichstag ohne weiteres, und nur unter andern Worten und Formen allgemein genehmigt. Ludwig's Söhnen erster Ehe ward der ungeschmälerte Besitz der ihnen angewiesenen Länder auf das neue bestätigt, der nachgeborne Prinz Carl aber von allem Antheil an der Herrschaft ausgeschlossen. Pipin und Ludwig sollten nach ihren Staaten zurückkehren, und ihre Heere auseinander gehen lassen; Lothar aber, ohnehin schon mit dem Kaisertitel geschmückt, sollte bei dem Vater bleiben, und gemeinschaftlich mit demselben das Reichsregiment übernehmen.

9. Der Wahrheit nach war also Lothar jetzt unumschränkter Herr, Ludwig der Gefangene seines Sohnes, und blos dem Namen und dem Scheine nach Kaiser. Aber bei allem dem wünschte dennoch Lothar nichts sehnlicher, als daß sein Vater selbst auch diese letzte schwache Illusion zerstören, dem Throne freiwillig und aus innerm Antriebe entsagen, und in irgend ein Kloster sich zurückziehen möchte. Aus diesem Grunde umgab er ihn nun mit lauter Mönchen, die den Auftrag hatten, des Vaters ehemalige Sehnsucht nach klösterlicher Abgeschiedenheit auf das neue wieder in ihm zu wecken, ihm daher von den Reizen des klösterlichen Lebens, von den Gefahren des stürmischen Weltlebens, und der nur innerhalb heiliger Klostermauern zu findenden steten Seelenruhe rc. rc. unaufhörlich vorzuschwätzen. Zum Glück waren die Mönche, welche Lothar gewählt hatte, ganz verständige, rechtliche Männer. Anfänglich erfüllten sie ihren Auftrag mit aller Treue. Als sie aber sahen, daß Ludwig allen ihren Zudringlichkeiten eine unerschütterliche Festigkeit entgegensetzte; als sie ferner, durch ihren ununterbro-

chenen Umgang mit dem Kaiser, dessen sanftes, gutes Herz, und dessen aufrichtigen, blos das Beste der Kirche und des Staates bezweckenden Willen erkannten, sich auch vollkommen überzeugt hatten, daß, seitdem Lothar regiere, die Sachen auch nicht um ein Haar besser gingen, daß an der Reichsverwaltung nicht das mindeste gebessert ward, und Lothar's einflußreichste Räthe die stets zunehmende Verwirrung nur zu ihrem eigenen Vortheil zu benutzen suchten *), änderten sie ihre Gesinnungen, und anstatt den Kaiser zum Klosterleben zu bereden, befestigten sie ihn vielmehr in seiner Widersetzlichkeit, riethen ihm, wo möglich seine Fesseln zu zerbrechen, und belebten immer mehr und mehr seinen Muth durch die nicht ungegründete Hoffnung auf eine gar nicht mehr sehr ferne bessere Zukunft.

10. Durch mehr als gewöhnliche Geistesgaben ausgezeichnet, befand sich unter den Mönchen, welche Lothar seinem Vater beigesellt hatte, ein gewisser Guntobald. Unter seinem demüthigen Mönchsgewand schlug ein kräftiges Herz; mit Taubeneinfalt verband er Schlangenklugheit; kannte die Welt und die Menschen, und, kam es darauf an, ein gutes Werk zu Stande zu bringen, so fühlte er sich stark genug, auch mit eigener Gefahr jedem Hinderniß zu trotzen. Wie es scheint, sollte er zur Befreiung Ludwig's ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung werden. Aus freiem Antriebe unterzog sich also Guntobald dem gewagten Unternehmen, der Gefangenschaft seines Kaisers ein Ende zu machen. Vor Allem fing er damit an, daß er Ludwig's drei Söhne

*) Res autem publica, quoniam quisque cupiditate illectus sua quaerebat, cotidie deterius ibat. (Nithard. l. 1. apud du Chesne T. II. P. 360.)

in ihrem bisher gemeinschaftlichen Interesse zu trennen suchte; ganz in Geheim machte er demnach mehrere Reisen bald zu Pipin von Aquitanien, bald zu Ludwig von Bayern, führte ihnen des Vaters schmachvolle Gefangenschaft recht ernstlich zu Gemüthe, und stellte ihnen dabei vor, wie sehr sie jetzt gegen ihr eigenes Interesse handelten, indem sie ja unter einem so gütigen und gerechten Kaiser, wie Ludwig, ungleich weniger eingeengt und in ihren Rechten ungekränkter leben würden, als unter ihrem hochfahrenden, herrschsüchtigen ältesten Bruder, von dem sie nichts zu erwarten hätten, als daß er sie bald nur als die ersten Vasallen seines Reiches betrachten würde. — Schon dieses machte ziemlichen Eindruck; als aber Guntobald ihnen nun gar im Namen ihres Vaters versprach, daß ihr Ländertheil auf Kosten Lothars bedeutend vermehrt werden sollte, gelang es ihm, und zwar mehr als er erwarten konnte, beide Brüder völlig für seinen Zweck zu gewinnen. Guntobald wandte sich hierauf auch an die niedern Vasallen und Volksklassen. Ueberall und in allen Predigten erhob er des Kaisers Frömmigkeit und hohe Tugenden, bejammerte öffentlich dessen gegenwärtiges trauriges, so wenig verdientes Schicksal, schilderte in den grellsten Farben den Undank der Söhne, sprach unaufhörlich von den ganz gewiß bald herannahenden göttlichen Strafgerichten, und bewirkte durch alles dieses endlich eine gänzliche Umänderung aller Gemüther.

11. Indessen hatten Ludwig's Feinde, deren Anzahl größtentheils, wie z. B. die Grafen Hugo, Matfried, Lantbert, die Bischöfe von Lyon, Rheims, Amiens, die Aebte von St. Denis, Corbie ꝛc. ꝛc. aus neustrischen Herren bestand, ihren Plan, den alten Kaiser förmlich absetzen zu lassen; nichts we-

iger als völlig aufgegeben. Sie trugen daher ein-
immig auf einen neuen, in einer Stadt Neustriens
)es eigentlichen Frankreichs) zu haltenden Reichstag
n, auf welchem alles, was jener von Compiegne
nvollendet gelassen, nunmehr für immer geord-
et und befestiget werden sollte. Hiezu mußte nun
eilich der gefangen gehaltene Schattenkaiser seine
inwilligung geben; aber auf den Rath seines klu-
:n und treuen Mönchs drang Ludwig jetzt, so
eit es nur immer sein väterliches Ansehen noch
:rmochte, in Lothar, und bewirkte es auch bei
:mselben, daß der Reichstag in keiner neustrischen
)tadt, sondern in Nimwegen sollte gehalten werden.
)untobald hatte nämlich seinem Herrn begreiflich ge-
acht, daß er ungleich mehr, ja wohl alles von
:r bekannten Treue der Deutschen zu erwarten
ätte *). Diese, fügte der wackere Mönch hinzu,

*) Schon Carl der Große gab vor allen seinen übrigen Völkern den Deutschen den Vorzug. Den größten Theil seines Lebens brachte er, wenn er nicht an der Spitze seiner Heere stand, oder die Provinzen seines weitschichtigen Reiches besuchte, in Deutschland zu; auch ertheilte er die wichtigsten Aemter im Staate, in der Kirche und dem Heere vorzugsweise den Deutschen. Natürlicher Weise fühlten die in Neustrien (in dem nachherigen eigentlichen Frankreich) wohnenden Franken sich dadurch nicht wenig gekränkt; wagten es jedoch, unter Carls kraftvoller Regierung, nie, ihr Mißvergnügen darüber laut werden zu lassen. Auch Ludwig folgte hierin einigermaßen dem Beispiel seines Vaters, obschon er im Ganzen genommen den Aquitaniern, unter welchen er war erzogen worden, unter denen er seine schönsten, für alle Eindrücke so empfänglichen Jugendjahre verlebt hatte, und deren Sitten, Gewohnheiten, Kleidung, Sprache rc. rc. ihm lieb geworden waren, offenbar den Vorzug gab. Demungeachtet ward die zwischen Austrasiern und Neustriern lange schon genährte Eifersucht unter Ludwig's Regierung

würden unfehlbar in weit größerer Anzahl nach Nimwegen kommen, als die neustrischen Großen, wovon unfehlbar ein großer Theil sowohl wegen der Weite des Weges, als des damit verbundenen größern Aufwandes gar nicht darauf erscheinen würde. Aber damit noch nicht zufrieden, brachte es Ludwig, abermals geleitet von der Einsicht seines treuen, in Mönchsgewand gehüllten Rathgebers dahin, daß keiner der Großen, um alle stürmischen Auftritte auf dem Reichstage zu verhindern und dessen ruhige Berathung nicht zu stören, mit einer gewaffneten Schaar oder zahlreicher Begleitung darauf erscheinen sollte. Es ist unbegreiflich, wie Lothar zu Allem diesem seine Einwilligung geben konnte; vielleicht daß er seine Macht schon für so befestigt hielt, daß er keine Erschütterung derselben befürchten zu dürfen glaubte; vielleicht auch, daß er den neustrischen Großen ebenfalls nicht recht traute, besonders seinen, größtentheils aus den Reihen der Aufrührer genommenen Räthen, wovon jeder blos für das Seinige sorgte, aus der herrschenden Verwirrung nur Vortheile für

---

immer lauter und regsamer. Beide Hauptvölker fingen nun an, auch durch eigene Benennungen von einander sich zu unterscheiden. Man nannte nämlich alle zu dem ehemaligen austrasischen Reiche gehörigen Völker **Germani**; während die in Gallien lebenden Franken ausschließlich **Franci** (woher **Francia**, Frankreich) sich nannten. Da jedoch die Germanen auf ihren uralten ehrenvollen Stammsnamen Franken zu stolz waren, um auf denselben ganz zu verzichten; so bezeichnen sie die Geschichtschreiber jener Zeit, um sie von den in Gallien oder **Francia** lebenden Franken zu unterscheiden, sehr häufig unter dem Namen Ost-Franken, der auch bis auf den heutigen Tag wenigstens einem kleinen Theile Deutschlands geblieben ist. (Man sehe **Sismond Sismondi histoire des François T. III. P. 9 et 10.**)

sich zu schöpfen suchte, und von denen also in der Folge Lothar selbst, eben so wenig als sein Vater, Treue und Anhänglichkeit zu erwarten hatte. Wie dem aber auch seyn mag, der Reichstag ward nun einmal nach Nimwegen ausgeschrieben, und schon gegen die Mitte des Septembers eröffnet.

12. Zahlreicher als je waren die austrasischen Großen, geistliche wie weltliche, nach Nimwegen geeilt; und bevor noch die Berathungen ihren Anfang nahmen, hatte schon eine ungeheure Majorität sich zu Gunsten Ludwig's gebildet. Alle deutsche Herzen flogen ihrem Kaiser entgegen. Mit dem größten Enthusiasmus und mit rauschendem Jubel ward demnach Ludwig, als er in der Versammlung erschien, von derselben empfangen, unter den frohesten Zurufungen als Kaiser und Herr begrüßt, und von den anwesenden Großen sogleich auf den für ihn allein errichteten Kaiserthron geführt. Kühn gemacht durch diese gehäuften, auffallenden Merkmale unverfälschter Treue und Anhänglichkeit that Ludwig jetzt einen Schritt, der seine Gegner um so mehr betäuben mußte, je weniger sie ihn von dem bisher so furchtsamen Kaiser erwarten mochten. Der Abt Hilduin nämlich, einer der ärgsten Ruhestörer, obgleich von Ludwig mit Wohlthaten überhäuft, und im Besitze dreier der reichsten, von dem Kaiser ihm verliehenen Abteien, war, troz dem diesfalls ergangenen kaiserlichen Verbot, dennoch an der Spitze einer bewaffneten Schaar in Nimwegen eingezogen. Ludwig jagte ihn jetzt mit seiner ganzen Begleitung aus der Stadt, und verbannte ihn auf unbestimmte Zeit nach Paderborn *). Dem Abt Wala befahl er,

*) Da Hilduin an der Spitze einer so zahlreichen bewaffneten Schaar stand, so sagte Ludwig, er sey zu einer

sogleich in seine Abtei Corbie zurückzukehren, und noch einige andere Häupter der Mißvergnügten, deren feindliche Gesinnungen ihm nur zu bekannt waren, wie z. B. den Kanzler Elisachar, den Grafen Lantbert 2c. 2c. entfernte Ludwig ebenfalls unter mancherlei Vorwand aus der Stadt. — Ohne mit Blindheit geschlagen zu seyn, mußten jetzt Lothar und seine Anhänger ihren und ihres Gebäudes nahenden, gar nicht mehr zu bezweifelnden Sturz mit Gewißheit voraussehen. Die Zahl der Mißvergnügten war zwar im Verhältniß mit jener der Deutschen jetzt in Nimwegen nicht mehr sehr bedeutend; aber, wie es scheint, waren es lauter verwegene, zu jedem Verbrechen entschlossene Männer. Bei nächtlicher Weile versammelten sie sich in Lothars Zelt, und drangen in den Prinzen, den letzten verzweifelten Versuch zu wagen, um seiner und ihrer jetzt schon völlig verlornen Sache durch einen eben so kühnen als entscheidenden Schlag auf das neue wieder aufzuhelfen. Zeit sey jetzt keine zu verlieren, und an ihrer Spitze müße er gleich in der nächsten Nacht die kaiserliche Pfalz unvermuthet überfallen, sich der Person seines Vaters bemächtigen, mit ihm nach Frankreich zurückkehren, und dort einen neuen Reichstag zusammen berufen. Lothar gab sich den Schein, ihren Wünschen sich fügen zu wollen. Als aber am folgenden Morgen Ludwig, der von jener nächtlichen Zusammenkunft unverzüglich war benachrichtigt worden, den Lothar zu sich rufen, und ihm sagen ließ, er möchte nur zu ihm kommen wie ein Sohn zu seinem Vater, folgte derselbe, ohne sich lange zu be-

kriegerischen Expedition gegen die Normänner geeigneter, als zur ruhigen Berathung auf einem Nationalconvent, und befahl ihm daher mit seinem Corps in Paderborn zu überwintern.

ken, dem väterlichen Rufe, ging zu seinem Va
, warf sich ihm zu Füßen, und flehete um Gnade
ı Verzeihung. Um was Lothar bat, erlangte er
ne Mühe von Ludwig's grenzenloser Milde. Als
er jetzt Vater und Sohn in lange dauerndem Ge-
äche mit einander verweilten, entstand, man weiß
ht wie, in Lothars Lager ein falsches Gerücht;
hieß, Lothars Leben sey in Gefahr. Sogleich
ift jetzt alles zu den Waffen, und mit verwor-
nem Geschrei wälzen sich die wilden Haufen nach
: kaiserlichen Burg. Aber unerschrocken, und mit
nem Sohne Hand in Hand, geht Ludwig dem
ıgethüm entgegen. Sobald er erscheint, legt sich
h sogleich wieder der brausenden Wogen wildes
:töß, und als noch Ludwig von Bayern an der
pitze seiner zum Kampf wohlgerüsteten Schaaren
:anrückte, wurden Ruhe und Ordnung ohne son-
:liche Mühe sehr bald wieder hergestellt.

13. Auf dem Reichstag zu Nimwegen ging
:n alles nach dem Wunsche des Kaisers, und sein
ort war überall gebietend oder entscheidend. Alle
äupter der Empörung, und welche nur immer,
) es geistlichen oder weltlichen Standes, thätigen
ntheil daran genommen, wurden verhaftet. Alles,
as auf dem Reichstag zu Compiegne geschehen war,
ard vernichtet, Ludwig von allen wieder als ihr
leiniger Kaiser und Herr anerkannt, und dessen
egen Allemannien zu Gunsten seines jüngsten Soh-
s, des Prinzen Carls, erlassene Verordnung von
n versammelten Großen angenommen und bestä-
ıt. Auch Lothar schwur auf das neue seinem Va-
: den Eid der Treue. Zwar waren Beide jetzt
öllig mit einander ausgesöhnt; aber demungeachtet
ar Ludwig wegen des seinen beiden jüngern
öhnen gemachten Versprechens einer Ländervermeh-

rung dennoch gezwungen, seinem ältesten Sohne die Folgen seines Ungehorsams und seiner sinnlosen Empörung nun fühlen zu lassen. Lothar mußte demnach sich jetzt blos mit Italien begnügen. Die Mitregentschaft ward ihm genommen; er hörte auf, der Genosse seines Vaters in der Herrschaft zu seyn, und in den kaiserlichen Briefen und Urkunden ward seines Namens nicht ferner mehr erwähnt.

14. Ludwig hatte nunmehr keinen sehnlichern Wunsch, als auch mit seiner ihm so theuern Gemahlin wieder vereinigt zu werden. Aber die Kaiserin hatte die Klostergelübde abgelegt, und es entstand nun die Frage, ob die Heiligkeit der Gelübde und die Gesetze der Kirche eine solche Wiedervereinigung gestatteten. Ludwig wandte sich an den römischen Stuhl, und der Pabst entschied, daß, da Juta nicht freiwillig, sondern blos, weil mit dem Tode bedrohet, und mit Gewalt dazu gezwungen, ihre Gelübde abgelegt, diese auch für sie keine verbindende Kraft hätten, mithin ohne allen Anstand von der Kirche könnten gelößt werden. Dem Ausspruch Roms schlossen sich nun ohne weiteres alle fränkischen Bischöfe an. Da es jedoch allgemein bekannt war, daß die Kaiserin von dem Augenblicke an, wo sie die Klosterschwelle betreten, ein wahrhaft exemplarisches, alle frommen Einwohner der Abtei im höchsten Grade erbauendes Leben geführt *), und

*) Dies bezeugen die Annalen von Metz; dort heißt es: „Ubi (sc. in monast. St Radeg.) et ipsa (Judith) Domino nostro Jesu Christo studiosissime famulari die noctuque totis nisibus studuit, atque inibi Domino famulantibus ita placuit, ut omnes profiterentur, se eam velle imitari.“ — (Ap. Du Chesne T. III. P. 299.)

ht selten den strengsten Bußübungen sich unter-
rfen hatte, so glaubten nun ihre Feinde gerade
rin einen neuen, sprechenden Beweis ihrer Schuld
d der ihr zu Last gelegten Verbrechen zu finden *).
dwig erklärte demnach, er würde Judith nicht
r wieder für seine Gemahlin und als Kaiserin
ennen, bis sie vor der versammelten Nation sich
n jeder Anklage gereiniget hätte.

15. Im Februar des folgenden Jahres 831
n also abermals ein Reichstag in Aachen zusam-
n. Die im vorigen Jahre zu Nimwegen Verhaf-
en sollten vor Gericht gestellt, auch jetzt das
hicksal der Kaiserin entschieden werden. Die der
npörung und des Hochverraths Angeklagten wur-
n demnach vorgeführt, und da sie zu ihrer Recht-
tigung nichts vorzubringen wußten, ward ihnen
s Urtheil gesprochen. Ludwig rief zuerst seine
hne auf, ihre Stimmen zu geben, und nun wa-
n Lothar, Pipin und Ludwig von Bayern die
en, welche den Angeklagten das Todesurtheil
achen. Einstimmig fällte die ganze Versammlung
nselben Spruch. Aber Lothar, der in seinem In-
n wohl fühlen mochte, daß er mit den Verur-
ilten sich gleichen Verbrechens schuldig gemacht,
rf sich zu den Füßen seines Vaters, und flehete
Begnadigung der Verbrecher. Der gutmüthige,

*) Wie blind ist doch nicht leidenschaftliche Bosheit! Wie viele Heiligen, die in der Blüthe ihres Alters mit noch reinem unbeflecktem Herzen sich in Klöster oder Einöden zurückzogen, haben nicht ebenfalls ein bü-ßendes Leben geführt, und noch ungleich größeren Ab-tödtungen sich unterworfen, ohne daß es je in irgend eines Menschen Sinn kam, gerade aus diesem Grunde den Verdacht früher begangener schwerer Verbrechen auf sie zu werfen.

zum Verzeihen stets geneigte Ludwig vermochte nicht den Bitten seines Sohnes zu widerstehen. Keiner der Verurtheilten ward demnach mit dem Tode, oder auch nur mit Verstümmelung bestraft; sie wurden blos verbannt, ihrer Aemter entsetzt, in Klöster gesteckt *), und die schuldigen Aebte und Mönche in andere Klöster verwiesen. Der Bischof Jesse von Amiens ward von einem Concilium seiner bischöflichen Würde entsetzt, und der Abt Wala, unstreitig der schuldigste von Allen, denn er war es, der dem Aufruhr den ersten und kräftigsten Impuls gegeben, ward zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, und nach einer festen, auf der Spitze eines Felsen liegenden Burg am Genfersee gebracht. Nun erschien auch Juta vor der Versammlung. Drogo, Bischof von Metz, und ihr Sohn, der junge Prinz Carl, hatten sie mit einem glänzenden Gefolge aus dem Kloster zu Poitiers nach Aachen begleitet. Schon die ihr unter Weges überall dargebrachten Ehrenbezeugungen beurkundeten die allgemeine, ihr durchaus günstige Volksstimmung. Weder stolz, noch auch gebeugt, aber in der ruhigen Fassung und würdevollen Haltung unbefleckter und doch grausam verfolgter Unschuld stand jetzt des Grafen Welfs edle Tochter vor ihren Richtern; der erhabene Anblick

*) Ein zwar damals lange schon eingeführter, aber unstreitig für das klösterliche Leben äußerst verderblicher Mißbrauch. Offenbar verwandelte man dadurch die Klöster in Zuchthäuser und Zwangsanstalten, und sie, die die stillen Wohnsitze einer in Gott befestigten Seelenruhe seyn, und aus denen daher Weltsinn und zeitliche Begierden gänzlich verbannt seyn sollten, wurden nun Aufenthaltsörter der stürmischsten, weil nie zu befriedigenden Wünsche, so wie der wildesten an den ihnen angelegten Fesseln unaufhörlich nagenden Leidenschaften.

leidender Größe machte den tiefsten Eindruck auf dieselben. Eine feierliche Stille herrschte in dem ungeheuern Saal. Dreimal wurden Jutas Kläger durch den Herold aufgerufen, jetzt hervorzutreten und gegen die erlauchte Angeklagte zu zeugen. Aber die schleichenden Söhne der Nacht und des Nebels, der Lüge und Verläumdung hatten sich in ihre undurchdringlichen Höhlen zurückgezogen; als daher kein Ankläger gegen die Fürstin erschien, übertrug ihr die Versammlung einstimmig den Reinigungseid. Feierlich schwur Juta im Angesicht der Nation den ihr aufgetragenen Eid, und sobald sie ihn geschworen hatte, ward sie sogleich von allen zahlreich anwesenden Großen wieder als Kaiserin begrüßt, und eilte dann in die Arme ihres Gemahls *). — Nach beendigtem Reichstag schickte Ludwig seine Söhne, die er bis jetzt bei sich behalten hatte, wieder in ihre Staaten zurück. Ziemlich zufrieden über die erhaltene Ländervermehrung, obgleich dieselbe ihren überspannten Hoffnungen noch lange nicht entsprach, verließen Pipin und Ludwig von Bayern ihren Vater und die Stadt Aachen. Nur Lothar, der jetzt einsah, wie sehr sich sein Ehrgeiz und seine Herrschsucht in ihrer Rechnung betrogen hatten, kehrte, weil der Kaiserwürde und großer Besitzungen beraubt, trauernd über die Alpen zurück, nachdem er durch einen Eid sich hatte verbindlich machen müssen, ohne Wissen und Willen seines Vaters keine Neuerungen in Italien vorzunehmen.

---

*) Ihren Reinigungseid legte die Kaiserin am 2ten des Monats Februar ab, mithin gerade an dem Tage des auf dem ganzen christlichen Erdkreise gefeierten Festes der Reinigung Mariä, der hochgebenedeiten, unbefleckten, jungfräulichen Mutter unsers göttlichen Erlösers.

16. Unstreitig hatte Ludwig auf diesem Reichstag in Aachen abermals gar nicht zu erwartende Beweise seiner wahrhaft nicht zu erschöpfenden Herzensgüte gegeben; aber in einer noch ungleich mehr überfließenden Milde zeigte sich diese auf dem in dem nächsten Jahre zu Ingelheim gehaltenen Reichstage. Allen zu Aachen Verurtheilten ward jetzt volle Begnadigung von dem Kaiser; sie wurden sämmtlich aus den Oertern ihrer Verbannung oder Gefangenschaft zurückberufen, erhielten ihre Freiheit und ihre Güter wieder, viele selbst ihre vorigen Aemter und Ehrenstellen, und einigen ward sogar erlaubt, wieder an dem Hofe des Kaisers zu erscheinen. Auch Wala sollte jetzt seine Freiheit erhalten, wieder in den Besitz seiner Abtei von Corbie gesetzt werden; nur foderte man von ihm, daß er vorher in einer Bittschrift an den Kaiser seine Schuld bekennen, und die Verzeihung seines Monarchen nachsuchen sollte. Walas stolzer Eigensinn und herbe Gemüthsart verschmäheten die angebotene Gnade. Als sein treuer Schüler und nachheriger leidenschaftlicher Lobredner Paschasius Radbert mit Bitten in ihn drang, jene so leichte Bedingung zu erfüllen, und einen Schritt zu thun, der ihn auf dem kürzesten Weg sogleich wieder in seine schöne und einträgliche Abtei zurückführen würde, gab Wala trotzig zur Antwort: „Ich finde keine Schuld an mir, und werde dennach mich nie dazu verstehen, mich selbst zu verläumden." — Wala blieb also ein Verbannter und Gefangener auf der Felsenburg am Genfer-See; denn noch weniger als vorher trauete jetzt Ludwig dem unbändigen, sogar Empörung und Aufruhr für ein gutes, gottgefälliges Werk haltenden Mann. Indessen war Walas Gefangenschaft doch nicht von langer Dauer; denn leider werden wir in kurzem sehen, daß der starrsinnige, unaufhörlich nichts als Aufruhr

brütende Abt auf dem immer noch nicht genug besudelten Schauplatz schon wieder eine nicht unbedeutende, aber gewiß auch nichts weniger als sehr ehrenvolle Rolle übernahm. — Auf dem Reichstag in Diedenhofen erschien nun auch Bernard, Herzog von Septimanien, und begehrte durch ein Gottesgericht, mit den Waffen in der Hand, seine Unschuld gegen seine verläumderischen boshaften Ankläger zu erhärten; da aber keiner der Letztern erschien, ward auch der Herzog zum Reinigungseid zugelassen und, nachdem er ihn geschworen hatte, für unschuldig erklärt. Bernard hatte gehofft, an Ludwigs Hofe wieder seine vorige Stellung und vorigen Einfluß zu erhalten; aber nur zu bald sah er sich in seiner Hoffnung getäuscht. Der Mönch Guntbald, Ludwig's in dessen Leiden treuer Gefährte und kluger Rathgeber, besaß ausschließlich das Zutrauen des Kaisers. Zu keiner der geheimen Berathungen ward also Bernard mehr zugezogen; und da noch überdies auch die Kaiserin, um jeden Schein zu vermeiden, dem Herzog keine weiteren Merkmale ihrer besondern Gunst mehr zu geben für gut fand, so verließ er bald darauf ziemlich unzufrieden den kaiserlichen Hof, hielt sich noch einige Zeit in Frankreich auf, wo er verschiedenen seiner bisherigen Gegner sich zu nähern und mit ihnen sich auszusöhnen suchte. Nachdem ihm dieses wenigstens theilweise gelungen war, begab er sich, da er ohnehin zu den aquitanischen Großen gehörte, zu dem König Pipin, und ward nun, obgleich nicht zu seinem eigenen Wohle, einer der wärmsten und thätigsten Anhänger desselben.

IV.

1. Zwei Triebe beherrschen, wie den einzelnen Menschen, auch ganze Völker. Der erste ist Hang zu Neuerungen, der andere die Macht der Gewohnheit. Durch das unter lodernden Flammen des Aufruhrs zu Compiegne neu errichtete, und eben so schnell als unerwartet zu Nimwegen wieder gestürzte Staatsgebäude, war jener befriedigt, und um so gebieterischer trat nun die Herrschaft alter Gewohnheit wieder hervor. Das Reich war dem nach jetzt völlig beruhiget; die Stürme hatten sich gelegt; Juta war ihrem Gemahl wieder gegeben, und Ludwig's so sehr erschütterter Thron stand, wenigstens dem Scheine nach, jetzt noch fester als vorher. Aber kaum hatten dieses Monarchen schwache Hände die Zügel der Regierung ein Jahr lang geführt, als schon überall wieder neue Merkmale der Unzufriedenheit sich kundgaben, und der Uebermuth der Söhne, die Leidenschaften unruhiger Großen und Ludwig's Schwäche das Reich auf das neue zu verwirren droheten. Lothar konnte den Verlust der Kaiserwürde nicht verschmerzen, und Pipin und Ludwig von Bayern hatten wegen der dem Vater geleisteten Dienste sich ungleich mehr versprochen, als sie wirklich erhalten. Diese Stimmung der drei Brüder wußten die Unruhestifter trefflich zu benützen, und das Volk, das in seinen gewöhnlich unvernünftig überspannten Hoffnungen stets mehr von seinen Beherrschern fodert, als diese möglicher Weise zu leisten im Stande sind, sehnte sich ebenfalls auf das neue wieder nach einer Veränderung der Regierung; kurz zu einem neuen Brand war überall schon wieder eine Menge Brennstoffes vorhanden, und den zündenden Funken davon zu entfernen, verstanden leider weder Ludwig noch dessen Räthe.

2. Pipin war der erste, der seinem Vater
ue Ursache zum Mißvergnügen gab. Troz der
n Ludwig erhaltenen Einladung war Pipin den-
ch nicht auf dem gegen das Ende des Jahres 832
Diedenhofen gehaltenen Reichstag erschienen. Der
iser ordnete einige seiner Getreuen an seinen Sohn
, um ihn an den väterlichen Befehl zu erinnern
d auf schleunige Abreise zu dringen. Pipin ver-
rg seinen Ungehorsam hinter mancherlei seichte
ısflüchte, und kam erst nach beendigtem Reichs-
ge zu seinem Vater nach Aachen. Ludwig empfing
ı mit zürnendem Blicke, und verwies ihm, wie
es verdient hatte, in ziemlich harten Worten sei-
n Ungehorsam. Die Eigenliebe des viel zu frühe
krönten Jünglings fand sich dadurch beleidigt, und
ne von seinem Vater Abschied zu nehmen, ver-
ß Pipin sogleich wieder heimlich die kaiserliche
urg, und kehrte nach Aquitanien zurück.

3. Schmerzhaft empfand Ludwig seines Soh-
s jedes sittliche Gefühl empörende Betragen, und
ch blutiger ward sein Vaterherz gedrückt, als er
st auch wieder Manches von abermaligen geheimen
ntrieben seiner beiden andern Söhne hören mußte.
n dem Ausbruch neuer Unruhen wo möglich zu-
rzukommen, berief Ludwig auf das nächste Früh-
ır einen neuen Reichstag nach Orleans. Aber nun
ielt der Kaiser sichere Nachricht, sein Sohn Lud-
g von Bayern sey mit einem starken Heere in
lemannien eingefallen, um dieses Land seinem jüng-
n Bruder wieder zu entreissen. Der Reichstag
ıßte also bis auf das Spätjahr ausgesetzt werden.
dwig rüstete sich jetzt abermals zum Kampf mit
em seiner unruhigen durch verrätherische Großen
h mehr verführten Söhne. Der Kaiser, durch
ne Erfahrung belehrt, daß er nur auf die Treue

seiner Deutschen sich verlassen könne, erließ also auch blos an diese seinen Aufruf zum Heerbann, und die ehrliebenden Deutschen, durch des Kaisers Zutrauen geschmeichelt, und diesem vollkommen entsprechend, strömten nun schaarenweise zu Ludwig's Fahnen nach Mainz. Der Kaiser hatte keine Zeit zu verlieren, denn der König von Bayern rückte schon in starken Märschen gegen den Rhein. Das kaiserliche Heer, das blos aus Sachsen und Ost-Franken bestand, ging also ebenfalls über diesen Fluß, und diesseits desselben, Worms gegenüber, kamen beide feindliche Heere auf den Feldern von Tribur einander zu Gesicht. Ludwig von Bayern hatte anfänglich große Lust, es zu einer entscheidenden Schlacht kommen zu lassen. Er stand in dem eiteln Wahn, das Heer seines Vaters werde sogleich zu ihm übergehen; als er sich in seiner Hoffnung betrogen sah, entsank ihm der Muth; er brach sein Lager ab, und ließ zum Rückmarsch blasen. Ludwig der Fromme, der seines Sohnes schonen, und ihm Raum zur Besinnung lassen wollte, rückte ihm nur ganz langsam nach. Aber der König von Bayern hatte nun den Verdruß zu sehen, daß auf seinem Rückzuge beinahe jede Nacht einige seiner Vasallen mit allen ihren Leuten ihn verließen, mithin die Reihen seiner Soldaten mit jedem Tage dünner wurden. Hinter Augsburg, nachdem des Kaisers Heer in diese Stadt schon eingerückt war, fand also Ludwig von Bayern es für rathsamer, den Rest seines Heeres zu verabschieden, dann zu seinem Vater zu gehen, und abermals zu der Gnade desselben seine Zuflucht zu nehmen. Der fromme Ludwig, dem das Verzeihen zur andern Natur geworden war, freuete sich von ganzem Herzen, einem seiner pflichtvergessenen Söhne wieder verzeihen zu dürfen; vollkommen söhnte er sich mit demselben aus, ließ ihn auch nicht die min-

ten Folgen seiner Empörung fühlen; nur mußte
selbe durch einen feierlichen Eid auf das Neue
eue und Gehorsam seinem Vater geloben, auch
rsprechen, mit dessen geheimen Feinden sich nie in
e Verbindung einzulassen *). Der Kaiser ging
rauf nach Mainz zurück, wo er seinen ältesten
ohn Lothar antraf, der freilich von der Schild
ebung seines Bruders ein ganz anderes Resultat
wartet hatte. Wie jetzt die Sachen standen, fand
für gut, dem Vater seine treue Anhänglichkeit
betheuern, und die Briefe zu läugnen, die man
n Schuld gab, an seinen Bruder geschrieben zu
ben, um diesen zur Empörung gegen den Vater
ermuntern.

4. Ludwig begab sich nun auf den von ihm
sgeschriebenen Reichstag nach Orleans. Dahin
tte er ganz in das besondere seinen zweiten Sohn
ipin berufen. Dieser, der wohl wußte, daß sein
ater ihm zürnte, brach zwar sogleich auf, aber
ch dem Brauch der damaligen Zeit mit einer Be
itung, die einem ziemlich zahlreichen Heere voll
mmen ähnlich sah. Ludwig, das Aergste befürch
d, brach nun ebenfalls auf, und ging über die
ire seinem Sohne entgegen. Durch diesen schnel
n dem aufrührerischen Sohne ganz unerwarteten
arsch wurden alle Maßregeln desselben vereitelt.

*) Hätte Ludwig nicht bei andern Gelegenheiten Proben von Einsicht, oder wenigstens von einem ganz gesunden, richtigen Menschenverstand abgelegt; so müßte man ihm jetzt eine jedes gewöhnliche Maß von Dummheit weit übersteigende Stupidität zuschreiben, indem er mit unbegreiflicher Einfalt glauben konnte, daß denjenigen ein Eid binden würde, der die stärksten und heiligsten Bande der Natur schon zweimal muthwillig zerrissen hatte.

Pipin war gezwungen, sich seinem Vater auf Gnade zu ergeben, und Ludwig, der nichts weniger, als seinen Sohn verderben, blos, um ihn zu bessern, für einige Zeit züchtigen wollte, schickte ihn unter guter Bedeckung nach Trier; hier sollte er sammt seiner Gemahlin des Kaisers fernere Entscheidung erwarten. Leider kannte Pipin noch immer nicht seines Vaters weiches Herz; vielleicht auch daß in mancherlei trüben und düsteren Bildern Rückerinnerungen an des Vaters schnöde Behandlung zu Compiegne ihm vor der Seele schwebten; kurz er suchte und fand Gelegenheit, seinen Wächtern unter Weges zu entwischen, und eilte, statt nach Trier zu gehen, wieder nach Aquitanien zurück.

5. Erst jetzt entflammte Ludwig in Zorn gegen seinen ungerathenen Sohn; er drang mit seinem Heere in das Herz von Aquitanien und berief einen aus vielen seiner Getreuen und noch mehreren aquitanischen Großen bestehenden Nationalconvent zusammen. Pipin, der Treulosigkeit und Empörung gegen den Vater angeklagt, ward nun seines Thrones verlustig erklärt, und nach hergebrachter Weise förmlich abgesetzt. Aber nun zeigte sich der gehässige Charakter der beiden andern Söhne Ludwig's wieder in seinem wahren Licht. Von dem Unglück ihres Bruders wollten sie sogleich Nutzen ziehen, suchten des Vaters Zorn gegen denselben noch mehr zu reizen, und brachten endlich gar eine neue Ländertheilung in Vorschlag, wobei, wie sie hofften, Pipin völlig übergangen, einem jeden von ihnen aber sein Ländertheil auf Kosten des unglücklichen Bruders bedeutend würde vermehrt werden. Dies geschah jedoch nicht, sondern Ludwig übergab das jetzt erledigt gewordene Königreich Aquitanien seinem jüngsten Sohn Carl, dem er von allen an-

wesenden aquitanischen Großen sogleich huldigen, und den Eid der Treue schwören ließ; worauf die beiden andern Brüder, mit geheimem Groll gegen den Vater im Herzen, wieder nach ihren Staaten zurückkehrten.

6. Einsam und von Allen verlassen irrte indessen Pipin im Aquitanierlande umher. Ludwig hatte eine Belohnung darauf gesetzt, wer den Flüchtigen ergreifen und vor ihn führen würde. Pipin trauete also jetzt selbst seinen Aquitaniern nicht mehr; verbarg sich Tag und Nacht in den unzugänglichsten Gebirgsschluchten, hatte an Allem Mangel, aber demungeachtet das Glück, allen Nachsuchungen und Nachstellungen stets zu entgehen. Ludwig, immer mehr darüber erbittert, wollte nun durchaus Aquitanien nicht eher verlassen, als bis er seines Sohnes wieder habhaft geworden wäre. Aber gerade dadurch, nämlich durch seinen und seines Heeres langen, für die Einwohner mit ungeheuern Lasten verbundenen Aufenthalt in dem Lande, wandte er die Herzen der Aquitanier von sich ab, und mit jedem Tage mehrte sich nun wieder die Zahl derjenigen, welche ihren bisherigen König aufrichtig zurückwünschten. Pipin ließ diese ihm günstige Volksstimmung nicht unbenutzt; in kurzer Zeit hatte er wieder ein nicht ganz unansehnliches Heer beisammen, und aller Wege und Localitäten des Landes wohl kundig, unternahm er nun, und zwar nicht ohne Erfolg, unaufhörliche Streifzüge gegen das Heer seines Vaters, wodurch zwar im Ganzen genommen nichts entschieden, jedoch das Tag und Nacht beunruhigte und ununterbrochen in Athem erhaltene kaiserliche Heer nicht wenig ermüdet ward. Der immer näher herannahende Winter zwang den Kaiser endlich zum Rückzug, bereitete aber jetzt seinem Sohne erst einen wahren Triumph.

Mit seinen leichten Schaaren fiel er bald den Nachtrab, bald die Flanken des sich zurückziehenden Heeres an, schickte nach allen Seiten Streifpartheien, die einzelne Corps abschnitten und zerstreuten, bisweilen auch Packwagen plünderten und verbrannten; und da bei allem diesem auch die schlechten bodenlosen Wege, und die nur halb zugefrorenen, mithin blos mit einer schwachen Eisdecke belegten Flüsse den Rückzug nicht wenig erschwerten; so konnte dieser nicht ohne großen, ja wohl sehr bedeutenden Verlust gemacht werden; und Ludwig kam am Ende ungefähr gerade so in Aachen an, wie man nach einem unglücklichen Feldzug und verlorenen Schlachten anzukommen pflegt.

7. Durch Uebertragung des Königreichs Aquitanien an seinen jüngsten Sohn Carl hatte Ludwig wieder Alles in die größte Bewegung und Gährung gebracht. Es war in der That der in den schon so sehr gehäuften Brennstoff nun gefahrene zündende Funken. In Beurtheilung Anderer nimmt der Mensch gewöhnlich sich selbst zum Maßstab; und da die von Lothar und Ludwig von Bayern in Vorschlag gebrachte neue Ländertheilung zwischen ihnen und ihrem jüngsten Bruder Carl von ihrem Vater war abgelehnt worden; so schrieben sie nun alles dem Einfluß der Kaiserin Juta zu, die, wie sie argwöhnten, mit nichts Geringerem umging, als ihren Sohn nach und nach zum alleinigen Herrn der ganzen Monarchie zu machen. Die drei Brüder, denn Pipin hatte sich nach dem Rückzug seines Vaters wieder in Besitz des größten Theils von Aquitanien gesetzt, traten also mit einander in die engste Verbindung, und zwar diesmal in der ganz ernsten Absicht, ihren Vater für immer von der Regierung zu entfernen. Das leidenschaftliche Treiben und Rei-

ben der Partheien ward jetzt heftiger als je. Jeder der drei Brüder suchte durch alle Mittel die Zahl seiner Anhänger zu vermehren und da keiner, obgleich jetzt zu einem gemeinschaftlichen Zweck miteinander vereint, dem andern vollkommen traute; so ward dadurch den verrätherischen Umtrieben selbstsüchtiger Großen ein grenzenloser Spielraum eröffnet, und die ganze Nation, Geistliche wie Weltliche, theilte sich in eben so viele Partheien zwischen dem Kaiser und jedem seiner drei Söhne. Leider gab es eine Menge an sich ganz rechtlicher, aber an Geist und Verstand beschränkter Männer, die, weil sie bei der allgemeinen Verwirrung, bei dem leidenschaftlichen Geschrei der Partheien, und dem versteckten und verwickelten Spiel der Gleisnerei und der boshaftesten Ränke, zu keiner bestimmten klaren Anschauung der Dinge gelangen konnten, nun wirklich und in ganzem Ernste an der Gerechtigkeit der Sache des Kaisers zweifelten; denn da Ludwig in dem Jahre 817, bevor er zur ersten Ländertheilung schritt, Fasten und öffentliche Gebete verordnete, dabei selbst ungemein reichliches Almosen vertheilt hatte, auch der größte Theil der Großen diesem Beispiel gefolgt war, endlich sogar alle Bischöfe und Priester im ganzen Reiche drei Tage lang, um den Willen des Allerhöchsten zu erforschen, das hochheilige Meßopfer hatten darbringen müssen, und hierauf nun die Theilung ruhig und zur allgemeinen Zufriedenheit der Nation zu Stande gekommen war; so hatte sich jetzt in den meisten Köpfen der Gedanke festgesetzt, Gott selbst habe dem Theilungstraktat seine Sanktion ertheilt, und ihn in irgend einer seiner Bestimmungen abändern zu wollen, sey ein höchst strafbarer, selbst die Majestät Gottes beleidigender Frevel.

8. Diese halb wahren und halb falschen An-

sichten wurden von den Bischöfen und Geistlichen, die es mit Ludwigs Söhnen hielten, sorgsam genährt, und noch fleißiger überall verbreitet. Besonders thätig hierin zeigte sich Agobard von Lyon. Der Charakter dieses Erzbischofes war eine seltsame Mischung von Tugenden und Fehlern, von geistiger Kraft und menschlichen Schwächen. Wie es scheint, fehlte es ihm auch nicht an einer kleinen Portion Priesterstolz, den er jedoch durch persönliche Demuth wieder zu veredeln wußte, so daß man hätte sagen mögen, Agobard ist demüthig, nur der Erzbischof von Lyon ist stolz*). Was so manchem selbst guten Menschen

*) Da die Geistlichkeit jener Zeit in der allgemeinen Meinung sehr tief gesunken war; so schrieb Agobard ein Buch, worin er diesfalls den Laien gerechte Vorwürfe macht, und zugleich die hohe Würde des Priesters, sowohl aus dessen erhabenen Verrichtungen, als auch aus den heiligen Büchern und Schriften der Kirchenväter trefflich erweißt. Das Buch ist recht gut geschrieben; es enthält nicht zu bestreitende Wahrheiten. Aber demungeachtet ist es doch eine Frage, ob Agobard nicht viel besser gethan haben würde, statt ein Buch zu schreiben, vielmehr dahin zu wirken und zu arbeiten, daß die Geistlichkeit seiner Zeit auch einen den Canons mehr angemessenen Wandel geführt, nicht, wie er selbst so bitter klagt, ganz in Ergötzlichkeiten und Sinnenlust versunken, jenen Theil der Kirchengüter, welchen die Canones zu einem Eigenthum der Armen gemacht, blos zum Unterhalt von Bedienten, Pferden, Jagdhunden und andern Luxusgegenständen vergeudet, und endlich, in alles Zeitliche sich durchaus nicht mischend, auch nicht mehr der Welt, sondern blos dem Himmel und der Ewigkeit gelebt hätten. Unstreitig würde ein solcher völlig veränderter, wahrhaft geistiger Wandel des Clerus ihm auch jene seiner Würde und seinem hohen Beruf gebührende Ehrfurcht unter allen Ständen der Nation sehr bald wieder erlangt haben; was doch höchst wahr-

widerfährt, geschah auch ihm; er glaubte oft da nach christlichen oder kirchlichen Grundsätzen zu handeln, wo er doch blos von den ihm vielleicht selbst unbewußt in seiner Seele lauernden Leidenschaften getrieben ward. Zum Unglücke war er mit dem unsern Lesern schon bekannten großen Metaphysikus Fredegis in einen gelehrten Streit gerathen. Er konnte demselben nicht verzeihen, daß Nichts doch Etwas, und die Finsterniß eine Substanz seyn sollte; und obgleich er seinem philosophischen Gegner mit der größten Gelehrsamkeit bewiesen hatte, daß Nichts Nichts und dunkel nicht hell sey, so blieb ihm doch der Mann im höchsten Grade zuwider; und da dieser einst Ludwigs ganzes Zutrauen besessen, auch jetzt noch in alle Geschäfte keinen unbedeutenden Einfluß hatte; so trübte und verdüsterte Fredegis Bild in Agobards Augen Alles, was der Kaiser that, oder je noch gethan hatte. Agobard hat mehrere Schriften hinterlassen. Sie beweisen seinen warmen Eifer für Tugend, Religion und Kirche, seine ausgebreiteten theologischen Kenntnisse, auch daß er in einem gewissen Grade mit der Gabe der Beredsamkeit geschmückt war. Aber eine lange Epistel, die er um diese Zeit an den Kaiser Ludwig schrieb, und in der er, um Ludwigs Vorhaben einer neuen Ländertheilung unter seinen Söhnen recht scharf tadeln zu können, zu handgreiflichen Sophismen seine Zuflucht nimmt, macht offenbar seiner Logik nicht gerade sehr große Ehre *).

---

scheinlich durch Agobards Buch, das beinahe wie alle Bücher sich leicht schreiben ließ, nicht so geschwind wohl mochte geschehen seyn.

*) Das Wesentliche dieses Briefes besteht darin, daß Agobard, indem er den Kaiser an die Heiligkeit und Unverletzbarkeit des Eides erinnert, ihm darüber Vorwürfe macht, daß, nachdem er in dem Jahre 817 die

9. Im Jahre 833 brachen endlich Lothar aus

Großen seines Reiches seinen drei Söhnen habe schwören lassen, er jene dennoch jetzt wieder gezwungen habe, einen neuen Eid auch seinem später erzeugten Sohn Carl zu schwören. — Da es sich aus Agobards übrigen Schriften ergibt, daß es diesem Bischof nicht an Verstand und Beurtheilungskraft gebrach, so darf man nicht daran zweifeln, daß es hier blos wieder sein Unmuth und seine Abneigung gegen den Kaiser waren, die ihm Alles, was zwischen Ludwig und dessen Söhnen vorgefallen war, in ein durchaus falsches und gehässiges Licht setzten. Nicht Ludwig, sondern seine Söhne brachen den im Jahre 17 beschwornen Theilungstraktat. Denn Ludwig hatte damals, als er sein Reich vertheilte, sich die Oberherrlichkeit und oberste Aufsicht über seine Söhne vorbehalten; sie waren in der That blos des Kaisers erste, größte und mit einer ausgedehnten Macht begabte Vasallen, und indem sie den Theilungstractat beschwuren, versprachen sie auch eo ipso und durch den nämlichen Eid ihrem Vater auf das Neue wieder Gehorsam und Treue. — Um die Heiligkeit eines Eides, oder eines durch Eide beschwornen Tractats nicht zu verletzen, wollte auch Ludwig, als er seinem nachgebornen Sohne Carl einige Länder anweisen zu können wünschte, durchaus nicht gebieterisch oder nach Willkühr dabei verfahren, sondern er wandte sich bittend an seine Söhne. Nun aber ist doch jeder, dem man gewisse Rechte übertragen, unstreitig vollkommen befugt und berechtigt, von dem, was ihm übertragen worden, freiwillig wieder etwas abzutreten. Dies thaten die Söhne Ludwigs; und da sie zu einer Länderabtretung ihre Einwilligung gegeben hatten, so war es eine natürliche Folge, daß demjenigen, welchem diese abgetretenen Länder übertragen wurden, nun auch von den darin wohnenden Unterthanen ein Eid der Treue mußte geschworen werden. Dies ließ nun auch Ludwig geschehen; weiter that er nichts, obschon er noch ungleich mehreres zu thun berechtigt gewesen wäre; denn da die Söhne nachher ihrem fürstlichen Wort und gegebenen Versprechen untreu wurden, selbst die Waffen gegen

lien, Pipin aus Aquitanien und Ludwig aus Bay-

---

ihren Vater und Oberherrn ergriffen, ihn sogar gefangen nahmen, mißhandelten und Krone und Scepter ihm rauben wollten; so waren sie eben dadurch, wie jeder Vasall wegen Felonie gegen seinen Lehnsherrn, aller ihrer Länder verlustig. Aber Ludwig verzieh ihnen, bestrafte sie nicht, wie er konnte und sollte, sondern ließ jeden in dem ruhigen Besitze des ihm angewiesenen Ländertheils. — Gleiche Bewandtniß hat es auch mit den aquitanischen Händeln. Wegen doppelter Empörung, dreifachen Ungehorsams und anhaltend wiederholter Widersetzlichkeit mit den Waffen in der Hand gegen seinen Kaiser und Oberherrn, war Pipin auf einem aus fränkischen und aquitanischen Großen bestehenden Nationalconvent förmlich abgesetzt worden. Unstreitig hatte nun Ludwig als Kaiser und Oberherr das Recht, das erledigte Königreich einem andern ihm gehorsamern Sohn zu ertheilen und nun war wieder gewiß nichts natürlicher und allen Gesetzen wie allem Herkommen angemessener, als daß dem neuen König jetzt auch von allen großen und niedern Vasallen Aquitaniens ein Eid der Treue und des Gehorsams geschworen ward. — Eine Menge ähnlicher, wenn auch nicht in allen Nebenumständen ähnlicher Beispiele, findet sich beinahe auf jedem Blatte der Geschichte. So z. B. gibt der Sieg dem Sieger stets gewisse Rechte, und legt dem Besiegten gewisse diesen Rechten entsprechende Verbindlichkeiten auf; bestehen nun diese in der Abtretung einiger Länderstriche, so ist es gewiß weder in der alten noch neuen Welt jemals einer vernünftigen Seele eingefallen, alsdann über Verletzung der Heiligkeit eines Eides zu klagen, wenn die Bewohner der abgetretenen Länderstriche, durch eben diese Abtretung von dem frühern Unterthansverband vollkommen gelößt, nun ihrem neuen Beherrscher huldigen, und auch ihm Treue und Gehorsam schwören. — Es ist unbegreiflich, wie solche einfache allgemein anerkannte, und durch die Geschichte aller Jahrhunderte bestätigten Wahrheiten in irgend einem Kopfe, und gar noch in einem erzbischöflichen Kopfe, zu einem solchen Knäuel von absurden Zweifeln und groben Sophismen sich verwirren konnten.

ern auf. Der unter sich genommenen Abrede zu Folge, sollte ihre gesammte Kriegsmacht sich bei Colmar vereinigen. Aber auch Ludwig, von den Bewegungen seiner Söhne zeitlich unterrichtet, hatte sich ebenfalls gerüstet, und Worms zum Sammelplatz seines Heeres bestimmt. Dahin begab er sich selbst samt seiner Gemahlin gleich nach Ostern. Ludwig hatte ein allgemeines Aufgebot an alle Großen, geistlichen wie weltlichen Standes, erlassen. Die Einen sollten mit dem Schwert, die Andern mit Gebet, Wort und Rath die Sache der Gerechtigkeit vertheidigen. Aus Norddeutschland und Nordgallien waren alle höhern und niedern Vasallen mit ihren wohlgerüsteten Schaaren dem Rufe des Kaisers gefolgt; und dieser hatte die Zufriedenheit, bei seiner Ankunft in Worms ein weit zahlreicheres Heer, als jenes seiner Söhne um sich versammelt zu sehen. Die Gegenwart des Kaisers belebte auf das neue den Muth der Truppen, und Ludwigs Güte, menschenfreundliche Herablassung und ungeheuchelte Frömmigkeit empörten jetzt jedes Gemüth nur noch mehr gegen das ruchlose Unternehmen der aufrührischen Söhne. Hätte der Kaiser diese Stimmung seines Heeres zu benutzen gewußt, wäre er mit demselben gegen den dadurch geschreckten und überraschten Feind schnell vorgerückt, so würde ein gar nicht zu bezweifelnder entscheidender Sieg alle Anschläge seiner Feinde vernichtet, die Rebellen gedemüthiget, seinen Thron auf immer und die Ruhe des Reiches wenigstens auf lange Zeit wieder befestiget haben. Aber der stets schwankende, nie eines festen Entschlusses fähige Ludwig, immer noch voll eitler Hoffnung, daß seine väterlichen Ermahnungen das Herz seiner Söhne rühren, und dann das dadurch in ihnen wieder erwachende kindliche Pflichtgefühl sie sicher zum Gehorsam gegen ihren Vater zurückführen würde, blieb jetzt vier Wochen

:hätig und unentschlossen in W●rms, verlor so
:rmals durch Gesandtschaften, unnützes Briefschrei-
ı und fruchtlose Unterhandlungen eine äußerst kost-
re, nie wiederkehrende Zeit.

10. Desto thätiger waren indessen Ludwigs
:nde im Lager seiner Söhne; und welcher verkehrte
:autere Geist sie beseelte, ergibt sich am deutlich-
ı aus dem im Namen Lothars von Agobard von
on in den schonungslosesten leidenschaftlichsten Aus-
ıcken verfertigten Manifest gegen den Kaiser, das
streitig mehr den Namen eines schamlosen Libells
:r Pamphlets, als jenen einer der Welt und den
ılkern kundgegebenen Staatsschrift verdient. Bi-
öfe sind wahre Friedensfürsten, und jenes Schand-
›dukt gereicht daher dem Erzbischof von Lyon zu
ŀo größerer Schmach, weil offenbar dadurch nichts
›essert ward, nichts gebessert werden konnte, und es
ıs dazu diente, die Gemüther noch mehr zu erbittern,
e Leidenschaften zu entflammen, einen ewigen Haß
ter den Gliedern der kaiserlichen Familie zu erzeu-
ı, und alles Unheil eines unvermeidlichen Bürger-
egs über das Reich herbeizuführen *).

*) In Agobards sogenanntem Manifest wird besonders die Kaiserin Juta auf das schändlichste geschmähet, gelästert und mit der unerhörtesten frechsten Zügellosigkeit auf das grausamste mißhandelt; und dennoch gründete Agobard alle seine Anklagen und Schmähungen blos auf ein unbestimmtes höchst vages Hörensagen. Der Eine hat dies, der Andere hat jenes gesagt und ein Dritter hat abermals wieder dieses und jenes sagen gehört. Welche Erbärmlichkeiten und welche schreiende Ungerechtigkeit! — Da Agobard, wenn er von Ludwig spricht, ihn den ehemaligen Kaiser nennt; so sollte man glauben, daß er, wie auch Fleury angibt, seine Pfui-Schrift erst dann verfertigte und bekannt machte, als die aufrührischen unnatürlichen

11. Als Ludwig endlich sah, daß alle seine väterlichen Bemühungen, auf friedlichem Wege mit seinen Söhnen einen Vergleich zu Stande zu bringen, eitel und fruchtlos wären, brach er endlich mit seinem Heere bei Worms auf, zog mit demselben nach dem Elsaß, und lagerte auf einer zwischen Straßburg und Colmar gelegenen, damals das Rothfeld genannten, weiten Ebene, dem Heere seiner Söhne gegenüber. — In dem feindlichen Lager befanden sich viele Bischöfe, Aebte und andere Geistliche, auch wieder der Abt Wala*), und endlich sogar der große und ehrwürdige Pabst Gregor IV... Lothar hatte den heiligen Vater auf das schändlichste überlistet. Bevor

Söhne schon die Oberhand erhalten hatten. Ist dem wirklich so, so gereicht jenes Werk der Finsterniß dem Agobard nur noch zu größerer Schmach; indem es nur der Feigheit mit einer Art fanatischer Wuth gegeben ist, einen vom Schicksal so hart gebeugten verlassenen, zu Boden geworfenen Monarchen noch mit Fäusten zu schlagen oder gar mit Füßen zu treten.

*) Bei seinem Uebergang über die Alpen setzte Lothar den Wala in Freiheit und ließ ihn eiligst zu sich entbieten; indem er hoffte, nicht blos von der Erfahrung und den Einsichten des Abtes, sondern auch von dessen, wie er wähnte, in seiner Brust noch immer genährten Groll gegen den Kaiser sehr großen Nutzen zu ziehen. Aber Wala wieß dieses Ansinnen zurück. Er wollte sich nach Kloster Bobbio in Italien begeben, an den neuen Unruhen durchaus keinen Antheil mehr nehmen. Erst als ihm begreiflich gemacht ward, daß, wenn er nicht freiwillig ginge, man ihn dazu zwingen würde, begab er sich in das Lager Lothars, war aber unter dessen Räthen und Aufruhrsgenossen einer der gemäßigsten und vernünftigsten; und hätte man seinem Rathe und seinen Einsichten gefolgt, so würden Ludwigs pflichtvergessene Söhne und die ganze fränkische Nation sich damals wenigstens mit einem weit minder großen Schandflecken bedeckt haben.

mit seinem Heere über die Alpen ging, war er
ch Rom gereist; klagte allda bei dem Pabst, das
nglück der Zeit und die Verkehrtheit der Menschen
jammernd, über die bösen seinen Vater umgeben-
n Günstlinge, die ihres eigenen schändlichen Vor-
eils wegen einen immerwährenden Zwist zwischen
m Vater und dessen Söhnen zu unterhalten such-
n, alle Stände unterdrückten und verwirrten, mit
idschwüren ein loses Spiel trieben und am Ende
as Reich in einen unvermeidlichen Bürgerkrieg stür-
n würden. Nur dem Oberhaupt der Kirche, fügte
othar hinzu, würde es möglich seyn, den Kaiser
nmal völlig zu enttäuschen, ihm die Augen zu öff-
en, böse, gegen Kirche und Staat feindlich gesinnte
Menschen von ihm zu entfernen, Friede und Einig-
it in der kaiserlichen Familie wieder herzustellen,
nd so das Reich und die fränkische Nation vor
llem Unheil und Elend eines höchst verderblichen
Bürgerkriegs zu bewahren. — Blutige Kriege unter
ristlichen Völkern zu verhüten; Friede und Ein-
acht in ein durch Zank und Hader gespaltenes Kai-
rhaus zurückzuführen; unter allen Gliedern dessel-
en den Geist der Liebe und des Zutrauens wieder
u erwecken; heilsame Wahrheiten, die Niemand an-
ers zu sagen wagt, selbst in der Nähe des Throns
aut und unerschrocken auszusprechen, und durch wei-
en den Geboten des Evangeliums entsprechenden
Rath zur Beruhigung und Beglückung der Mensch-
eit so viel als möglich beizutragen; alles dies ist
nstreitig ein dem Pabste, als dem gemeinschaft-
ichen Vater der Christenheit, geziemendes Werk.
Ohne Bedenken willigte also auch Gregor ein, dem
n des Pabstes Gegenwart nur fromme Gesinnungen
nd Gehorsam gegen seinen Vater heuchelnden Lo-
thar nach Frankreich zu folgen.

12. Leider hatte der tückische Lothar bei allem diesem keine andere Absicht, als den heiligen Vater, selbst ohne dessen Wissen, zu einem Werkzeuge seiner vatermörderischen Plane herabzuwürdigen. Die Gegenwart des Pabstes in seinem Lager sollte seiner Empörung, wenigstens in den Augen der Völker, einen gewissen Charakter von Rechtlichkeit und Heiligkeit aufdrücken, und wo möglich die ganze Nation zum Abfall von dem Kaiser verführen. Sobald als Lothar mit dem Pabste diesseits der Alpen war, hatten seine und seiner Brüder eifrige Anhänger kein wichtigeres Geschäft, als mündlich wie durch Briefe überall das Gerücht zu verbreiten, der Pabst sogar habe das Unternehmen der Söhne gegen ihren Vater gebilliget; in der Begleitung Lothars komme jetzt Gregor selbst nach Frankreich, um kraft seines hohen apostolischen Amtes, und der ihm von Gott verliehenen Machtvollkommenheit, dem Kaiser zu gebieten, die Waffen gegen seine Söhne niederzulegen, und ihren von dem römischen Stuhle selbst gutgeheißenen Vorschlägen sich ohne weiteres zu fügen; auch habe der Pabst schon erklärt, gegen alle Bischöfe, welche es noch länger mit dem Kaiser halten und sich nicht dessen Söhnen unterwerfen würden, sogleich den furchtbarsten Bannstrahl zu schleudern. Natürlich erreichte dieses Gerücht auch sehr bald Ludwigs Lager; und die darin befindlichen Bischöfe machten sich nun einer ganz unbegreiflichen, ihnen wenig Ehre machenden Uebereilung schuldig. Ohne an der selbst jedem blöden Auge einleuchtenden Falschheit eines solchen Gerüchts nur im mindesten zu zweifeln, ohne mit dem Oberhaupt der Kirche sich nur einigermaßen zu verständigen, wodurch das grobe Mißverständniß sich sogleich würde aufgeklärt haben, hatten sie die Frechheit, an den Pabst einen der insolentesten Briefe zu schreiben, die noch je aus der Feder eines gegen den

mischen Stuhl sich empörenden Schismatikers ge-
ssen waren. Sie erkühnten sich sogar, dem Pabste
it Absetzung zu drohen, und sagten endlich, daß,
enn er es wagen würde, Einen von ihnen zu ex-
mmuniciren, Er selbst, mit dem allgemeinen Fluch
r Kirche beladen, wieder über die Alpen zurück-
hren würde. Natürlich blieb dieser Brief von Gre-
r nicht unbeantwortet. In einem nicht minder
ohenden Tone verwieß er den Bischöfen ihre Un-
sonnenheit und stolze Anmaßung, und erinnerte
: in sehr ernsten Worten an die dem römischen
tuhle gebührende, und ihm bisher von allen an-
rn Kirchen, so wie von der ganzen Christenheit
zeigte Ehrfurcht. In diesem Schreiben stellt Gre-
r die päbstliche Gewalt höher als die welt-
che*), und sagt, daß unter solchen Umständen,

*) Es möchte wohl nicht blos schicklich, sondern durchaus nothwendig seyn, des Pabstes eigene Worte hierüber anzuführen. Gregor sagt zu den Bischöfen: «Non «enim illa (potestas imperialis) praevenit, sed «nostra, id est pontificalis. Neque ignorare «debueratis, majus esse regnum animarum, «quod est pontificale, quam imperiale, quod «est temporale.» — Wenn Christus seine Lämmer und seine Schafe zu weiden, das heißt, sie zu führen und zu leiten dem heiligen Petrus übertragen hat; wenn die menschliche Seele, unsterblich, weil ein Hauch Gottes, einen ewigen, mithin ungleich höhern Werth hat, als der zeitliche, der Verwesung anheim gefallene Körper; so wird man auch gestehen müssen, daß die Herrschaft über die Seelen weit höher steht, als die über die Körper, und daß derjenige, dem Jesus Christus die erstere übertragen, auch einen ungleich höhern Ruf, mithin auch eine ungleich höhere Würde hat, als selbst der mächtigste, von Gott blos mit der Herrschaft über die Körper, das heißt, über das Zeitliche und Vergängliche ausgerüstete Machthaber. Mehr als dieses liegt nicht in den Worten des

wie die gegenwärtigen, die Bischöfe (schon ihres Bi-

Pabstes, und es ist eine höchst sonderbare Exegese der Gegner des römischen Stuhles, wenn sie die obigen Worte so auslegen, als wenn Gregor damit habe sagen wollen, die weltliche Macht, nämlich Kaiser und Könige, wären in Allem unbedingt der päbstlichen Macht unterworfen. Daß sie es in Glaubenssachen, in allen kirchlichen und geistlichen Angelegenheiten, wie überhaupt in allen Dingen, die sich auf das Ueberirdische, auf das Göttliche beziehen, es wirklich sind, dieß wird gewiß kein katholisch-christlicher Monarch, wie eifersüchtig er auf seine zeitliche Macht seyn mag, mit innerer Ueberzeugung läugnen können. Wohl müssen selbst zeitliche Regenten, wenn sie von ihrer, ihnen von Gott ertheilten Würde und Machtvollkommenheit einen wahren und richtigen Begriff haben, und nicht blos die Bereicherung des Fiscus oder die Vergrößerung ihrer Länder und Fürstenhäuser zum einzigen Zweck ihres Regentendaseyns machen, sich ebenfalls berufen fühlen, auch über die Seelen zu herrschen, um sie Demjenigen wieder entgegen zu führen, aus dessen Händen sie die Herrschaft über Menschen, — gleich ihnen Ebenbilder Gottes — erhalten haben. Aber ungleich tiefer steht demungeachtet die geistige Herrschaft weltlicher Fürsten unter jener geistigen Herrschaft, welche Jesus Christus seinem Apostelfürsten und dessen Nachfolgern ertheilt hat; denn nur ihnen und zwar nur ihnen allein gab er die Macht, zu lösen und zu binden, und zugleich die große, die Grenzen ihrer geistigen Herrschaft selbst bis jenseits des Grabes ausdehnende Verheißung, daß das, was sie lösen oder binden, auch im Himmel gelöst oder gebunden bleiben wird. — Nach dieser kleinen Betrachtung lese und überdenke man noch einmal des Pabstes hier oben angeführte Worte und jeder, der nicht selbst aus der edelsten und wohlthätigsten Heilpflanze Gift zu saugen sucht; wird gestehen müssen, daß es sehr wahre, nicht zu bestreitende, und eines weisen und großen Pabstes würdige Worte sind. — Wenn endlich Gregor zu den fränkischen Bischöfen sagt, daß sie ihm jetzt (unter den damals gegenwär-

öflichen Charakters wegen) ihm größeren Gehor-
n als selbst dem Kaiser schuldig wären.

---

tigen Umständen) auch in zeitlichen Angelegenheiten größere Folgsamkeit, als selbst dem Kaiser, schuldig wären; so muß man, um dieß wohl zu verstehen, vor allem die damalige Lage der Dinge und besonders das, was denselben vorangegangen war, genau und scharf in das Auge fassen, auch überhaupt mehr in dem Geiste des Briefes, als in dessen blosen todten Buchstaben lesen. Der gleisnerische Lothar hatte in Rom bei dem Pabste, nicht über seinen Vater, nicht über den Kaiser, sondern nur über die ihn umgebenden und, wie Lothar sagte, äußerst verdorbenen Rathgeber, die ihren Vater täuschten, irre leiteten, des Zutrauens aller Stände beraubten, und nun im Begriffe standen, durch einen die Nation zerfleischenden Bürgerkrieg den völligen Ruin des Reiches herbeizuführen, geklagt. Diese, bekanntlich den Rebellen aller Zeiten eigene Sprache führten Lothar und seine Anhänger auch in allen Briefen und öffentlichen Schriften; selbst in einem Schreiben an seinen Vater nach Worms erfrechten sich die Söhne, ihrem Vater zu schreiben, sie hätten sich blos seiner eigenen Sicherheit und seines eigenen Bestens wegen bewaffnet. Aber bei allem dem konnte doch der Pabst, als er Italien verließ, nicht wissen, ob die Klagen des in allen Künsten der Verstellung geübten Lothars gegründet wären oder nicht. Das Einzige, was Gregor mit Bestimmtheit wußte, und klar vor seinen Augen sah, war, daß die fränkische Nation, in blutigem Zwist zerfallen, in zwei einander feindlich gegenüberstehende Partheien getheilt war. Schon dadurch war der gewöhnliche ruhige Gang der Regierung gehemmt, dem Kaiser, weil die Hälfte des Reiches sich gegen ihn empört hatte, schon ein Theil des Regiments aus den Händen gewunden, mithin derselbe, weil ohnehin keiner energischen Maßregel fähig, um so weniger im Stande, die erschütterte und zerrüttete Staatsmaschine wieder in ein jedem ihrer Theile seine Funktion gestattendes Gleichgewicht zu bringen. Unter diesen Umständen bat Lothar, mithin auch jener Theil der Nation, die ihn für ihr alleini-

13. Mit Sehnsucht erwartete Ludwig

ges Oberhaupt erkannte, den Pabst, als Mittler
zutreten, die Schrecken eines Bürgerkrieges von
Nation abzuwenden, und Ordnung, Ruhe und
tracht in dem Reich wieder herzustellen. Dem
war also jetzt eine vermittelnde, alles wo m
friedlich ausgleichende, und in dieser Hinsicht off
auch gewissermaßen schiedsrichterliche Gewalt üb
gen; und natürlicher Weise mußte er nun auch
den glücklichen Erfolg des übernommenen Auf
sich nicht wenig von der treuen Mitwirkung
fränkischen Bischöfe versprechen, die schon ihre
schöflichen Charakters wegen ihm vorzüglichen G
sam schuldig waren. Bis jetzt hatte der Pabs
weder für noch gegen den Kaiser entschieden; er
erst alles an Ort und Stelle erforschen. In der
sten und lautersten Absicht kam Gregor nach F
reich *); aber kaum hatte er den französischen B
betreten, als er jenen so höchst ungeziemenden
nahe empörenden Brief erhielt, der ihm wahr
keine sehr hohen Begriffe von der Heiligkeit
Theils des französischen hohen Clerus beibringen,
aber Lothars Anklagen nur einen noch größern

*) Selbst Gregors Gegner vermögen nicht, dies
läugnen. Sogar Sismond de Sismondi,
nichts weniger als ein warmer Freund des
schen Stuhls, sagt von diesem Pabst: „Gre
„IV., Pontife dont la reputation n'a
„souffert d'atteint, et qui n'avoit
„cette occasion d'autre interêt que c
„de la paix. — — Wenn übrigens Sism
zu diesem noch hinzufügt: parût embrass
cause des trois fils; so beweist das p
nichts weiter, als daß blos dem Herrn Sism
zu Folge seiner Vorurtheile gegen die Politi
römischen Hofes, dasjenige als wahrscheinlich
kommt, was andere, ebenfalls nicht blöde
als höchst unwahrscheinlich, ja wohl als eine
moralische Unmöglichkeit betrachten.

ig den Besuch des Pabstes; aber dieser kam nicht,

---

von Wahrscheinlichkeit geben konnte; indem der Pabst jetzt nur gar zu leicht in die Versuchung gerathen mußte, von den Grundsätzen und Gesinnungen der den Kaiser umgebenden Bischöfe auch auf jene der dem Monarchen zur Seite stehenden Räthe zu schließen. Unter diesen Umständen, und da der Pabst gerade von denen, welche ihm hülfreiche Hände hätten leisten sollen, nichts als Hindernisse erwarten zu können glaubte, mußte Gregor nothwendig mit dem ganzen Ansehen seines hohen apostolischen Amtes hervortreten, einen höhern Ton anstimmen und den Bischöfen fühlen lassen, daß sie jetzt (in der gegenwärtigen gefahrvollen Crisis) ihm mehr Gehorsam, als selbst dem Kaiser schuldig wären, gerade so wie der treue und verständige Diener eines kranken Herrn eher den Befehlen des Arztes, als jenen seines kranken, weder seinen Zustand, noch die nöthigen Heilmittel kennenden Herrn folgen wird. — Wenn endlich Gregor am Ende seines Schreibens auch des Kaisers zweite Theilung des Reiches zu mißbilligen scheint; so war dieß nicht eine päbstliche Entscheidung, sondern blos einstweilen eine Aeußerung, und ebenfalls wieder Folge der durch jenen abgeschmackten Brief in ihm erzeugten Vermuthung, daß jene, welche die dem Oberhaupt der Kirche schuldige Ehrfurcht so gänzlich vergessen, nun wohl auch noch andere nicht minder heilige Pflichten vergessen, den Kaiser ihren Herrn vorsätzlich bethört, und alles Unheil der gegenwärtigen Verwirrung herbeigeführt haben könnten. Gregor hatte sich mit dem Kaiser noch nicht unterredet; er kannte also auch nicht dessen Beweggründe zu der neuen Theilung, die ihm von Lothar, wahrscheinlich mit Uebergehung der wichtigsten dieselbe begleitenden Nebenumstände, in einem ganz falschen Licht war gezeigt worden. — Um die Denkweise und Handlungen eines großen, auf sein Jahrhundert vielfach einwirkenden Mannes richtig zu beurtheilen, muß man sich in das Zeitalter desselben und den darin herrschenden Geist zu versetzen wissen. Wie wir schon öfters bemerkten, waren damals, wie durch den

weil Lothar ihn zurückhielt, und unter mancherlei

---

größten Theil des Mittelalters hindurch, ein lebendi-
ger, praktischer Glaube und christliche Gesinnung und
Gesittung die allgemeine Basis alles Rechts, mithin
auch des damaligen Staatsrechts. Diesem zu Folge
standen Pabst und Kaiser, als die beiden höchsten
Häupter der Christenheit, auf einer und derselben Li-
nie. Beide sollten zu ihren erhabenen Zwecken sich gegen-
seitige Hülfe leisten, aber eben daher sich auch gegenseitig
controlliren. Sehr zahlreich waren zwar die Berührungs-
punkte der beiderseitigen Wirkungskreise; aber demun-
geachtet wurden die Grenzen, innerhalb welcher jede
der beiden Mächte vorzüglich wirksam seyn sollte, ob-
schon darüber weder philosophische Staatstheorien,
noch genau abgeschlossene und noch ängstlicher abge-
zirkelte Verträge vorhanden waren, dennoch nie von
dem richtigen, christlichen Sinne der Völker verkannt;
und diese, mehr ihrem kräftigen christlichen Gefühle
und dem Schlag ihres Gewissens, als publicistischen
Deduktionen folgend, wußten nach der jedesmaligen
Lage der Sachen immer sogleich, mit Wem und an
Wen sie sich zu halten und anzuschließen hatten.
Wenn also in irgend einem christlichen Reiche die eine
Hälfte der Nation gegen die andere oder auch die
ganze Nation gegen ihre Beherrscher sich feindlich er-
hob; wenn selbst Bischöfe und Aebte, nicht mit dem
Evangelium, sondern mit der Streitaxt oder dem
Schlagkolben in der Hand, an der Spitze gewaffneter
Schaaren erschienen, sogar Söhne gegen ihren Vater
sich empörten, mithin alle von Gott selbst gesetzte
natürliche Ordnung umgekehrt war, demnach die ganze
aus ihren gesetzmäßigen wie natürlichen Fugen geris-
sene Staatsmaschine in anarchischem Aufruhr dahin
tobte, und alle Gesetze schweigen und die Gerechtig-
keit verstummen mußte; dann hatte gewiß der Pabst,
als *Eines der beiden höchsten Oberhäupter
der Christenheit*, nicht nur das Recht und die
Befugniß; sondern es war selbst seine Pflicht und
seines hohen Amtes, nun als vermittelnder, alles nach
Recht und Gerechtigkeit ausgleichender Schiedsrichter

›rwand eine Unterredung zwischen Gregor und dem
ıiser so lange als möglich zu verzögern suchte. Er
ost knüpfte jedoch auf das Neue wieder Unter-
ndlungen mit seinem Vater an, denen Ludwig
it seinem arglosen, nur das Beste wünschenden,
d es daher stets wünschenden Herzen sich hingab.
er arglistige Lothar hatte jedoch keine andere Ab-
ht dabei, als blos Zeit zu gewinnen, dem schwär-
ten Verrath, der, wie wir sehen werden, bald
chher an dem Kaiser begangen ward, einen un-
ılbaren Erfolg zu sichern. Erst als das von
thar und dessen beiden Brüdern entworfene Bu-
ıstück schon halb gelungen war, erhielt Gregor
Erlaubniß, sich in das kaiserliche Lager zu be-
ıen. Ludwig empfing ihn nicht mit jenen Merk-
ılen der Ehrfurcht, womit er und seine Vorfahren
ıhere Päbste empfangen hatten. Indessen machte
von der Ursache dieses kalten Empfanges dem
ıbste kein Geheimniß, und fragte ihn, in welcher
ısicht er zu ihm gekommen wäre. Gregor ver-
ıerte ihm, daß blos der Wunsch, Friede und Ein-
ıcht in der kaiserlichen Familie wieder herzustellen,
d dem Ausbruche eines blutigen Familienkrieges
vorzukommen, ihn nach Frankreich geführt hätte.
eide hatten eine lange Unterredung mit einander,

---

aufzutreten, und zwar aufzutreten in der ganzen ihm und seiner Würde von Gott selbst verliehenen Majestät, den Völkern und deren Regenten dann zuerst seine belehrende und ermahnende, und wenn es nothwendig ward, auch seine entscheidende und gebietende Stimme vernehmen zu lassen; und welcher Machthaber oder Große der Erde diese Stimme nicht hören wollte, zerriß dann selbst freventlich das heilige Band, das unter den schirmenden Flügeln der Kirche alle christlichen Völker zu einem gemeinschaftlichen, großen Bruderbund vereinigte.

und Ludwig's Gemüth schien am Ende derselben vollkommen beruhigt. Gregor blieb einige Tage bei dem Kaiser. Sie machten sich gegenseitig prächtige Geschenke, und bevor der Pabst Ludwig's Lager verließ, mußte er ihm versprechen, seinen Besuch nächstens zu wiederholen. Beide schieden in Liebe und Freundschaft von einander.

14. Die Tage, welche Gregor bei Ludwig zubrachte, wußten Lothar und seine Brüder trefflich zu benutzen. Unter dem Deckmantel der noch fortdauernden Unterhandlungen überschwemmten zahllose geheime Emissäre das kaiserliche Lager; jedes Mittel ward versucht, des Kaisers Heer in seiner Treue wanken zu machen. Geld ward mit vollen Händen dargeboten; Versprechungen und Drohungen wurden nicht gespart, und endlich alle Künste der Gleisnerei, des Truges und der Verläumdung mit solchem Erfolge angewandt, daß, sobald der Pabst bei Lothar wieder angekommen war, Ludwig's ganzes Heer schon in der gleich darauf folgenden Nacht in das Lager der Söhne überging. Nur wenige Getreuen aus der nächsten Umgebung des Kaisers waren noch bei demselben geblieben. Aber Ludwig, der im Unglück stets eine nur der christlichen Geduld und Ergebung eigene Größe zeigte, entließ jetzt auch diese. „Gehet", sagte der fromme Monarch, „entweder „zu meinen Söhnen, oder sorget durch schnelle Flucht „in einer fernen Stadt für eure Sicherheit; denn „ich will nicht, daß Einer von euch wegen mir „auch nur ein Glied, vielweniger sein Leben verliere." — Er ließ hierauf seinen Söhnen sagen, daß er zu ihnen kommen würde.

15. Mit den nämlichen äußern Merkmalen jener geheuchelten Ehrfurcht, mit welchen Lothar und

seine Brüder vor drei Jahren unter ähnlichen Umständen ihren Vater zu Compiegne empfangen hatten, empfingen sie ihn auch jetzt wieder. Als sie ihn erblickten, stiegen sie sogleich vom Pferde, und näherten sich ihm, wie ehrerbietige Söhne sich ihrem Vater zu nähern pflegen. Ludwig erinnerte sie an ihre kindliche Pflicht, an die Treue, die sie ihm geschworen, und an ihr ihm unter Betheurungen mehrmals gegebenes Versprechen. Als ihre Antwort den Erwartungen des Kaisers einigermaßen entsprach, küßte er jeden seiner Söhne auf die Stirne, und ward hierauf mit denselben erkünstelten Demonstrationen von Ehrerbietung in Lothar's eigenes königliches Zelt geführt. Aber nur bis dahin und nicht weiter erstreckte sich der unnatürlichen Söhne blos erheucheltes kindliches Pflichtgefühl. Weder Lothar noch dessen Brüder hielten es mehr für nöthig, dem Zwange einer noch länger dauernden Verstellung sich zu unterwerfen. Sie legten die Masken ab, und jeder zeigte sich in seiner wahren Gestalt. Das Erste, was sie thaten, war, daß sie die Kaiserin Judith von ihrem Gemahl trennten, und als eine Gefangene nach Tortona in Italien bringen ließen, nachdem sie vorher ihrem diese Trennung schmerzhaft fühlenden Vater eidlich versichert hatten, daß ihr weder an Leib noch Leben einiges Leid sollte zugefügt werden. Aber noch grausamer ward Ludwig's Herz verwundet, als man ihm nun auch seinen jüngsten Sohn Carl, den Liebling seiner Seele, damals kaum zehn bis eilf Jahre alt, aus seinen väterlichen Armen riß, und in das Kloster von Prüm in dem trierschen Kirchsprengel transportirte. Der alte Kaiser selbst, dem man nur die höchst nöthigsten seiner Bedienten ließ, ward in einem Zelt scharf bewacht. Der Pabst Gregor, der das Verfahren der Söhne laut mißbilligte, wollte nun nicht länger

mehr ein Zeuge solcher Greuelthaten seyn; er verließ das Lager, und kehrte mit schwerem Herzen nach Rom zurück *). Die drei Brüder theilten nun unter sich das ganze Reich; auch ließen sie sich von den ungemein zahlreich anwesenden, größern und niedern Vasallen, wie von dem gesammten Heere, oder vielmehr der ganzen Nation, abermals einen Eid der Treue schwören **), worauf Lothar sich sogleich wieder mit dem Kaisertitel schmückte und das Reichsregiment übernahm, seine beiden andern Brüder aber in ihre Länder zurückgingen.

---

*) Wie sehr und wie laut Gregor das Betragen der Söhne mißbilligte, bewies Lothar nachher selbst, der, als er nach Italien zurückkam, den Pabst auf alle mögliche Weise zu kränken suchte, und der römischen Kirche, wie noch so manchen andern Kirchen in Italien, viele Güter auf die ungerechteste Weise entzog. — Alle alten und neuern Geschichtschreiber — die letztern jedoch mit einigen Ausnahmen, wie sich dies auch sehr leicht begreifen läßt; — stimmen in den ehrenvollsten Zeugnissen, die sie der Weisheit und dem erhabenen Charakter dieses Pabstes ertheilen, vollkommen überein. Aber lauter und stärker als diese Zeugnisse sprechen Gregors eigene Thaten, und seine weise Regierung in einer höchst gefährlich bewegten, schwankenden Zeit.

**) Gegen diesen Eid hatte Agobards zartes Gewissen nichts einzuwenden; obgleich jene, die ihn schwuren, alle schon lange vorher dem rechtmäßigen Kaiser Ludwig dem Frommen durch einen doppelten Eid Treue und Gehorsam gelobt hatten. Alles dieses, so wie der Söhne ganzes Benehmen gegen ihren Vater vertheidigte und rechtfertigte Agobard in einer öffentlichen Schrift. Wie es scheint, war dieser Bischof ein an überaus feinen Distinktionen ungemein reicher Kopf,

V.

1. Durch den von allen Vasallen des Reiches,
: von dem ganzen aus Ost- und West-Franken
tandenen Heere dem Lothar geschwornen Eid war
dwig nun faktisch der Regierung auf immer ent-
t. Das Laster hatte gesiegt, und die Früchte
ses Sieges waren für Lothar der Kaiserthron,
d für seine Brüder bedeutende Ländervermehrungen.
r Erstere glaubte jedoch auf die Treue der nörd-
en Provinzen des fränkischen Reichs kein allzu-
ßes Vertrauen noch setzen zu dürfen. Mit be-
gelter Eile durchzog er also jetzt dieselben, schleppte
en gefangenen Vater überall mit sich herum, bis
endlich nach Soissons kam, wo er ihn in dem
. Medardus-Kloster einsperren ließ. Noch un-
ch strenger und grausamer als das erstemal war
t die Haft des unglücklichen Monarchen. Lothar
nschte wieder nichts sehnlicher, als daß sein Vater
willig dem Reich entsagen, und in irgend einem
ster eine fromme Zufluchtsstätte wählen möchte.
: diesem Ende gab man ihm wieder zu seiner ein-
en Gesellschaft nur Geistliche und Mönche. Mit
en Schrecken der Religion mußten diese nun dem
mmen, aber schwachen Kaiser unaufhörlich drohen,
ch die übertriebensten Vorstellungen von der
enge und Größe seiner Sünden, besonders wegen
: an seinem Neffen, dem König Bernhard von
lien, begangenen Mordes Tag und Nacht seine
ele ängstigen, und ihm endlich dringend zu Ge-
ithe führen, daß kein anderer Weg, seine Seele
retten, ihm mehr offen stünde, als ein klöster-
es, bis an das Ende seiner Tage büßendes Le-
ı. Um dem geängstigten, gequälten Monarchen
Welt noch mehr zu einer Einöde zu machen,

nahm man selbst zu falschen, schändlich erdichteten Gerüchten seine Zuflucht. Bald sagte man ihm, die Kaiserin, seine Gemahlin, habe freiwillig den Schleier ergriffen, und auf das feierlichste ihre klösterlichen Gelübde öffentlich schon abgelegt; bald hieß es wieder, die Kaiserin sey aus Kummer und Gram gestorben; ein anderesmal hinterbrachte man ihm, auch sein jüngster Sohn Carl habe sich den Kopf scheeren lassen, und das Mönchsgewand angelegt. Alle diese Nachrichten waren eben so viele, dem Herzen Ludwig's geschlagene, Tag und Nacht blutende Wunden. Unter den Händen seiner in Mönchskleidung gehüllten Schergen litt und duldete er gleich einem wahren Märtirer. Aber obgleich von namenlosen Seelenleiden niedergedrückt, erhob er doch stets auf das Neue sein Herz und seinen Blick zu den Höhen der Religion. Nur hier fand er auch endlich wieder Trost, Ruhe und stärkende Labung für sein gemartertes, zermalmtes Gemüth. Es wird sogar erzählt, einige Heiligen, deren Gebeine in dem St. Medarduskloster begraben lagen, seyen ihm nächtlicher Weile erschienen, hätten ihn getröstet, und über die Falschheit aller jener Gerüchte belehrt. Auch der würdige Abt des Klosters, innigst gerührt bei dem Anblick des leidenden, so sehr gedemüthigten und mißhandelten Kaisers, sprach zu ihm tröstende Worte. „Deine Pflicht, o Kaiser,“ sagte er, „ist es, auf „dem Posten zu bleiben, worauf die Vorsehung „Dich gesetzt, und für das Wohl der Völker, die „Gott Dir anvertraute, bis an dein Ende zu käm„pfen.“ — Durch alles dieses wieder gestärkt und aufgerichtet, wies Ludwig, unter dem Vorwand längerer Bedenkzeit, alle Zudringlichkeiten der ihn mit Gewalt in ein Kloster schieben wollenden Mönche zurück. — Lothar war indessen nach Aachen gegangen. Hier bestieg er wirklich den Kaiserthron, be-

tigte sich mehrere Tage mit der Jagd, und suchte rch eine Reihe rauschender Ergötzlichkeiten die ihn ne Unterlaß mahnende und strafende Stimme sei- s Gewissens, wo möglich, zu übertäuben.

2. Gegen die Mitte des Octobers verließ dlich Lothar die kaiserliche Burg in Aachen und ng nach Compiegne, wohin er vor einigen Mona- te einen Reichstag ausgeschrieben hatte. Was auf m Lügenfeld *) nicht vollendet werden konnte, llte hier vollendet, dem schwärzesten Verrath noch e Krone aufgesetzt, und Ludwig förmlich der Re- rung entsetzt werden. Aber eine ungemeine Ver- derung der Gemüther hatte sich indessen zugetra- n. Viele, die, blos durch Drohungen geschreckt, den Söhnen übergegangen waren, bereueten jetzt e blos aus Furcht begangene Treulosigkeit. Viele dere waren unzufrieden, weil der Lohn ihres Ver- hs ihren Hoffnungen nicht entsprochen hatte; und der Andere, deren rechtlicher Sinn sich gegen die te, unwürdige Behandlung des alten Kaisers em- rte, fühlten auf das Neue sich wieder zu Ludwig gezogen. Einige der in Compiegne anwesenden oßen wurden sogar eines geheimen Verständnisses t den Anhängern des gefangen gehaltenen Kaisers Lothar angeklagt; und dieser, zu klug, die Sache rf untersuchen zu lassen, begnügte sich mit einem

*) Die Ebene Rothfeld ward von dem Augenblicke an, wo ein ganzes Heer und so viele Großen des Reiches, geistlichen wie weltlichen Standes, dem Kaiser die Treue gebrochen, und durch den schändlichsten Verrath ihn seinen Söhnen ausgeliefert hatten, das Lügenfeld genannt; und als ein der ganzen fränkischen Nation gesetztes Schandmahl blieb jener Ebene viele Jahrhunderte hindurch dieser Name. — Hier war doch wieder einmal vox populi vox Dei.

falschen Reinigungseid, den er der Feigheit der Angeklagten zu schwören erlaubte. Aber eben diese veränderte Stimmung beunruhigte nicht wenig die den Lothar umgebenden wüthenden Feinde Ludwig's. An der Spitze der es mit Lothar und dessen Brüdern haltenden Optimaten standen die Grafen Hugo, Matfried und Lambert; an jener der Geistlichkeit der in der Geschichte sowohl wegen seiner grausamen Gemüthsart, als unkeuschen Wandels wenig ehrenvoll bezeichnete Erzbischof Ebbo von Rheims *); nach diesem, jedoch mit etwas minderem Ansehen, der frömmelnde Agobard von Lyon, und dann noch einige andere gleichen Gelichters. Da sie sämmtlich wohl einsahen, daß auf dem gegenwärtigen Reichstage nichts Bedeutendes gegen Ludwig könnte unternommen werden; so machten die Bischöfe dem Lothar den teuflischen Vorschlag, daß sie das bekanntlich ungemein furchtsame Gewissen seines Vaters so lange ängstigen wollten, bis er sich bereit zeigen würde, abermals ein öffentliches Bekenntniß aller in seinem ganzen Leben begangenen Sünden abzulegen; sie würden ihn alsdann in den Stand der Büßenden

*) Ebbo war der Sohn eines Leibeigenen. Ludwig hatte ihm die Freiheit geschenkt, und da es dem Menschen nicht an Talenten gebrach, ihn von einer Stufe kirchlicher Würde zur andern, und endlich gar auf den erzbischöflichen Stuhl von Rheims erhoben. Merkwürdig sind die Worte, mit welchen Thegan, Erzbischof von Trier, in seiner Lebensgeschichte Ludwig's des Frommen, diesen Ebbo apostrophirt. Thegan hat vollkommen recht; und wirklich gibt es in der Regel nichts Anmaßungvolleres, nichts Frecheres und Insolenteres, als solche gemeine, plötzlich aus dem Staube zu hohen Würden erhobene Knechtsseelen. In den Schlamm, aus welchem man sie zog, möchten sie dann gewöhnlich alles wahrhaft Große, Erhabene und Würdevolle, wo möglich, wieder hinabziehen.

setzen und mit dem Bußgewand bekleiden, wo-
:ch er, zufolge der kirchlichen Gesetze*), der Waffen,
thin auch der Regierung für immer unfähig ge-
icht würde. Ludwig ward also jetzt unverzüglich
n Soissons nach Compiegne geführt. Dieselbe
ülerei, wie zu St. Medard, nahm nun auch
r ihren Anfang, und dauerte zur ewigen Schmach
gleisnerischen Bischöfe so lange fort, bis endlich
dwig, des ewigen Quälens müde, sich wirklich
einer öffentlichen Beichte verstand, worauf man
in aller Eile sogleich wieder in sein Klosterge-
gniß nach Soissons zurückbrachte.

3. Seit Einführung des Christenthums ward
h nie die Religion, der Menschheit höchstes und
ligstes Gut, zu einem so schamlosen, verruchten
ffenspiel herabgewürdigt, als jetzt, und noch nie
dem lebendigen Gotte gewidmeter Tempel so
r entweihet, als nun die nach dem heiligen Me-
rdus benannte Klosterkirche zu Soissons. Eine
enge Bischöfe, Priester und Diacone hatten sich
der Kirche versammelt; selbst Lothar mit allen

*) Nämlich zufolge des zwölften Canons des ersten ni-
cänischen Conciliums, und dann des fünften Artikels
eines Dekrets des heiligen Pabstes Siricius an den
Himerius, wovon jedoch der wahre Sinn den Ge-
brauch und die Führung der Waffen blos für die
Zeit, so lange die Buße dauert, verbietet.
Es war offenbar schon eine falsche Deutung, welche
die spanischen Bischöfe auf dem Concilium von
Toledo jenem Canon wie dem Dekret des heiligen
Siricius gaben, als sie aus dieser Ursache den König
Wamba auf immer für waffenunfähig erklärten.
Einen ähnlichen Versuch wollten nun auch die an Lo-
thar verkauften fränkischen Bischöfe in Ansehung des
Kaisers Ludwig machen.

auf der Reichsversammlung zu Compiegne versammelten Großen war gegenwärtig, und zahlloses Volk füllte den übrigen Raum der ungeheuer großen Kirche. Die Bischöfe selbst hatten ein Verzeichniß von Ludwig's Sünden in acht Artikeln aufgesetzt. Natürlich stand der an König Bernhard verübte Mord wieder oben an, obschon Ludwig längst schon dafür Buße gethan, auch die sacramentalische Lossprechung erhalten hatte, und ihm wegen seiner tiefen und aufrichtigen Reue und der vielen deswegen vergossenen Thränen ganz gewiß auch von Gottes unendlicher, selbst dessen Gerechtigkeit übersteigenden Erbarmung nicht nur Verzeihung der Schuld, sondern auch Nachlassung der Strafe zu Theil geworden war. Die übrigen Artikel waren sämmtlich so albern und verworren abgefaßt, daß immer das Nämliche nur mit andern Worten gesagt war; endlich hatte man es ihm gar zu einem Verbrechen gemacht, daß er seine aufrührischen Söhne, die zuerst gegen ihn die Waffen ergriffen, ebenfalls wieder durch Waffengewalt zum Gehorsam hatte zurückführen wollen. — Auf ein von Ebbo gegebenes Zeichen erschien jetzt Ludwig, gleich einem zum Tode verurtheilten Verbrecher, von Geistlichen geführt, in der Kirche. Vor dem dem heil. Medardus und dem heiligen Sebastianus geweihten Altar, in Gegenwart seines eigenen Sohnes und so vieler Großen des Reiches und eines zahllosen Volkes, ward er nach der ganzen Länge des Körpers auf einen Bußsack ausgestreckt, und von den Bischöfen zum lauten Bekenntniß seiner Sünden aufgefordert. Ludwig bekannte, er habe sein kaiserliches Amt unwürdig verwaltet, Gott beleidigt, die Kirche geärgert, und durch seine Fahrlässigkeit oft Unordnung und Unruhe im Reiche veranlaßt. Er verlange daher zur öffentlichen Buße zugelassen, und dann von denen, welchen Christus die

acht zu binden und zu lösen gegeben, wieder mit
ott und der Kirche ausgesöhnt zu werden. Aber
mit waren die Bischöfe noch lange nicht zufrieden.
dwig's Bekenntniß schien ihnen viel zu allgemein
id unbestimmt. Sie gaben ihm also das von ih-
n selbst verfertigte Sündenbekenntniß in die Hand,
d erklärten ihm, daß er nur dann Vergebung und
sprechung erhalten könne, wenn er sich zu allen
rin aufgezeichneten Sünden öffentlich bekennen
irde. Leider mußte jetzt Ludwig mit sich umgehen
sen, wie es nur immer den Bischöfen beliebte.
iter einem Strom von Thränen, die aber nicht
ue, denn Ludwig hatte nichts zu bereuen, sondern
is das Gefühl seiner Schmach und grausamen
ißhandlung ihm auspreßte, las der unglückliche
iser das Verzeichniß ab, und bekannte sich aller
rin enthaltenen Verbrechen schuldig. Die Bischöfe
aubten ihm hierauf, wieder von der Erde aufzu-
hen, nahmen ihm das Verzeichniß aus der Hand,
ten es auf den Altar, und erklärten ihm, daß
zur Abbuße seiner Sünden in den Stand der
entlichen Sünder und öffentlich Büßenden versetzt
. Sogleich lief jetzt Goswin, Bischof von Os-
brück, herbei, und riß dem Kaiser das Schwert
n der Seite; auch noch andere rannten hinzu,
enfalls sacrilegische Hände an die Person ihres
errn und Kaisers legend; kurz Ludwig ward ge-
ltsam entwaffnet *), und hierauf mit dem Gewand

*) In den hierüber von den Bischöfen verfertigten Akten (Acta ex auctorationis Lud. pii Imp.) sagten sie freilich nachher, Ludwig selbst habe die Waffen abgelegt und ihnen übergeben: Aber die meisten gleichzeitigen Geschichtschreiber stimmen darin überein, daß er mit Gewalt sey entwaffnet worden; und der Bischof Egilmar von Osnabrück sagt in seiner Klagschrift an den Pabst Stephan deutlich und ausdrück-

eines öffentlich Büßenden bekleidet. Während alles dieses geschah, umringten Bischöfe und Erzbischöfe den entwaffneten, gleich einer wahren Jammergestalt zur Schau gestellten Monarchen, legten ihm abwechselnd die Hände auf, und sangen Psalmen. Als das verruchte Gauckelspiel zu Ende war, ward Ludwig wieder fortgeführt, und in einer engen Zelle des Klosters eingesperrt. Aber das Volk, dessen Naturgefühl und gesunder Sinn sich nicht so leicht täuschen lassen, ging in der grösten Bestürzung auseinander. Die unerhörten Auftritte, wovon es Zeuge gewesen, hatten auf dasselbe den tiefsten Eindruck gemacht, und nicht Wenige fluchten im Stillen der gleisnerischen Bosheit jener Baalspfaffen, die unter dem blendenden Firniß religiöser Grundsätze jetzt selbst die Religion geschändet, das Heiligthum entweihet, und um schnöden zeitlichen Lohn Pflicht und Gewissen an einen unnatürlichen Sohn verkauft hatten.

4. Aber bald verbreitete das ohnehin alles vergrößernde Gerücht den schauerlichen Hergang in dem ganzen Reiche. Furchtbar war die Wirkung, die die Kunde von dem an dem alten Kaiser verübten Bubenstücke und der Schlechtigkeit der Bischöfe überall hervorbrachte. Selbst in den rohesten Menschen erwachte wieder das Gefühl der Natur, und in allen Gegenden ward entweder ein

---

lich, daß sein Vorfahrer, der Bischof Goswin, hinzugesprungen wäre, und dem Kaiser mit Gewalt das Schwert von der Seite gerissen hätte. (Murat. B. 4. S. 626. in der Note.) In den Akten, zu welchen Agobard die Vorrede gemacht hatte, wird Ludwig der ehemalige Kaiser genannt, einigemal sogar blos der Herr Ludwig. — Die Acta exauct. Lud. p. findet man im zweiten Band von Du Chesne Hist. Franc. Script.

gemeiner Schrei des Zornes und der Entrüstung,
er wenigstens ein lauter Seufzer des Mitleides
rbar. Wie durch ein Wunder von Oben war jetzt
ganze Nation wieder zu Gunsten Ludwigs ge-
mmt, und der Gedanke an dessen Befreiung fuhr,
ich einem Blitzstrahl, in jedes Herz. Selbst des
mmen Ludwigs beide jüngere Söhne, Pipin und
dwig von Baiern, wurden von dem Strome der
gemeinen Meinung hingerissen, und war auch
dliches Pflichtgefühl es jetzt nicht ganz allein, was
in ihrer Brust regte, war auch Unzufriedenheit
t ihres ältesten Bruders herrschsüchtigem Betragen
nicht minderes Motiv ihrer Entschlüsse; so dach-
doch beide nun ganz ernstlich daran, ihrem Vater
nigstens sein trauriges Schicksal für die Zukunft
vieles zu erleichtern. Ludwig von Baiern schickte
nnach Gesandte an seinen ältesten Bruder, und
ihm sagen, er möchte künftig menschlicher und
niger grausam mit dem Vater verfahren. Lothars
twort war stolz und abschreckend; indessen äußerte
doch den Wunsch einer persönlichen Zusammen-
nft mit seinem Bruder. Diese kam auch bald
rauf in Mainz zu Stande; da aber Lothar seinen
üder mehr wie einen Vasallen, als einen König
handelte, so schieden beide nur noch mißvergnügter
n einander, und Ludwig, der nun wohl einsah,
ß er und sein Bruder Pipin bisher blos Werkzeuge
den Händen des nach Alleinherrschaft strebenden
thars gewesen wären, faßte den festen Entschluß,
nes Vaters schmählicher Gefangenschaft sobald als
glich ein Ende zu machen. Seit den traurigen,
derbeugenden Ereignissen zu Compiegne und Sois-
s hatten Hugo, Abt von St. Denys, Drogo,
zbischof von Mainz, — beide waren, wie der
er weiß, Söhne Carls des Großen — sammt
ch einigen andern wahrhaft evangelischen und daher

treugebliebenen Bischöfen, sich nach Baiern zurückgezogen. Den Erstern schickte nun Ludwig nach Aquitanien zu seinem Bruder Pipin, um mit diesem wegen gemeinschaftlicher Befreiung des Vaters in Unterhandlung zu treten. Pipin, der in Ansehung Lothars mit seinem jüngern Bruder vollkommen übereinstimmend dachte, zeigte jetzt auch sogleich die größte Bereitwilligkeit, dem Wunsch desselben zu entsprechen, und der gemeinsame Plan, nach welchem beide handeln sollten, den Ludwigs Gesandten ihm vorlegten, ward in allen seinen Theilen von ihm genehmiget. Indessen wollte doch Ludwig von Baiern den Weg zu einem gütlichen Vergleich mit seinem ältesten Bruder noch einmal versuchen. Er ordnete also auf das neue wieder Gesandte an ihn ab, nämlich den bairischen Grafen Gebhard, und den Abt Grimold von Weissenburg. Aber der Empfang und die Aufnahme, welche die baierischen Gesandten an Lothars Hofe fanden, wären nicht von der Art, daß sie sich auch nur die mindeste Hoffnung eines glücklichen Resultats ihrer Mission hätten machen können. Bevor sie jedoch wieder abreißten, baten sie um die Erlaubniß, auch den Vater ihres Herrn sprechen zu dürfen. Lothar wagte es zwar nicht, ihnen den Zutritt zu dem Gefangenen zu verwehren, aber sie durften mit demselben blos in Gegenwart der ihn bewachenden Männer sprechen. Auf diese Weise konnte freilich von dem, was geschah, und noch geschehen sollte, keine Rede seyn. Aber die Gesandten begrüßten den gefangenen Ludwig als Kaiser, erzeigten ihm alle seiner höchsten Würde gebührende Ehrerbietung, und gaben ihm durch Blicke, Winke und Gebärden so ziemlich zu verstehen, was der eigentliche Zweck ihrer Sendung gewesen, und daß nun die Stunde seiner Befreiung nicht wohl noch sehr entfernt seyn möchte.

5. Da auch diese abermalige Gesandtschaft den gehofften Erfolg nicht gehabt hatte; so beschlossen Ludwig und Pipin, das, was Güte und vernünftige Vorstellungen von ihrem ältesten Bruder nicht erlangen konnten, durch die Gewalt der Waffen von ihm zu erzwingen. Von ihrem Entschluß schritten sie sogleich zur That. Beide zogen ihre Truppen zusammen, und im Anfange des März 834 setzte sich jeder mit seinem Heere in Bewegung. Pipin rückte gegen die Loire vor; Ludwig marschirte gegen den Rhein. Unterwegs wurden beide Heere unglaublich verstärkt; Ost- und Westfranken, Alemannen und Sachsen, Neustrier, Burgunder und selbst Italiäner strömten schaarenweise herbei; denn jeder, der die Waffen zu führen vermochte, wollte an dem Verdienst der Befreiung des alten Kaisers einigen Antheil haben. — Aber desto furchtbarer ward jetzt Lothar aus seinen bisherigen stolzen Träumen aufgeschreckt. An Truppen weit zu schwach, um dem so plötzlich und unvermuthet ausgebrochenen Sturm kühn entgegen gehen zu können, und voll Mißtrauen gegen die Deutschen, deren treue Anhänglichkeit an seinen Vater ihm nicht unbekannt war, verließ er in größter Eile Aachen und ging nach Paris, wo er seinen Vater in der Abtei von St. Denis einsperren ließ.

6. Aus seinem Lager an der Seine erließ nun Lothar ein allgemeines Aufgebot an alle Völker seines Reiches, zu den Waffen zu greifen, und gegen Paris, wo das kaiserliche Panier jetzt wehe, zu marschieren. Diesem Gebot ward auf der Stelle Folge geleistet. Ueberall zogen sich zahlreiche Schaaren zusammen, jedoch nicht um für Lothar, sondern für dessen Vater zu streiten. Auch die Grafen Eggehard, Wilhelm von Blois, Warin und Bernhard von

Septimanien, obgleich Ludwig ihm dieses Lehen genommen, hatten Truppen geworben, und überall die Gemüther zum Kampf für den frommen Kaiser Ludwig entflammt; so daß, ehe Lothar es sich versah, er schon von allen Seiten von Feinden umringt war. Aus dieser gefährlichen Lage konnten nur Trug und List ihn noch retten. Ein Meister in diesen Künsten nahm er auch zu ihnen seine Zuflucht. Er begann auf das Neue wieder zu unterhandeln, jedoch blos in der Absicht, seine Gegner zu täuschen. Die Unterhandlungen zogen sich demnach mehrere Tage in die Länge. Boten gingen hin und her; Briefe und Schriften wurden gewechselt; aber endlich ward doch ein Tag festgesetzt, an welchem Bevollmächtigte in Lothars Lager erscheinen, und die Sachen zur Entscheidung sollten gebracht werden. Aber bevor dieser Tag erschien, überlistete Lothar seine unbesorgten Gegner, brach in der Nacht von Paris auf, schlich sich durch die feindlichen Heerhaufen durch, gewann einige Märsche über dieselben, und eilte, oder floh vielmehr nach Vienne in der Dauphinee.

7. Lothar hatte seinen Vater in der Abtei von St. Denis zurückgelassen; ihn jetzt, wo schon so viele Schilde sich zu dessen Befreiung erhoben hatten, noch ferner bewachen zu lassen, wäre mehr als gewöhnliche Thorheit gewesen. Ludwig, der vor vierundzwanzig Stunden noch ein Gefangener war, sah sich also jetzt nicht nur wieder frei, sondern von einem treuen, ihn liebenden und nur seiner Befehle harrenden Volke umgeben. Das Gewebe, womit menschliche Bosheit, im Bunde mit einer usurpirten Macht, ihn umstrickt hatte, war nun zerrissen, und eine Menge ehrwürdiger Bischöfe und ehrliebender Großen eilte von allen Seiten herbei, begrüßte Ludwig

als ihren Herrn und Kaiser, und drang mit ehrfurchtsvollem Ungestüm in ihn, das Regiment, das man so schändlich und gewaltsam seinen Händen entwunden, nun unverzüglich wieder zu übernehmen. Aber Ludwig, der die Kirche selbst in ihren unwürdigsten Häuptern noch tief verehrte, weigerte sich der Herrschaft, bevor nicht die Kirche den über ihn ausgesprochenen Bann gelößt, und, weil Bischöfe ihn der kaiserlichen Insignien beraubt, nun ebenfalls auch Bischöfe ihm die Zeichen der Kaiserwürde wieder zurückgegeben hätten. Gleich am folgenden Sonntag versammelten sich demnach alle anwesenden Bischöfe in der Cathedrale von St. Denis. Die Versammlung jener aufrührischen Bischöfe zu Compiegne und Soissons ward für ein den Geboten Gottes und der Kirche zuwiderlaufendes Conciliabulum, und alles, was darauf geschehen war, als gottlos, null und nichtig erklärt. Ludwig, von seinen Getreuen umgeben, erschien nun in der Kirche. Die Bischöfe legten ihm die Hände auf, und ertheilten ihm die feierliche Lossprechung. Der fromme Kaiser zog hierauf das Bußgewand aus, und die Hände wahrhaft frommer Bischöfe schmückten ihn nun wieder mit allen Insignien seiner Würde; sie legten ihm den Kaisermantel an, überreichten ihm Krone und Scepter, und umgürteten ihn mit dem Schwert der Gerechtigkeit. Unbeschreiblich war die Freude aller Stände und Klassen des Volkes; selbst die Elemente schienen an dem allgemeinen Jubel Theil zu nehmen; denn nach einer sehr langen Reihe trüber regnerischer und stürmischer Tage erhellte sich heute plötzlich der Himmel, und nach langer Zeit goß zum erstenmale wieder die Sonne ihr mildes, erwärmendes Licht über Stadt und Land *). Erst jetzt betrachtete Ludwig

*) Etenim usque ad illud tempus tanta incubuerat procellarum vis, pluviarumque vehementia, ut

sich als Kaiser, und trat nun auf das Neue die Regierung wieder an. — Gleich die ersten Tage der wiedererlangten Herrschaft bezeichnete Ludwig mit seiner gewöhnlichen Güte und Schonung. Im ganzen Reiche ließ er eine allgemeine Verzeihung für alle Großen und niedern Vasallen, welche die Waffen gegen ihn ergriffen hatten, bekannt machen; „denn," sagte der gütige Monarch, „ich weiß ja wohl, daß „sie mir in ihrem Herzen nie die Treue gebrochen, „sondern nur gezwungen auf die Seite meiner Söhne „getreten sind." — Nur Ebbo, Erzbischof von Rheims, machte eine Ausnahme, und vielleicht blos deswegen, weil er, statt dem Kaiser sich zu unterwerfen und dessen Gnade zu erflehen, heimlich entflohen war, von den ihm Nacheilenden aber eingeholt, und auf Ludwig's Befehl nun festgesetzt ward. An den Lothar ordnete er Gesandte ab, welche ihn einladen sollten, unbesorgt zu seinem ihm alles schon zum Voraus verzeihenden Vater zu kommen. Seinen Sohn Pipin, welcher indessen nach Paris gekommen war, empfing Ludwig mit der größten Zärtlichkeit. Der frühern Empörung des Sohnes ward jetzt nicht mehr gedacht, ihm aber für die dem Vater geleisteten Dienste herzlich gedankt. Ludwig beschenkte ihn reichlich, theilte auch nicht minder reiche Geschenke unter dessen Gefolge aus, schickte ihn aber schon nach wenigen Tagen wieder nach Aquitanien zurück, um für die Sicherheit seiner Länder zu wachen; indem Lothar die Waffen noch nicht niedergelegt, auch die

---

extra solitum aquarum superabundantia excresceret, flatusque ventorum imperviabiles fluminum alveos redderet. Sed in illius (Lud. p.) absolutione ita quodammodo visa sunt conjurasse elementa, ut mox et venti saevientes mitescerent, et coeli facies in antiquam et multo tempore invisam serenitatem rediret.

Grafen Matfried und Lambert an der Spitze eines bedeutenden Heeres an den Grenzen von Bretagne standen. Ludwig selbst ging nach Aachen, voll Sehnsucht, nach so vielen und harten Schicksalen nun wieder als wirklicher mit Sieg gekrönter Kaiser in die Burg seines großen Vaters einzuziehen.

8. Die Nachricht von Lothars Flucht aus Paris, und der darauf sogleich erfolgten längst ersehnten Thronrevolution, hatte sich mit Pfeilsschnelle in allen Provinzen des Reiches diesseits und jenseits der Alpen verbreitet. Ludwig hatte in Italien viele treue Freunde. Ihr Muth ward durch die frohe Kunde auf das Neue belebt. Pipin, ein Sohn des verstorbenen Königs Bernhard von Italien, Rathold oder Rathald, Bischof von Verona und Bonifacius, Graf von Lucca und Markgraf in Toscana, traten in der Stille zusammen, und beratheten sich über die Mittel, nun auch die Kaiserin aus ihrer Gefangenschaft zu befreien. Man kam überein, eine hinreichende Zahl Bewaffneter in Geheim nach Tortona zu senden; aber nur einzeln oder in ganz kleine Haufen getheilt sollten sie sich dahin ziehen, mit Anbruch der Nacht in einem kleinen nicht ferne von Tortona gelegenen Wäldchen sich vereinigen, und, sowie der Morgen zu grauen anfing, die Stadt überfallen. Alles ging nach Wunsch; Tortona ward überrumpelt, die schwache Besatzung ohne Blutvergießen übermannt, die Kaiserin befreit und glücklich zu ihrem Gemahl nach Aachen gebracht. Sobald Juta wieder an der Seite Ludwigs stand, gewannen auch sogleich alle Maßregeln desselben wieder an Bestimmtheit und Kraft. Ludwig beschäftigte sich nicht mehr blos mit Beten, Jagen und Fischen; er dachte nun auch an seinen noch immer im Ungehorsam starrsinnig beharrenden

ältesten Sohn, an dessen beide Feldherren Matfried und Lambert, die durch ihre erfochtenen Siege die Flamme des Aufruhrs in den mittägigen Provinzen mit jedem Tage weiter verbreiteten, und endlich auch an die wilden Normänner, die jetzt abermals einen verheerenden Einfall in Friesland gemacht hatten*).

---

*) Daß die Kaiserin auf ihren Gemahl einen sehr großen Einfluß hatte, ist nicht zu läugnen; aber warum sollte sie ihn nicht gehabt haben? Juta war, nach dem Zeugniß der Jahrbücher von Metz und mehrerer anderer Chroniker, nicht blos eine reizend schöne, sondern auch geistvolle, wissenschaftlich gebildete Fürstin, die einem Ludwig dem Frommen, der durchaus stets eines äußern Impulses bedurfte, gewiß sehr oft als ein ihn sanft leitender Schutzgeist an der Seite gestanden seyn mag; und wer weiß nicht, welche segensvollen Wirkungen das begeisternde Lob oder der demüthigende Tadel einer zärtlich geliebten Gattin sogar schon auf die größten Helden in allen Jahrhunderten hervorgebracht haben. Ueberhaupt ist es ein höchst erbärmlicher, abgeschmackter, aber vorzüglich unserm gegenwärtigen, alle wahre Menschenwürde verkennenden und verläugnenden Zeitalter eigener Grundsatz, daß eine Kaiserin oder Königin blos das Weib des Kaisers oder Königes seyn müsse. Nein! sie ist weit mehr; denn sie ist die Mutter ihrer Völker, muß also gemeinschaftlich mit ihrem Gemahl, weil gleich ihm gekrönt, zur Beglückung und dem wahren Wohl derselben mitwirken, ihr daher auch ein für ihre Sphäre geeigneter Einfluß in den Geschäften gestattet werden. Den Frauen gebricht es weder an Klugheit in der Berathung, noch an Beharrlichkeit bei dem einmal gefaßten Entschluß; und wie oft hat nicht schon der natürliche, äußerst feine weibliche Takt, der gar nicht selten auf dem Wege der Empfindung weit schneller, als des Mannes unaufhörlich raisonnirender und alles kalt berechnender Verstand, zu einem richtigen Resultat gelangt, selbst die vermeintlich noch so schlau gesponnenen Gewebe einer alltäglichen, herzlosen Politik gleichsam spielend zerrissen?

Wer auf dem weiten Gebiete der Geschichte nicht ganz fremd ist, wird zu dem hier Gesagten sehr leicht die Belege von selbst finden. — Der grämliche, zank- und streitsüchtige Agobard macht der Kaiserin Juta den Vorwurf, daß sie das Herz ihres Gemahls dessen Söhnen erster Ehe entfremdet habe. Aber dieß ist eine grobe Unwahrheit. Da in jenen Zeiten Königreiche, wie jedes andere Familiengut, stets unter allen Söhnen desselben Vaters gleich vertheilt wurden, so war nichts natürlicher als daß die Kaiserin auch ihrem Sohne einen kleinen Reichstheil zu verschaffen suchte. Hiezu bediente sie sich jedoch weder der Gewalt noch der List; nur bittend und liebkosend wandte sie sich an ihre Stiefsöhne; aber als diese in ihr und ihres Gemahls Begehren gewilligt, und Lothar selbst durch einen Eid sein Versprechen bekräftigt hatte; dann besaß auch die Kaiserin Charakter genug, um nicht das Spiel eigensinniger Laune oder der Selbstsucht einiger ihre Stiefsöhne umgebenden Großen zu seyn, sondern mit Nachdruck und Kraft das zu bewahren, was man ihrem Sohne freiwillig gegeben, und diesem auch nach Recht und Billigkeit unstreitig gebührte. Also nicht Judith, sondern die Wortbrüchigkeit ihrer Stiefsöhne und der Eigennutz der diese umgebenden Ruhestörer waren die einzigen Ursachen des zwischen dem Vater und dessen Söhnen immerwährenden Streites. — Der wahrscheinlich an der Milzleidende Agobard gesteht selbst der Kaiserin nicht nur Schönheit, sondern auch noch andere Tugenden und herrliche Eigenschaften zu; er sagt, daß sie nicht litigosa, sondern suavis et blanda sey; aber stets auf die irrige, seinem beschränkten Kopfe fix gewordene Idee zurückkommend, daß nämlich nur Juta die Ursache des ewigen Haders zwischen Ludwig und dessen Söhnen sey, macht er ihr sogar ihre Tugenden zum Vorwurf und sucht sie in Fehler zu verwandeln. Da er als Bischof sein Geschreibsel mit Stellen aus der heiligen Schrift schmükken zu müssen glaubte, so sagt er auch am Ende seiner Schmähschrift gegen die Kaiserin: Fallax gratia et vana est pulchritudo. Mulier timens Dominum ipsa laudabitur. Wie

9. Lothars Marsch oder Flucht nach Vienne hatte vorzüglich seine Verbindung mit Italien bezweckt. Auf dieses Reich setzte er sein größtes Vertrauen, auch gelang es ihm, in kurzer Zeit ein aus Burgundern und Italiänern bestehendes Heer unter seine Fahnen zu sammeln. Die Gesandten, die ihm im Namen seines Vaters Frieden und Verzeihung boten, wies er trotzig, und sogar mit drohenden Worten aus seinem Lager. Noch immer führte er den kaiserlichen Titel; ein großer Theil des südlichen Frankreichs gehorchte seinen Befehlen, und an den Ufern der Loire standen seine beiden Feldherren, die Grafen von Nantes und Orleans (Lambert und Matfried), mit einem nicht minder zahlreichen Heere. Um die Vereinigung Lothars mit seinen Feldherren zu verhindern, sollte Graf Odo, Matfrieds Nebenbuhler wegen des Lehns von Orleans, das von der Loire heranrückende Heer, Graf Warin aber den in Burgund stehenden Lothar angreifen. Leider waren Odos und Warins kurze Feldzüge von gleich unglücklichem Erfolg. Odo ward von Lambert und Matfried geschlagen und blieb selbst, sammt seinem Bruder dem Grafen von Blois und noch einigen andern Großen, in dem Treffen. Graf Warin, von Lothar mit bedeutendem Ver-

---

man sieht, zeugt der citirte Bibeltext nicht gerade sehr rühmlich für Agobards logische Consequenz; und in der That, wenn der Teufel um eine arme Seele zu überlisten und zu verführen der heiligen Schrift nöthig haben sollte; so würde er gewiß ungleich schlauer und richtiger, als der griesgrame Agobard, die allenfalls erforderlichen Bibeltexte zu wählen wissen. — Daß übrigens die Kaiserin Judith auch ihre Fehler und Schwachheiten gehabt haben mag, dieß wollen wir gerne zugeben; denn Adam und Eva waren, wie aller übrigen Menschen, auch Jutas und ihres Gemahls allererste Stammeltern.

st zurückgetrieben, warf sich endlich in die kurz vor-
r von ihm wohlbefestigte Stadt Chalons an der
aone. Lothar verfolgte seine errungenen Vortheile,
schien daher bald darauf vor den Mauern von Cha-
ns. Die Stadt ward sogleich belagert. Da die
nstände dem Lothar Eile geboten, so stürmte er
unterbrochen fort, bis endlich am fünften Tage
: Belagerung die Stadt nach dem tapfersten Wider-
nd durch Sturm erobert ward. Unerhörte Grau-
nkeiten befleckten Lothars glänzenden Sieg. Von
ı vier Grafen, welche nach der Einnahme von Cha-
s als Gefangene in seine Hände gefallen waren,
i er dreien, nämlich Gotselm, Sanilla und Madadelm,
Köpfe abschlagen. Warin rettete sein Leben nur
urch, daß er sich dem Lothar unterwarf, und den
d der Treue ihm schwur. Gerberga, eine Tochter
heiligen Wilhelms von Aquitanien, die schon seit
len Jahren der Welt entsagt, und den Schleier
tgeweihter Jungfrauen gewählt hatte, ward auf
hars Befehl aus ihrem Kloster gerissen, unter der
n so erbärmlichen als erlogenen Beschuldigung,
sey eine Zauberin, in einen Schlauch gesteckt, und
dem Fluß ersäuft*). Die Stadt ward hierauf meh-
e Tage geplündert, und endlich, bis auf die einzige
. Georgskirche, deren unbegreifliche Erhaltung
tten in den Flammen man einem Wunder zuschrieb,
dergebrannt **).

) Gerbergens ganzes Verbrechen bestand blos darin, daß sie eine Schwester des Herzogs Bernhard von Septimanien war, der jetzt gegen Lothar die Parthei Ludwigs, seines rechtmäßigen Kaisers, wieder ergriffen hatte; da er sich an diesem nicht rächen konnte, mußte die schuldlose Schwester ein Opfer seiner Wuth werden.

) Einige Chroniken jener Zeit schreiben jedoch den Brand von Chalons nicht einem von Lothar gegebnen Befehl, sondern einem in einer mit wilden, feindlichen Soldaten überfüllten Stadt leicht möglichen Zufall zu.

10. Lothar, Sieger in zwei blutigen Treffen, drang jetzt immer weiter vor, eroberte Autün und Orleans, drang in die Provinz Maine, und bewirkte seine Vereinigung mit den Grafen Lambert und Matfried. Lothars Fortschritte beunruhigten ungemein den kaiserlichen Hof in Aachen. Zu seiner nicht kleinen Bestürzung sah Ludwig der Fromme jetzt ein, daß sein Thron noch nichts weniger als vollkommen befestigt sey. Er brach also ebenfalls mit seinem Heere eiligst auf, zog jenes des Königs von Baiern an sich, und marschirte in Begleitung seines Sohnes Ludwig dem rebellischen Lothar entgegen. Dieser zog sich bei der Annäherung des Vaters gegen die Loire zurück; aber Ludwig folgte ihm auf dem Fuße, und nahe bei Blois stießen beide Heere auf einander. Jenes des Kaisers war ungleich stärker, als das seines Sohnes. Aber nun rückte auch noch Pipin mit seinen Aquitaniern heran, vereinigte sich mit dem Vater, und nahm eine die rechte Flanke des feindlichen Lagers bedrohende Stellung. Lothar fühlte zwar das Gefährliche seiner Lage, hoffte jedoch mit Zuversicht, daß die nämlichen Künste, deren er sich mit so glücklichem Erfolge auf dem Lügenfelde bei Colmar bedient hatte, ihm auch jetzt wieder die Oberhand verschaffen würden. Aber was einmal geschehen, geschieht nicht sogleich wieder zum zweitenmale. Die Gesinnungen hatten sich indessen mächtig geändert. Kein Mann ging aus dem kaiserlichen Lager in das seine über; wohl aber kamen aus dem seinigen die Truppen schaarenweise in dem Lager seines Vaters an.

11. Ludwig, stets geneigt zu verzeihen, und wohl einsehend, daß den Trotz seines Sohnes der Abfall einer Menge seiner Truppen nicht wenig gebeugt haben müßte, wollte, zu Lothars eigenem

Besten, dessen von allen Seiten gefährdete Lage nicht unbenutzt lassen. Er schickte also den Baradad oder Badurad, Bischof von Paderborn, die Grafen Gebhard und Berengar *) an denselben, gab aber seinen Gesandten die Weisung, daß sie seinem Sohne sagen sollten, er ließe ihn diesmal nicht bitten, sondern es ihm befehlen, unverzüglich zu ihm zu kommen; seine Langmuth sey jetzt erschöpft, und wenn er diesem letzten Befehle nicht augenblicklich Folge leistete, so würde er nachher in ihm nicht mehr einen gütigen Vater, sondern nur einen gerechten, aber auch strengen Richter finden. Ludwig's Gesandte sprachen nun mit Lothar in einem ganz andern, ihm bisher ungewöhnten, sehr ernsten Ton, versicherten ihm jedoch zugleich, daß er ganz gewiß Verzeihung von seinem Vater erhalten würde, boten ihm auch, wenn er es wünschte, auf jeden Fall sicheres Geleit an. Lothar begehrte 24 Stunden Bedenkzeit, und als am folgenden Tage die Gesandten wieder vor ihm erschienen, und auf das Neue in ihn drangen, brach sich endlich der Stolz des Uebermüthigen; er zeigte Reue, und bat die Gesandten, seinem Vater zu sagen, daß er seinen Befehlen sich unbedingt unterwerfe, und noch heute zu ihm kommen werde.

12. Im Angesichte des ganzen Heeres, unter einem hohen, von allen Seiten geöffneten Zelt, auf

*) Sowohl seines ungewöhnlichen Verstandes, als auch ungemeiner Rechtschaffenheit wegen stand Berengar bei den Franken in dem größten Ansehen; sie gaben ihm sogar den Beinamen: der Weise. Als ein Bruder Eberhards, Markgrafen von Friaul, welcher die Gisella, eine Tochter Ludwig's des Frommen, zur Gemahlin hatte, war Berengar auch mit dem kaiserlichen Hause verwandt.

dem Kaiserstuhl sitzend, und seine beiden Söhne, die Könige von Aquitanien und Baiern zu seinen Seiten, empfing Ludwig seinen ältesten. Lothar warf sich ihm zu Füßen, und mit ihm auch die Grafen Hugo, Lambert, Matfried, sammt noch mehrern andern Häuptern der Empörung. Lothar bekannte laut, daß er gegen Gott und seinen Vater gesündigt habe; er bat hierauf, daß der Kaiser ihm verzeihen möge, und flehete dann auch um Gnade für alle, die aus Liebe zu ihm sich jetzt in gleicher Schuld befänden. Ludwig, voll Freude, seinen so lange in starrem Ungehorsam beharrenden Sohn einmal wieder zu seinen Füßen zu sehen, um ihn nachher desto zärtlicher in seine Arme drücken zu können, verzieh ihm sogleich; und mit ihm wurden nun auch alle übrigen Verräther, Ruhestörer und Aufrührer begnadigt, und zwar so vollkommen begnadigt, daß Ludwig ihnen allen ohne Ausnahme ihre Güter ließ, bis auf jene, welche er selbst ihnen vor einigen Jahren geschenkt hatte; nur diese wurden ihnen wieder genommen, da sie dem Kaiser für seine Wohlthaten blos mit dem schwärzesten Undank, mit Verrath und Treulosigkeit gelohnt hatten. Lothar und dessen ganzer Anhang schwuren auf das Neue dem Kaiser Treue und Gehorsam; dem Erstern gebot Ludwig, nun nach Italien zurückzukehren, aber ohne des Vaters Ruf oder dessen besondere Erlaubniß nie wieder nach Frankreich zu kommen. Auch Ludwig brach jetzt auf und ging nach Aachen, wo er das Heer, nachdem er es beschenkt hatte, mit frohem Herzen entließ, und jedem zu seinem heimischen Heerd nun wieder zurückzukehren erlaubte.

VI.

1. Der blutige Familienzwist war nun abermals beendigt, und das Reich schien wenigstens in seinem Innern beruhigt. Aber schreckliche Unordnungen, größtentheils Folgen mißbrauchter Gewalt, hatten es während jener Zeit der Verwirrung beinahe völlig zerrüttet. Die Zahl der Straßenräuber hatte sich in allen Provinzen ungeheuer vermehrt. Für den Reisenden gab es keine Sicherheit mehr, und selbst der sedentaire Landmann, wollte er Hab und Gut sichern, mußte beinahe seinen Hof in eine kleine Veste verwandeln. Die Verwaltung der Gerechtigkeit war ein bloses Spiel des Truges und des Eigennutzes; gegen den Mächtigern vermochten die Gesetze nicht mehr zu schützen, und die Statthalter der Provinzen betrugen sich mehr wie eigene unabhängige Herren, als untergeordnete kaiserliche Reichsbeamten. Auch den Klöstern und Kirchen hatte man indessen eine Menge ihrer Güter geraubt. Selbst Ludwig's Söhne, um ihre Vasallen zu belohnen, und deren Anzahl zu vermehren, hatten sich vieler Kirchengüter bemächtigt, und den sacrilegischen Raub unter ihrem Anhange vertheilt. Gleiche Verwilderung war auch in vielen Klöstern eingerissen, besonders in jenen, deren Aebte, statt für Frömmigkeit und klösterliche Zucht zu sorgen, lieber mit der Streitaxt bei den Heeren umherzogen. Diesem überhand genommenen Unfug zu steuern, und den Gesetzen wieder ihre Herrschaft zu verschaffen, war jetzt des frommen Ludwig's erste Sorge. Einsichtsvolle Männer von geprüfter Redlichkeit schickte er demnach als kaiserliche Sendboten in alle Provinzen seines Reichs. Ihr Auftrag war, Alles genau zu erkunden, die zahlreichen Räuberbanden auszurotten, die fahrlässigen

Statthalter dem Kaiser anzuzeigen, den Gang der Justizpflege zu untersuchen, denen, welche man ungerecht beraubt, oder gar ihre Freiheit genommen, und sie zu Leibeigenen gemacht hatte, Eigenthum und Freiheit wieder zurückzugeben; überhaupt den Schwachen gegen den Uebermächtigen, den Unterdrückten gegen den Unterdrücker zu schützen, eigenmächtige Beamten wieder in die von den Gesetzen vorgeschriebenen Schranken zurückzuweisen, endlich auch Kirchen, Klöster und Schulen zu besuchen, und alles, was sie an der höhern wie niedern, an der weltlichen wie klösterlichen Geistlichkeit Mangelhaftes finden würden, ihm umständlich zu berichten. Natürlich mußten diese, obgleich höchst gerechten und nöthigen Maßregeln wieder eine zahllose Menge Mißvergnügter machen. Alles zucht- und herrenlose Gesindel aus dem gemeinen Volke, alle ungerechten Richter, alle stolzen und selbstsüchtigen Statthalter, alle eigenmächtigen und raubsüchtigen Großen, die man jetzt zwang, das, was sie verschlungen, wieder herauszugeben, und endlich alle weltlich und fleischlich gesinnten Prälaten und Aebte murrten gegen den Kaiser, und klagten über Eingriffe in sogenannte Freiheiten, die jedoch im Ganzen nichts anders waren und nichts anders seyn konnten, als eine allen kirchlichen wie bürgerlichen Gesetzen schnurstraks entgegenstrebende, blos in wilden gesetzlosen Zeiten herrschend gewordene Zügellosigkeit. Indessen mußte den Befehlen des Kaisers gehorcht werden, obgleich auch jetzt wieder manche von Ludwig bei dieser Gelegenheit gemachte höchst heilsame Verordnung wenig beachtet und noch weniger befolgt ward.

2. Gegen das Ende des Jahres (834), einige Tage vor dem heiligen Weihnachtsfest, ging Ludwig nach Diedenhofen, wohin er einen Reichstag aus-

sammen berufen hatte. Alles, was im vorigen Jahre zu Compiegne und andern Orts gegen den Kaiser geschehen und in Ansehung des Reichsregiments war verfügt worden, ward jetzt verfassungsmäßig von den Repräsentanten der fränkischen Nation einstimmig vernichtet, Ludwigen alle ihm zustehenden kaiserlichen Rechte wieder zurückgegeben, und auf das Neue bestätigt. Acht Tage darauf begab sich Ludwig nach Metz, wo auch die zu Diedenhofen anwesenden Großen sich wieder einfanden, und ein zahlreiches Concilium von Bischöfen sich versammelt hatte. Durch einen von sämmtlichen Vätern des Conciliums einstimmig gefaßten Beschluß wurden alle zu Soissons von jenen theils aufrührischen, theils erkauften, oder auch aus bloser Feigheit beistimmenden Bischöfen genommenen Beschlüsse widerrufen und verdammt. Ludwig ward hierauf von dem ganzen Concilium mit der größten Feierlichkeit auf das Neue losgesprochen und mit de: Kirche versöhnt. Sieben Bischöfe sprachen über ihn die üblichen Kirchengebete, legten ihm die Hände auf, und setzten ihm die Krone auf das Haupt. — Das versammelte Concilium sollte nun auch den in die letzte Verschwörung und Empörung verwickelten Bischöfen das Urtheil sprechen; aber keiner der Angeklagten war gegenwärtig, außer der auf des Kaisers Befehl in Haft gehaltene Erzbischof Ebbo von Rheims. Dieser ward jetzt sein eigener Ankläger. Alles, sagte er, was gegen den Kaiser gethan oder geschrieben worden, sey höchst ungerecht und verdammungswerth, und er selbst, der zur Absetzung desselben am meisten beigetragen, des hohen bischöflichen Amtes unwürdig. Auf Begehren des Conciliums gab er den Vätern desselben diese seine Erklärung schriftlich, ward hierauf durch einen förmlichen Beschluß seiner bischöflichen Würde entsetzt und in das Kloster nach Fulda gebracht. — Agobard von

Lyon und Bernarius von Vienne, die, obgleich zu dem Concilium berufen, dennoch nicht erschienen waren, wurden, da ihre thätige Theilnahme an der Empörung notorisch war, ohne weiteres ihrer bischöflichen Stühle entsetzt. Alle übrigen in gleicher Schuld befindlichen Bischöfe waren nach Italien entflohen, und hatten sich unter den Schutz Lothars begeben. Ludwig begehrte nicht deren Auslieferung, theils weil er seinen Sohn nicht kränken wollte, theils auch weil dem gütigen Monarchen, der ohnehin lieber verzieh als strafte, die Selbstverbannung jener Bischöfe schon eine hinreichende Genugthuung schien.

3. Die Kaiserin hatte jetzt keinen sehnlichern Wunsch mehr, als daß noch während der Lebzeit ihres Gemahls auch ihrem Sohne Carl doch einmal ein bestimmter Reichsantheil zugesichert würde. Natürlich theilte Ludwig den Wunsch seiner Gemahlin, denn ihm, dem Vater, lag nothwendig seines Sohnes künftiges Schicksal eben so sehr am Herzen, als der Mutter. Auf dem noch in demselben Jahre zu Stramiacus (Cremieux bei Lyon) gehaltenen Reichstag legte demnach Ludwig den versammelten Ständen einen abermaligen Theilungsentwurf vor. Des Lothars ward darin nicht erwähnt; mit Italien sollte derselbe sich begnügen, sich glücklich schätzend, daß nach seinem unerhörten grausamen Verfahren mit dem Vater dieser ihm doch noch die schöne italische Halbinsel zu seinem künftigen Erbtheil anwies. Aber um so mehr wurden die Ländertheile der drei übrigen Söhne, nämlich Pipins, Ludwig's und Carl's vergrößert. Nebst Aquitanien und der spanischen Mark erhielt Pipin das ganze westliche Frankreich, so daß sein Reichsantheil jetzt über die Loire und Seine hinweg bis nächst an die Schelde erweitert ward. Carl, dem früher nur Alemannien war bestimmt

worden, erhielt jetzt nebst diesem Lande auch das
ganze cis- und transjuranische Burgund bis an die
Rhone, und längs diesem Flusse hinab alle Länder
bis an das mittelländische Meer, hiezu auch noch
einen Theil von dem nordischen Gallien bis zu den
Grenzen Belgiens. Am besten bedacht ward unstrei-
tig Ludwig. Dieser sollte nicht blos über Baiern,
Pannonien und die übrigen von den Franken erober-
ten slavischen Länder, sondern auch, jedoch mit Aus-
nahme Alemanniens, über sämmtliche diesseits und
jenseits des Rheins wie auch in dem alten Belgien
wohnenden deutschen Völker herrschen, auch die Stadt
Aachen und des großen Carls kaiserliche Burg seine
künftige Residenz werden. Pipin und Ludwig wa-
ren zwar auf dem Reichstag zu Cremieux gegenwär-
tig, hatten auch zu der neuen Theilung ihre Ein-
willigung gegeben; und dennoch ging von dem gan-
zen Vertrag nichts in Erfüllung. Die Ursache da-
von ist unbekannt; aber höchst wahrscheinlich war es
Ludwig von Bayern, der, weil er alle deutschen Völ-
ker ohne Ausnahme unter seinem Zepter vereinigen
wollte, und daher den Verlust von Alemannien nicht
verschmerzen konnte, zuerst seine Ansichten darüber
änderte, und durch den heftigen Widerspruch, den
er erhob, den ganzen Theilungsplan wieder hin-
tertrieb.

4. Zu dem König von Baiern hatte jetzt die
Kaiserin alles Zutrauen verloren; von ihm durfte
sie in Beziehung auf ihren Sohn Carl nichts Tröst-
liches erwarten, und um diesen zu schützen, war
Pipin, der seit einiger Zeit unter seinen Brüdern
sich durch eine stets bereitwillige Folgsamkeit sehr
ehrenvoll auszeichnete, viel zu weit entfernt. Sie
beredete also ihren Gemahl, mit seinem ältesten
Sohn sich vollkommen auszusöhnen, und mit ihm

wegen einer neuen Ländertheilung geheime Unterhandlungen anzuknüpfen. Ludwig folgte dem Rath seiner Gemahlin, und Lothar ging jetzt um so eher in die von dem Vater ihm gemachten vortheilhaften Anträge ein, als er, wenn Ludwig nicht noch vor seinem Tode sich mit ihm wieder völlig würde ausgesöhnt haben, weder auf die Kaiserwürde noch auf irgend einen Ländertheil diesseits der Alpen sich die geringste Hoffnung machen konnte. Auf das Begehren seines Vaters schickte also Lothar den Abt Wala und noch einige andere Vertrauten nach Aachen, und der nunmehr in Jahren sehr weit vorgerückte Wala unterzog sich dieser Mission mit um so größerm Vergnügen, als er durch die völlige Aussöhnung Lothars mit seinem Vater sich ein Verdienst zu machen, und dadurch sowohl seine Zeitgenossen, als auch die Nachwelt, wegen seines frühern starrsinnigen und aufrührerischen Betragens gegen den Kaiser, mit sich wieder einigermaßen auszusöhnen hoffen konnte. — Wala ward von Ludwig und dessen Gemahlin ungemein gnädig und liebreich empfangen. Die Unterhandlungen zogen sich auch gar nicht in die Länge; denn da beide Theile große Vortheile dabei zu sehen glaubten, so kam der Vertrag bald zu Stande. Die Natur desselben kennt man nicht; denn da, wie wir gleich sehen werden, derselbe ebenfalls wieder nicht zur Ausführung kam, so blieb er auch für die Geschichte ein Geheimniß. Einstweilen ward jetzt zwischen dem Kaiser und Wala festgesetzt, daß Lothar auf dem im Anfange des nächsten Jahres in Worms zu haltenden Reichstag persönlich erscheinen, und dann alles, was jetzt in Geheim verabredet worden, unter den gehörigen staatsrechtlichen Formen der fränkischen Nation und der Welt bekannt gemacht werden sollte.

5. Leider scheiterte, wie wir so eben erwähnt, auch dieser Plan des für die Zukunft seines jüngsten Sohnes mit Recht so sehr besorgten Kaisers. Ludwig ging zwar um die bestimmte Zeit nach Worms, aber sein ältester Sohn Lothar kam nicht. Ein pestartiges Fieber herrschte in diesem Jahre durch ganz Italien. Auch Lothar ward davon ergriffen und lag jetzt tödtlich krank darnieder. Es war eine mörderische Seuche; viele Tausende wurden ein Opfer derselben; und unter dieser zahllosen Menge auch gerade Lothars vornehmste Räthe und eifrigste Anhänger, größtentheils ehemalige Häupter der Empörung. Wala, Hugo, Matfried, Lambert, dessen Sohn Gottfried, Agimbert, Graf von Perche, Burgaret, die Bischöfe Jesse und Helias von Amiens und Troyes starben in wenigen Tagen schnell nach einander hinweg. Ihr Verlust ward in dem ganzen Reiche allgemein beklagt; denn es waren Männer von Kopf und Energie, kühn und mit den Gefahren spielend, daher zu den gefährlichsten Unternehmungen und schwersten Geschäften geschickt *). Unter einem Carl dem Großen würden sie wahre Stützen des Reiches gewesen seyn. Ungemein liebenswürdig zeigte sich Ludwig, als er die Nachricht von dem Tode dieser Männer erhielt. Er freute sich nicht des Untergangs seiner Feinde, schmähete nicht ihr Andenken, sondern schenkte ihnen eine sein eigenes Herz noch mehr als die Verstorbenen ehrende, mitleidsvolle Thräne **).

---

*) Hi enim erant, quorum decessu dicebatur Francia nobilitate orbata, fortitudine quasi nervis succisis evirata, prudentia his obeuntibus annullata. (Astron. apud Du Chesne T. II. p. 314.)

**) Etenim hoc suscepto nuntio nec in se exultavit, nec morti inimicorum insultavit, sed pugno

6. Lothar genaß zwar bald von seiner Krankheit, hatte aber indessen seinem Vater schon auf das Neue wieder Ursache zum Mißvergnügen gegeben. Von mehreren Orten ward gegen ihn bei dem Kaiser geklagt. Jene seiner Vasallen, welche die Kaiserin aus ihrer Gefangenschaft in Tortona befreiten, hatte er ihrer Würden entsetzt, ihre Erbgüter eingezogen und sie selbst aus Italien vertrieben; ohne auch nur einen Schein von Recht vielen französischen Kirchen alles Grundeigenthum genommen, das sie in Italien besaßen, sich mehrerer dem römischen Stuhle gehörigen Domainen gewaltsam bemächtiget, die römische Kirche auf mancherlei Weise beunruhigt, viele Eingriffe in die päbstlichen Rechte sich erlaubt, und sogar einige dem Pabste und der römischen Kirche angehörigen Individuen wahrhaft tyrannischer Weise tödten lassen. Ludwig ordnete also Gesandte an seinen Sohn, die ihn erinnern sollten, daß er ihm bei Uebergebung des italiänischen Reichs, nach dem von Carl dem Grossen gegebenen Beispiel, die Vertheidigung des römischen Stuhles zur ersten und heiligsten Pflicht gemacht habe. Er befahl ihm also, von ferneren Gewaltthätigkeiten abzustehen, auch den Kirchen wie jenen oben erwähnten Vasallen den ihnen abgenommenen Raub unverzüglich wieder zurückzugeben. Zu gleicher Zeit schickte Ludwig auch den noviacensischen Abt Adrebald nach Rom, um über die dem römischen Stuhle zugefügten Beleidigungen nähere

---

pectore tunso, lachrymisque oculis oppletis, Deum illis propitium cum ingenti gemitu precatus est. (Astron. ib.) — Welcher ungemein schöne und gewiß äußerst seltene Zug! Ludwig zeigte hier eine Selbstüberwindung, die nur durch die frömmste, an der Liebe zu Gott entzündete Nächstenliebe erlangt werden kann.

Kunde einzuziehen, den Pabst zu trösten, ihn seines kaiserlichen Schutzes zu versichern, und daß er selbst nächstens nach Italien kommen, und dann ihn in Rom besuchen werde, daher er auch schon seinem Sohne Lothar befohlen habe, die für den Unterhalt des ihn dahin begleitenden Heeres nöthigen Vorrathshäuser füllen zu lassen. Als Adrebald ankam, lag Gregor krank zu Bette. Sein Uebel bestand in einem sehr heftigen, oft sehr lange anhaltenden, und daher seine Kräfte erschöpfenden Nasenbluten. Aber die so wenig vermuthete Ankunft eines kaiserlichen Gesandten, und dessen erfreuliche, trostvolle Botschaft wirkten so wohlthätig auf die Gesundheit des Pabstes, daß sein Nasenbluten aufhörte, und er in wenigen Tagen sich vollkommen hergestellt fühlte. Gregor behielt den Adrebald mehrere Tage bei sich, überhäufte ihn mit Geschenken und ordnete nun auch seiner Seits an den Kaiser eine Gesandtschaft, die zu gleicher Zeit mit dem noviacensischen Abt Rom verließ und die Reise nach Deutschland antrat.

7. Auch Lothar empfing seines Vaters Gesandten mit der ihrer Person und ihrer Mission gebührenden Achtung. Er versprach, dem väterlichen Willen sich unverzüglich zu fügen, nur entschuldigte er sich, daß er nicht alle Befehle seines Vaters jetzt erfüllen könne *). Aber kaum waren Ludwig's Abgeordnete wieder abgereist, als Lothar die Nachricht erhielt, sein Vater habe auch einen Gesandten an

*) Darin mag Lothar wohl Recht gehabt haben. Den Schwachen und Unmächtigen zu berauben, ist sehr leicht; aber den Starken und Mächtigen, dem man einen solchen Raub gegeben hat, denselben wieder zu nehmen, ist sehr schwer und kann oft sehr bedenkliche, weit aussehende Folgen herbeiführen.

den Pabst geschickt, und dieser stehe nun im Begriffe, die ihm erzeigte Ehre durch eine ähnliche Gesandtschaft an den Kaiser zu erwiedern. Dieß erregte Lothar's Argwohn, und unverzüglich schickte er nun einen seiner Hofbeamten, Namens Leo, nach Bononien, mit dem Befehle, die päbstlichen Gesandten entweder durch freundliche Worte zur Rückkehr zu bereden, oder wenn dieses nicht fruchten sollte, sie mit Gewalt zurückzuführen. Lothar's Befehl ward pünktlich erfüllt; aber der kluge Adrebald fand Mittel, die päbstlichen Briefe durch einen in einen Bettler verkleideten Vertrauten über die Alpen zu schaffen und an den Kaiser gelangen zu lassen. Lothar änderte nun wieder völlig seine Gesinnungen gegen den Kaiser; machte daraus auch gar kein Geheimniß; ließ sogar seinem Vater sagen, daß er sich an den von dem verstorbenen Abt Wala in dem vorigen Jahre geschlossenen Vertrag nicht gebunden glaubte und anstatt Vorrathshäuser für Ludwig's Heer zu errichten, ließ er im Gegentheil alle nach Italien führende Engpässe durch Aufführung neuer Mauern noch mehr befestigen.

8. Ob der Wunsch, gleich seinem großen Vater die Hauptstadt der Christenheit zu sehen, an den Gräbern der Apostel seine Andacht zu verrichten, und den Segen des heiligen Vaters, des Oberhauptes der Christenheit, zu empfangen, oder Mißtrauen und wachsender Argwohn gegen seinen Sohn Lothar den Kaiser auf den Gedanken eines Heerzuges nach Italien gebracht habe: dieß läßt sich mit Bestimmtheit nicht angeben. Indessen hatte Lothar durch Befestigung der Alpenpässe und Nichtbefolgung des väterlichen Befehls gewissermaßen schon wieder eine feindliche Stellung gegen seinen Vater angenommen. Ein neuer Ausbruch war zu befürchten,

wozu es diesmal jedoch nicht kam. Unvermuthete, aber nichts weniger als erfreuliche Ereignisse hielten Ludwig in seinem Reiche zurück und machten dessen Reise nach Italien wenigstens für dieses Jahr durchaus unmöglich. Zuerst war in Bretagne eine neue Empörung ausgebrochen, die, wie gewöhnlich, nicht anders als durch die Gewalt der Waffen wieder gedämpft werden konnte. Aber noch furchtbarer und für das Reich schmachvoller war ein abermaliger Einfall der Normänner in Friesland. Uneinigkeit der Befehlshaber, denen Ludwig die Provinz anvertraut hatte, lähmte selbst die einfachsten Vertheidigungsmaßregeln. Sogar eingeborne Friesländer schlugen sich zu dem eindringenden raubgierigen Feinde und vermehrten noch dessen, diesmal ohnehin schon mehr als gewöhnlich zahlreiche Schaaren. Ueberall hatten demnach jetzt die Normänner die Oberhand; sie erschlugen die fränkischen Besatzungen, eroberten die Insel Walchern, verbrannten und zerstörten Durstadt und durchzogen raubend und mordend das ganze Land. Um diese immer furchtbarer werdenden Räuber jetzt so zu züchtigen, daß sie die fränkischen Küstenländer zu beunruhigen sich sobald nicht mehr erkühnen würden, entschloß sich Ludwig in eigener Person einen Heereszug gegen sie zu unternehmen. Nimwegen ward zum Sammelplatz der Truppen bestimmt, und ein zahlreiches fränkisches Heer ward bald darauf von dem Kaiser selbst gegen den Feind geführt. Leider hatten die Normänner von dem gegen sie heranziehenden Ungewitter nur schon zu zeitlich Kunde erhalten. Sie warteten also die Ankunft des fränkischen Heeres nicht ab, brachten eiligst die gemachte reiche Beute auf ihre Schiffe, und diese wogten längst schon auf den Wellen der Nordsee, bevor noch des Kaisers Heer die Grenzen Frieslands betreten hatte.

Ludwig's Zug war also nicht blos fruchtlos, sondern selbst schmachvoll für die Franken; denn die normännische Flotte kreuzte noch immer längs der friesischen Küste, und in schwelgerischer Sicherheit auf ihren Schiffen höhnten sie jetzt noch die Franken, deren Herz bei dem Anblick so vieler rauchenden Trümmer und schauervollen Spuren schrecklicher Verheerung grausam blutete und die nun außer Stand waren, sich dafür an den ihnen einst so verächtlichen Feinden zu rächen.

9. Um dieselbe Zeit schreckte auch, während der Osterfeier, den frommen Kaiser die Erscheinung eines ungemein großen, Unglück weissagenden Cometen. Nach der Beschreibung des Astronomus stand derselbe unten im Zeichen der Jungfrau, deren Mantel wie auch die Schlange und das Siebengestirn er mit seinem Schweife umfaßte. Fünf und zwanzig Tage war er sichtbar, bewegte sich aber nicht gleich den Wandelsternen gegen Morgen; sondern ging durch das Zeichen des Löwen, des Krebses und der Zwillinge, und nachdem er im Kopfe des Stiers, unter den Füßen des Fuhrmanns, eine ungeheure feurige Kugel von sich schleuderte, verschwand sein lichtheller Schweif und verlor sich in den unermeßlichen Räumen des Himmels *). Sobald Ludwig, der die Astro-

*) At vero mediante festivitate Paschali dirum semper ac triste portentum, id est cometae sidus, in signo Virginis apparuit, in ea parte ejusdem signi, qua penulam ejus subtus, caudam vero serpentis simulque corvum constringit. Quod quum non more errantium septem siderum Orientem versus peteret: per viginti quinque dies, quod mirum est dictu, idem sidus et Leonis et Cancri, nec non Geminorum trans-

nomie liebte, auch derselben nicht unkundig war, diese Erscheinung gesehen hatte, ließ er seinen Hofastronomen —(derselbe Astronomus, der Ludwigs des Frommen Geschichte geschrieben, und dessen wir daher schon öfters erwähnten) — nebst einem Ungenannten zu sich rufen, um ihre Meinung über diese wunderbare, cometarische Erscheinung zu hören. Astronomus, der nicht gerne sagen wollte, was er dachte, jedoch nichts Passendes zu sagen wüßte, bat sich Bedenkzeit bis auf den morgigen Tag aus, um indessen, wie er dem Kaiser sagte, den Cometen desto genauer beobachten zu können. Aber Ludwig, der die Gedanken seines Astronomen errieth, befahl ihm, gleich jetzt auf die Mauer eines anstoßenden Gebäudes zu steigen, das Gestirn zu beobachten, und dann, was er davon dächte, ihm frei und ohne Rückhalt zu sagen. Der Astronom mußte gehorchen. Als er wieder zurückkam, und der Kaiser aufs Neue mit Fragen in ihn drang, gab er demselben nur halbe Antworten, worauf der Kaiser ihn mit den Worten unterbrach: Ich sehe wohl, daß du mir Etwas verschweigen willst, und kann auch leicht errathen, worin dieß besteht. Man sagt nämlich, daß die Erscheinung eines solchen Gestirnes große Veränderung in dem Reiche und den Tod des Regenten verkündige. Astronomus antwortete ihm mit den Worten des Propheten: F ü r c h t e t e u c h n i c h t v o r d e n Z e i c h e n a m H i m m e l, I h r z a g e n d e n V ö l k e r! — „Ja wohl“ erwiederte der Kaiser, „soll man sich nur vor dem fürchten, der unserer, wie dieses Gestirnes, Schöpfer ist.“ — Ludwig fügte noch einige andere erbauliche Reden hinzu,

iens signa, in capite Tauri tandem sub Aurigae pedes igneum globum, jubarumque prolixitatem deposuit, quas usquequaque porrexerat antea. Astron. ap. Du Chesne T. II. p. 515.

ließ sich hierauf Wein bringen, auch denen die bei ihm waren, davon reichen, und befahl ihnen dann, ruhig nach Hause zu gehen. Er selbst aber durchwachte die Nacht in Gebet, ließ mit Anbruch des Tages einige seiner Räthe kommen, und durch diese sehr reiches Almosen unter den Armen wie unter den Mönchen und Chorherren vertheilen. Auch mußten auf seinen Befehl im ganzen Reiche zur Abwendung göttlicher Strafgerichte heilige Messen gelesen, und Bettage angeordnet werden *).

*) Was zu allen Zeiten, in mehr wie weniger aufgeklärten Jahrhunderten, und unter allen, selbst ist dem Namen nach einander völlig unbekannten Völkern eine allgemeine Meinung war und noch ist, muß doch auf irgend einer Wahrheit seinen festen Grund haben. Daß Cometen Unglück oder große, heftig erschütternde Veränderungen ankündigende Erscheinungen seyen, ist auch jetzt noch überall herrschende Volksmeinung. Dieser steht zwar jene der Gelehrten geradezu entgegen. Aber auf welcher Seite das Wahre seyn könnte, dies möchte doch erst noch auf andere Weise, als blos durch stolz absprechenden Diktatorton ausgemittelt werden müssen. Als im Jahre 11 ein ungewöhnlich großer, selbst gewisser Maßen furchtbarer Comet (denn Baco's Lichtseele, die schon bei jeder Mondfinsterniß so heftig erschrack, würde gewiß bei dem Anblick desselben noch heftiger zurückgeschreckt seyn) mehrere Wochen an unserm Horizont sichtbar war, stürzte gleich in den beiden darauf folgenden Jahren, unter einem ganz Europa erschütternden Getöß, das große Napoleonische Weltreich zusammen. Seitdem erschienen noch mehrere, obgleich kleinere Cometen; beinahe jedes Jahr ward einer, wenn auch nur für kurze Zeit sichtbar, auf unsern Sternwarten entdeckt. Aber was war abermals in ihrem Gefolge? Auf beiden Hemisphären nichts als schreckliche Revolutionen, grausame Bürgerkriege, blutige Aufstände, und überall ein völliges Zerreissen des göttlichen, einst Fürsten und Völker so schön vereinigenden Bandes; dabei auch Erdbeben und zerstörende Erdfälle, und

10. Die Nichterfüllung des von dem verstorbe-
n Wala geschlossenen Vertrages und Lothars aber-
aliges trotziges Betragen gegen seinen Vater ver-
ehrten natürlicher Weise um vieles Ludwigs und
iner Gemahlin Besorgnisse wegen des künftigen
chicksals ihres jüngsten Sohnes Carl. Durch die
rfahrung belehrt, daß weder mit Lothar noch mit
idwig von Bayern etwas Vernünftiges und Festes
nnte zu Stande gebracht werden, beschloß Ludwig,
in den sichersten ihn auf der kürzesten Linie zum
iele führenden Weg einzuschlagen, und seinen Sohn
arl so mächtig zn machen, daß er einst selbst den
reinten Kräften Lothars und Ludwigs von Bayern
widerstehen im Stande seyn könnte. Auf dem im
eptember des Jahres 837. zu Carisiacus (Chi-
sie) gehaltenen Reichstag übergab er also seinem
ngsten Sohne, außer dem ihm schon angewiesenen
lemannien, auch noch das Elsaß und das ganze ehema-
ge Königreich Neustrien. Er erklärte hierauf den
rinzen für volljährig, umgürtete die Lenden des
um fünfzehnjährigen Jünglings mit einem Schwert,
tzte ihm eine Krone auf das Haupt, und ließ ihm
on allen auf diesem Reichstag sehr zahlreich ver-
mmelten Vasallen den Eid der Treue schwören.
ilduin, Abt von St. Denis, eines der ehemaligen
äupter der Empörung, suchte jetzt wieder gut zu

überdies noch Cholera und mörderische Seuchen man-
cherlei Art. — Wie dem indessen jedoch seyn mag,
so ist doch einmal gewiß, daß unsere Aufklärung, wie
die Weisheit unserer Aufklärer, so hoch und groß sie
auch seyn mögen, doch mit ihrem Blick noch nicht
bis in das Protokoll der ewigen Rathschlüsse Gottes
gedrungen sind, und daß, wie Hamlet bei Shakes-
peare sagt, es noch sehr viele Dinge auf und über
der Erde gibt, wovon unsere Weisheit auch nicht den
mindesten Begriff noch hat.

machen, was er einst gegen den Kaiser verbrochen hatte. Er trat also zuerst auf, und schwur den gefor-derten Eid. Ein Gleiches that auch Gerard von Paris, und dem Beispiel der beiden im größten Ansehen stehenden Männer folgten nun alle anwesen-den Großen, geistlichen wie weltlichen Standes. Auch Pipin von Aquitanien war auf dem Reichstag gegen-wärtig, gab zu allem, was der Vater that, seine Zustimmung, und verpflichtete sich endlich noch durch einen Eid, seinen jüngsten Bruder und dessen ihm jetzt ertheiltes Reich gegen jeden Angriff zu schützen. Zum Lohn dafür erhielt er jetzt von seinem Vater die schöne und große Provinz Maine.

11. Des Kaisers und seiner Gemahlin sehn-lichster Wunsch war nun befriediget, und voll Freu-de über das ihm so gut gelungene Werk, überließ sich Ludwig mit doppelter Lust seinen gewöhnlichen Herbstergötzlichkeiten, nämlich der Jagd. Aber des guten Kaisers Zufriedenheit verwandelte sich bald wieder in Kummer. Zuerst ward ihm hinterbracht, seine beiden Söhne Lothar und Ludwig, voll Eifer-sucht über ihres jüngsten Bruders so sehr vermehrte Macht, hätten in dem Tridentinischen eine geheime Unterredung mit einander gehabt. Da Ludwig seine Söhne kannte, so erwachte auch sogleich wieder sein Argwohn. Um aber jede neue Empörung schon in ihrer Geburt zu ersticken, erließ er unverzüglich ein Aufgebot an alle seine Vasallen und Getreuen, bestimm-te Mainz zum Sammelplatz, ging ohne Zeitverlust selbst dahin ab, um in eigner Person sich an die Spitze des Heeres zu stellen. Der König von Bay-ern, überrascht und noch außer Stande irgend einen seiner Entwürfe auszuführen, erschrack heftig bei der Nachricht von den Rüstungen des Kaisers, ging daher eilends selbst zu ihm nach Mainz, und wußte nun

durch Betheuerungen und Vorspiegelungen man-
ei Art den gutmüthigen, so leicht zu täuschenden
r wieder vollkommen zu beruhigen. Aber nun
lt Ludwig die noch ungleich traurigere und nie-
hlagendere Botschaft von dem Tode seines Sohnes,
Königs von Aquitanien. Nach Carl war Pipin
der liebste seiner Söhne. Zweimal hatte sich
derselbe gegen seinen Vater empört, aber auch
mal denselben befreit, und durch den Gehorsam
die kindliche Treue, die er ihm seit der letzten
olution ununterbrochen erwieß, auch des Vaters
es Zutrauen wieder gewonnen. Die Nachricht von
ns Tod versenkte also Ludwig in die tiefste Trauer.
: während gleichsam über dem Sarge seines
nes Ludwigs Vaterherz noch blutete, ward das-
schon wieder auf das neue und noch schmerz-
er verwundet, als nämlich beinahe zu gleicher
die Nachricht einlief, der König von Bayern
die Waffen ergriffen, ein furchtbares, nicht blos
Bayern, sondern auch aus Allemannen, Thürin-
und Sachsen bestehendes Heer gesammelt, nähere
jetzt dem Rhein, und stehe im Begriffe, sich
: Länder diesseits des Stroms zu bemächtigen.
e Zeit zu verlieren zog also Ludwig ebenfalls
e Truppen zusammen, und bestimmte zu ihrem
mmelplatz wieder die Stadt Mainz. Als aber
wig sich mit seinem Heere in Marsch setzen wollte,
d sein Sohn schon am Rhein, und folgte nun
solcher Aufmerksamkeit allen Bewegungen seines
ers, daß dieser, wo er auch nur immer den
ergang über den Strom versuchte, stets zahlreiche
dliche Heerhaufen auf dem jenseitigen Ufer fand.
wigs Heer bestand gröstentheils aus Westfranken,
s des Königs von Baiern aus Deutschen. Wie
scheint, sahen diese einen abermaligen Krieg zwi-
n Vater und Sohn nicht sehr gerne. Mehrere

davon gingen daher zu dem Vater über; und obschon auch von des Kaisers vermeintlichen Getreuen einige in dem bayerschen Lager ankamen; so war doch auf dieser Seite die Anzahl der Ausreisser ungleich stärker, als auf jener des Kaisers; kurz, das deutsche Heer löste sich nach und nach beinahe von selbst auf, so daß der aufrührische Sohn gezwungen war, sich eilends nach Bayern zurückzuziehen. Ludwig ging nun über den Rhein, brach in Alemannien ein, und unterwarf sich sonder große Mühe wieder das ganze Land. Da Ludwig jetzt seinen Sohn gedemüthigt und außer Stand gesetzt sah, auch nur das mindeste gegen ihn zu unternehmen; so wollte er ihn auch nicht weiter verfolgen, und kehrte ebenfalls mit seinem Heere wieder über den Rhein zurück.

12. Die Erledigung des Königreichs Aquitanien durch Pipins Tod setzte Ludwig anfänglich in einige Verlegenheit. Er schwankte, ob er es Pipins Söhnen übergeben, oder mit dem Reiche wieder vereinigen sollte. Das letztere war der Wunsch seiner vertrautesten Räthe; indem, wie sie sagten, eine vierfache Theilung das von so vielen barbarischen Nationen von allen Seiten angefallene Reich allzu sehr schwäche*).

*) Ludwig hatte noch einen andern Grund, warum er seinen Enkeln das Königreich ihres Vaters nicht geben wollte. Beide waren nämlich noch in einem ziemlich zarten Alter, und der alte Kaiser befürchtete, daß sie bei ihrer großen Jugend in einer wilden, gesetzlosen Zeit, und unter dem wüthenden Conflikt so vielfach getheilter Interessen, sich auf ihrem Throne nicht würden behaupten können; mithin er, wenn er ihnen Aquitanien überließ, nur der Urheber ihres Untergangs werden möchte. Uebrigens versprach er, für ihre Erziehung zu sorgen und dann mit der Zeit ihnen eine andere, ihrer Geburt nicht minder entsprechende Existenz zu verschaffen.

Aber durch den Tod Pipins war auch dessen jüngstem Bruder Carl jetzt eine mächtige Stütze entrissen, und da Ludwig bei dem täglich zunehmenden Gefühle seiner dahin schwindenden Kräfte sich über sein nahes Ende nicht täuschen konnte, und wohl einsah, daß nach seinem Tode der junge, kaum fünfzehnjährige König von Neustrien ganz isolirt, und ohne irgend einen seine Jugend und Unerfahrenheit leitenden und schirmenden Beschützer seyn würde; so war es jetzt seine erste und dringendste Sorge, noch während seines Lebens seinem Sohne Carl einen Bundesgenossen zu gewinnen, dessen eigenes Interesse denselben an jenes des jungen Königs Carl auf immer und unauflöslich fesseln könnte. Ludwig und seine Gemahlin richteten demnach ihre Blicke wieder nach den Alpen; und der alte Kaiser, fest entschlossen den König von Bayern wegen dessen letzterer Empörung blos auf den Besitz von Bayern zu beschränken, ließ seinem ältesten Sohn Lothar sagen, daß, wenn er sich eidlich verbinden wollte, nach des Vaters Tod seinem jüngsten Bruder Carl und dessen Mutter der Kaiserin treu zu bleiben, und beyde gegen innere wie äußere Feinde mächtig zu schützen, er sein ganzes Reich, blos mit Ausnahme Bayerns, zwischen ihm und dem jungen Carl theilen wollte.

13. Lothar, auf das angenehmste überrascht durch die ihm von seinem Vater so unvermuthet gemachten, ungemein vortheilhaften Anträge, vergaß sogleich alle mit seinem Bruder Ludwig eingegangenen Verträge, bekümmerte sich wenig oder gar nicht mehr um ihn, und eilte zu seinem Vater nach Worms. Ludwig hatte die Stände des Reiches dahin berufen. In Gegenwart aller versammelten Großen sank Lothar vor dem Throne des Kaisers nieder, bekannte mit lauter Stimme, daß er gegen Gott und seinen Vater

gesündigt habe, bat in den demüthigsten Ausdrücken um Verzeihung, und gelobte für die Zukunft Gehorsam und unverbrüchliche Treue. Eigentlich war dieß nichts, als eine blose dramatische Scene; denn Alles war vorher schon mit Lothar verabredet, sogar mit Eidschwüren besiegelt, mithin ihm auch alles schon vergeben und verziehen. Aber für Ludwigs Vaterherz war es dennoch ein Trost, aus dem Munde seines bisher so ungehorsamen Sohnes jetzt Worte, wenn auch gleich nur einer erkünstelten Reue zu hören. Liebreich hob er diesen Sohn auf, verzieh ihm von Herzen, versicherte ihn seiner ganzen frühern väterlichen Liebe. Endlich sagte er zu ihm: „Sieh, mein Sohn! das ganze Reich liegt vor Dir und deinem Bruder. Es hängt jetzt von dir ab, ob du selbst es theilen, und deinem Bruder die Wahl überlassen willst; oder ob ich die Theilung vornehmen, und Dir alsdann die Wahl gelassen werden soll.“ Lothar wählte das Erstere. Aber nach dreitägiger, mühsamer und doch fruchtloser Arbeit kam er ganz demüthig zu seinem Vater, ihn bittend, die Theilung selbst zu übernehmen, indem er, der Länder und deren Beschaffenheit wenig kundig, das Werk unmöglich zu Stande bringen könnte.— Ludwig theilte also das Reich durch eine von Mittag gegen Norden gezogene Linie. Sie begann am Fuß der Alpen an dem mittelländischen Meere, zog sich bis an den lemanischen oder Genfer-See, dann über diesen und das Jura-Gebirg hinüber bis an die Quellen der Maas und dem Laufe dieses Stromes folgend, bis an dessen Ausfluß in das deutsche Meer. Alle Länder, welche gegen Osten dieser Linie lagen, bildeten das eine, und jene, welche westlich derselben lagen, das andere Reich. Lothar wählte das östliche, und so blieb seinem Bruder Carl das westliche. Der Reichstag gab zu dieser Theilung seine

ustimmung, und von allen anwesenden Großen ard den beiden Königen gehuldigt. (839) *).

14. Ludwig, der seinen Liebling Carl jetzt gen alle künftigen Wechselfälle des Schicksals hin- ichend gesichert zu haben glaubte, hoffte nun die enigen ihm noch übrigen Tage ruhig verleben zu innen. Aber Ruhe erwartete den frommen Kaiser ur jenseits des Grabes. Seinem Sohne Ludwig m Bayern hatte er zwar drohende Befehle gesandt, nicht zu wagen, Bayerns Grenzen zu überschrei- n; würde er dies thun, so würde eben so schnell r Kaiser mit seiner ganzen Macht vor Augsburg hen, und ihn alle Folgen seines Ungehorsams hlen lassen. Von dieser Seite hatte also der von

*) Lothar bekam demnach Italien, die Schweiz, ganz Deutschland bis an den Rhein und jenseits dieses Flusses alle Länder bis an die Maaß, mithin das ganze linke Rheinufer, Elsaß, Lotharingen, einen Theil von Burgund und ganz Friesland. — Carl erhielt nebst Aquitanien, das ganze Königreich Neustrien samt Burgund, mithin das ganze heutige Frankreich, nur mit Ausnahme der Provinzen Elsaß und Lotharingen, und endlich noch die spanische Mark, das heißt, den ganzen zwischen den Pyrenäen, dem Ebro und dem Mittelmeere gelegenen Theil von Spanien. Alle alten Chroniken und Geschichtschreiber reden von dieser Theilungslinie ohne alle Bestimmtheit und blos im allgemeinen. Nur aus der in den bertinianischen Annalen (D. Ch. T. III. p. 196) enthaltenen Theilungsformel, welche die damaligen Namen der zu jedem der beiden Reiche gehörigen Provinzen angibt, läßt sie sich noch am besten ausmitteln. Die neuern Geschichtschreiber, besonders die französischen, machen es gerade so wie die alten und sprechen ebenfalls nur in allgemeinen, unbestimmten Ausdrücken [davon, bis auf Luden, welcher dieselbe genau bestimmt, und nach unserer Einsicht vollkommen richtig angibt.

seinen Söhnen bisher so sehr geplagte Vater jetzt nichts zu besorgen, und würde auch später nichts zu befürchten gehabt haben, wären nicht um dieselbe Zeit mehrere aquitanische Großen, und unter diesen selbst zwei Schwiegersöhne des verstorbenen Pipins mit der unerwarteten Nachricht bei ihm angekommen, daß die Aquitanier, höchst unzufrieden über die wegen ihres Königreiches getroffene Verfügung, die Waffen ergriffen, und ihres verstorbenen Königs ältesten Sohn, welcher ebenfalls Pipin hieß, zum König ausgerufen hätten. Ludwig hatte keine Zeit zu verlieren. Die Aquitanier waren ein kriegerisches Volk und, wie die zum Kaiser gekommenen aquitanischen Vasallen berichteten, voll Enthusiasmus für Pipins Haus, und daher fest entschlossen, Gut und Blut für die Nachkommenschaft eines Prinzen zu opfern, dessen Andenken ihnen ewig unvergeßlich seyn müßte. — Bald darauf kamen wieder andere Eilboten bei dem Kaiser mit der Nachricht an, daß die Normänner abermals auf der Küste von Friesland gelandet, auch slavische Völker, nämlich Obotriten, Wilzen und Sorben in Sachsen eingefallen wären, und alles mit Feuer und Schwert schreckbar verheerten. Wie es scheint, wurden die Normänner diesmal von den Friesen und den in ihrem Lande liegenden Besatzungen zurückgetrieben. Gegen die Slaven fochten die Sachsen mit vielem Glück, schlugen den Feind in einer Hauptschlacht in die Flucht, und machten ihm hierauf in seinem eigenen Lande einen nicht minder verheerenden Besuch. Ludwig selbst ging noch im Augustmonat nach Chalons an der Saone, hielt dort einen Nationalconvent, und brach dann mit seinem Heere nach Aquitanien auf. In diesem Feldzuge ließ er sich auch von seiner Gemahlin und seinem Sohne Carl begleiten. Ludwig fand größern Widerstand, als er vermuthet hatte.

Er eroberte zwar die beiden festen Schlösser Carlat und Turenne, verwüstete einen Theil des Landes, und zwang einige Vasallen, sich zu unterwerfen, und seinem Sohne Carl Treue zu schwören. Aber im Ganzen genommen, konnte er doch nichts ausrichten, die Empörung nicht dämpfen, das Land nicht beruhigen. Eine im September ganz ungewöhnliche Hitze erzeugte ein mörderisches, eine Menge Leute in seinem Heere hinwegraffendes pestartiges Fieber. Er selbst fühlte heftige Anfälle von Gicht und drückende Brustbeschwerden. Er zog sich also mit seinem Heere zurück, ließ es bei Zeiten die Winterquartiere beziehen, und ging mit seiner Gemahlin und seinem Sohne Carl nach Poitiers. Hier wollte er den nächst kommenden Frühling erwarten, und dann in einem zweiten Feldzuge in Aquitanien vollenden, was er in dem ersten unvollendet hatte lassen müssen.

15. Wahrscheinlich war es Ludwig von Bayern, der in Geheim die Aquitanier zur Empörung ermuntert, vielleicht auch Hülfe ihnen versprochen hatte. In jedem Falle hielt er den gegenwärtigen, sich allem Ansehen nach in die Länge ziehenden aquitanischen Krieg und die dadurch nothwendig werdende lange Entfernung des Kaisers für den glücklichsten Zeitpunkt, seine lange schon genährten und in seiner Seele gereiften Entwürfe endlich zur Ausführung zu bringen. Mit einem zahlreichen, selbst durch slavische Völker verstärkten Heere brach er also plötzlich wieder los, und was er jetzt verlangte, war nichts Geringeres, als ganz Germanien. Nach Thüringen ergossen sich zuerst seine zahlreichen Heerhaufen. Das ganze Land ward schnell unterworfen, und ein an die fränkische Nation gerichtetes Manifest begründete und vertheidigte Ludwig's von Bayern Ansprüche auf alle deutschen Länder bis an den

Rhein. — Den durch physische Leiden schon sehr gebeugten Kaiser erschreckte nicht wenig dieser so ganz unerwartete feindliche Einfall des Königs von Bayern. Zwar waren es weder die bayerschen noch slavischen Waffen, die Ludwig jetzt fürchtete; wofür er aber erschrack, war blos das abermalige, sein ganzes Leben hindurch ihn verfolgende und nun selbst am Rande des Grabes ihn noch einmal treffende Unglück, stets gegen seine eigenen Söhne kämpfen zu müssen. So krank indessen der Kaiser war, so schnell und kraftvoll waren jedoch die Maßregeln, die er ergriff. Den einen Theil seines Heeres ließ er bei seiner Gemahlin und seinem Sohne Carl in Poitiers zurück; mit der andern Hälfte zog er nach Aachen, hielt dort einen Reichstag, erließ ein Aufgebot an seine Vasallen, und ging dann mit seinem Heere bei Mainz über den Rhein. Um das bayersche Heer im Rücken zu fassen, und es von Bayern, seiner eigentlichen Basis und der Quelle seiner Erhaltung abzuschneiden, zog Ludwig nach Hessen. Wie es scheint, war das bayersche Heer in strategischer Hinsicht beinahe schon ganz umgangen, bevor noch der König von Bayern den Zweck des feindlichen Marsches errathen hatte. Ihm blieb also jetzt nichts übrig, als ebenfalls eine excentrische Bewegung zu machen, und in der größten Eile, die einer Flucht nicht unähnlich sah, sich durch einen Theil von Franken und Böhmen wieder nach Bayern zurückzuziehen, nachdem er vorher von den auf Böhmens Grenzen wohnenden slavischen Völkern die Erlaubniß zu diesem Rückzug durch ihr Land sehr theuer erkauft hatte. Ludwig, der diesen Aufstand nun ohne weiteres Blutvergießen dämpfen zu können glaubte, zog sich ebenfalls zurück, und ging nach Frankfurt.

16. Um Deutschland völlig zu beruhigen, und
s Uebel mit der Wurzel zu heben, schrieb der Kai-
:, sobald er in Frankfurt angekommen war, einen
gemeinen in der Stadt Worms zu haltenden
eichstag aus. Auch sein ältester Sohn Lothar,
zt wieder in Italien, sollte auf demselben gegen-
ärtig seyn. Er selbst trat bald darauf zu Wasser
: Reise dahin an. Ludwig's körperliche Leiden hat-
i sich jedoch indessen um Vieles vermehrt. Seine
:ankheit hatte furchtbare Fortschritte gemacht, und
ie unheilbare, allen Künsten der Aerzte trotzende
asserſucht sich erklärt. Hände und Füße waren
n schreckbar geschwollen, und alle Glieder seines
örpers völlig kraftlos und der Auflösung nahe.
en Main war er zwar schon hinuntergefahren;
er nun ward er so schwach, daß er die Wasser-
se bis nach Worms noch weiter fortzusetzen nicht
agen durfte. Das Schiff, das ihn führte, ließ
also an einer in dem Rhein, seinem Palast von
gelheim gegenüber, liegenden Insel landen. Hier
ard für den todtkranken Kaiser sogleich ein Zelt
richtet, und er unter den pflegenden Händen seines
ruders, des Bischofs von Metz, zu Bette ge-
acht. — Von jetzt an richtete Ludwig seine Blicke
os nach den höhern, den zagenden Sterblichen oft
schauerlichen Regionen der Ewigkeit. Aber die
röstungen der Religion, die Ludwig in seinem Leben
oft empfunden hatte, empfand er auch jetzt wie-
r. Er lebte noch sechs Wochen, die er unter bei-
he ununterbrochen anhaltendem Gebete und erbau-
hen Gesprächen mit den ihn umgebenden Bischöfen
brachte. Es wird sogar erzählt, daß er diese ganze
it über nicht die mindeste Nahrung genommen,
os durch den täglichen Empfang der heiligen Eucha-
tie sich gestärkt habe. Das Zeitliche jedoch, so
it Pflicht es ihm gebot, nicht gänzlich vergessend,

theilte er sein Privatvermögen in vier Theile. Zwei davon waren für seine beiden Söhne Lothar und Carl, der dritte für die fremder Hülfe bedürftigen Klöster, und der vierte für alle Armen im Land. Seinem ältesten Sohne sandte er sein Schwert und die mit den kostbarsten Steinen gezierte Kaiserkrone. Stillschweigend übertrug er ihm hiedurch die kaiserliche Würde, ließ ihn aber zugleich noch einmal sehr ernstlich an das seinem jüngsten Bruder und der Mutter desselben eidlich gegebene Versprechen erinnern. Die den Kaiser umgebenden Bischöfe ermahnten ihn nun auch, seinem jüngern Sohne, dem König von Bayern, zu vergeben. „Da er nicht zu „mir kommen kann," erwiederte Ludwig, „um mir „Abbitte zu thun, so nehme ich Gott und Euch „alle zu Zeugen, daß ich ihm von ganzem Herzen „verzeihe. Aber eure Pflicht wie eures Amtes ist „es, sein Gewissen zu wecken, und ihm zu sagen, „daß er, nachdem ich ihm so oft verziehen, durch „seine abermalige Empörung nicht nur mich, seinen „leiblichen Vater, sondern auch den allgemeinen „himmlischen Vater beleidigt, und er mein graues „Haupt, mit Kummer und Gram bedeckt, zu Grabe „getragen habe." — Er fiel hierauf in einen dem Tode ähnlichen Schlummer. Als er wieder daraus erwachte, und gerade der Bischof von Metz, ihn noch einmal segnend und noch einige Worte des Trostes zu ihm sprechend, sich über sein Lager neigte, rief Ludwig plötzlich zweimal mit lauter, vernehmbarer Stimme: „Hinaus! Hinaus!" *) und verschied hier-

*) Es wird erzählt, Ludwig habe gerade in dem Momente, wo die Pforten der Ewigkeit sich ihm öffneten, noch eine Erscheinung des bösen Geistes, des Feindes Gottes und der Menschen, gehabt, ihn aber vermöge der jedem gläubigen Christen gegebenen Gewalt, mit den Worten: „Hinaus, Hinaus" sogleich

uf mit freundlich lächelndem Gesicht in den Armen
ines Bruders, am 20. Junius 840, im 62. Jahre
ines Lebens und dem 27. seiner mühevollen Re-
ierung. — So starb ein Monarch, der keine är-
eren und größeren Feinde hatte, als gerade die,
elche ihm ihr Leben, die zarte Pflege ihrer Ju-
nd, Reichthümer, Würden und Königreiche zu dan-
n hatten. Ludwig's entseelter Körper fand seine
uhestätte zu Metz in der Kirche des heiligen Ar-
ulf, an der Seite seiner tugendhaften Mutter, der
aiserin Hildegardis.

17. Gleich im Eingange dieses Bandes haben
ir schon ein so viel möglich nach der Natur ge-

---

wieder verjagt. Da jedoch dem Teufel, über den man längst schon den Stab gebrochen hat, in keinem Geschichtbuch mehr ein Plätzchen angewiesen werden darf, so haben neuere Geschichtschreiber Ludwig's letzte Worte dahin abzuändern gewußt, als habe derselbe blos gesagt: „Es ist aus; Es ist aus!" was jedoch zu den Gefühlen und Gesinnungen eines in Christo sterbenden, und daher in Ihm wieder lebenden, frommen Christen noch ungleich weniger passen möchte, als selbst der Teufel zu einem hoch aufgeklärten Jahrhundert. — Folgendes sind hierüber Astronomus Worte: „Quo veniente (Drogone) et reli-„quis sacerdotibus, verbis quibus potuit et nu-„tibus se commendans, benedici petivit, et quae „solent agi in egressu animae, fieri postulavit. „Quibus id agentibus, sicut plures mihi retule-„runt, conversa acie in sinistram partem, in-„dignando quodammodo, virtute quanta potuit „dixit bis": Hutz, Hutz! (Hinaus, Hinaus!) quod significat: Foras, Foras. Unde patet, „quia malignum spiritum vidit, cujus societatem „nec vivus nec moriens habere voluit. At vero „elevatis ad coelum oculis, quanto hunc minacius „intuebatur, tanto illuc latius intendebat: ita „ut nihil a ridente differre videretur." —

zeichnetes Bild von Ludwig's des Frommen Charak-
ter zu entwerfen gesucht, und nur einige wenige
Züge zu jenem Gemälde hinzuzufügen, bleibt uns
jetzt noch übrig. — Auf äußern Anstand in Hal-
tung, Gang und Gebärden legte Ludwig einen un-
gemeinen Werth; denn er glaubte, und gewiß nicht
mit Unrecht, daß äußere Leichtfertigkeit auch gewöhn-
lich eine innere, nur gar zu bald in Frechheit über-
gehende Unbescheidenheit erzeuge. Ueber sein Ge-
sicht, wie über sein ganzes Wesen, war daher stets
ein würdevoller Ernst verbreitet, und dieser verließ
ihn nie, auch nicht bei frohen Gelagen, sogar nicht
bei dem die damaligen Franken so ungemein belu-
stigenden Spiel der Gaukler und Pantomimen, oder
bei irgend einer andern öffentlichen Ergötzlichkeit.
Unter der Leitung geschickter, von seinem großen
Vater selbst gewählter Lehrer hatte er eine vollen-
dete wissenschaftliche Bildung erhalten. Frühzeitig
hatten sie ihn mit den besten lateinischen und
griechischen Schriftstellern bekannt gemacht, und in
der Grammatik, in der Philosophie, so wie in der
Geschichte, Mathematik und Sternkunde besaß er
mehr als gewöhnliche Kenntnisse, auch übertraf er
in allen ritterlichen Uebungen den ganzen fränkischen
Adel. — Mit gleicher Fertigkeit schrieb und redete
Ludwig die lateinische, griechische und deutsche Sprache,
die, wie unter dem großen Carl, auch unter ihm
die Hofsprache war. Aber alle die schönen Früchte,
die er in seiner Jugend auf Roms und Griechen-
lands classischem Boden gesammelt hatte, zerstörte
er selbst wieder bei zunehmenden männlichen Jahren;
denn er glaubte, die Weisheit des Christenthums
sey mit jener des antiken Heidenthums unvereinbar,
und alle seine Gesichtszüge verfinsterten sich, sobald
man ihm eine aus einem griechischen oder lateini-

jen Dichter gezogene Stelle anführte*). Später
itte blos das Studium theologischer Werke, der
iligen Schriften wie jener der Kirchenväter, für ihn
nen alles Uebrige ausschließenden Reiz. Nicht für

*) Der heil. Hieronymus, Chrysostomus und noch andere große und heilige Männer dachten hierüber ganz anders. Zwar ward Ersterer dafür im Traume von einem Engel gegeißelt; aber er verdiente auch diese Züchtigung, sobald die Lectüre der Werke des classischen Alterthums einen zu großen Reiz für ihn hatte, wenn er nach denselben nur griff, um seine Phantasie mit lauter lieblichen Bildern zu füllen, oder sein Ohr an der harmoniereichen Diktion eines Cicero zu ergötzen, und so in den doch nur vermeintlich ganz rein geistigen Genüssen, welche sie ihm darboten, gleichsam zu schwelgen. Auch der h. Chrysostomus las und studirte die Alten: aber sein nur auf Gott gerichteter Zweck heiligte dieses Studium. Unstreitig wollte er durch dasselbe ebenfalls nur die ihm von Gott geschenkte Gabe der Beredsamkeit noch mehr ausbilden, seiner Rede mehr Schönheit und Wohlklang, seinen Worten mehr Nachdruck und Kraft und jenen Schwung der Begeisterung geben, der mehr als alles Uebrige ihm die Herrschaft über die Gemüther der Menschen sichern konnte. Aber alles dieses wollte er blos, um von der Kanzel wie in seinen Schriften den Namen des Herrn zu verherrlichen, die Völker zu belehren, die Ungläubigen zu bekehren, und die nie zu bekehrenden Feinde der Religion völlig zu zermalmen; er befand sich in der Lage jener Israeliten, welche auch von den Philistern Waffen kauften, um sie selbst nachher damit zu bekämpfen. — — Etwas anders wäre es gewesen, wenn der fromme Ludwig in Zeiten, gleich den unsrigen, gelebt hätte, wo zahlloser seichter Dilettanten affektirte, dithyrambische Bewunderung des antiken classischen Heidenthums freilich nur Ekel erregen kann, auch im Ganzen genommen nichts ist, als ein gespielter neuer Betrug, hinter welchem der grinzende, alles verneinende, alles verläugnende und auflösende Pantheismus oder Atheismus sich zu verbergen sucht.

den Thron, nicht für die Welt und deren buntes Gewühl, sondern für das contemplative Leben eines in völliger Abgeschiedenheit nur Gott dienenden Heiligen war Ludwig geschaffen. Alle Tugenden, die den Menschen und Christen schmücken, wurden für ihn auf dem Thron nur eben so viele Quellen unzähliger Fehler und verderblicher Mißgriffe. So z. B. erkannte er den hohen Werth christlicher Demuth, und betrachtete sie mit Recht als die Wurzel aller andern Tugenden; aber nun wußte er nie eben diese so holde Demuth mit der nicht minder dringend nothwendigen Erhaltung seiner Würde und seines Ansehens zu vereinigen. Für die Kirche hatte er die größte Ehrfurcht; alle Diener derselben und besonders die Bischöfe ehrte er als Gesalbte des Herrn. Da er sich ihnen aber ebendaher zu sehr hingab, und sie noch überdies unaufhörlich mit Auflösung einer Menge von Zweifeln und Scrupeln seines stets ängstlich zarten Gewissens plagte, so ward er ihnen bald zur Last, und am Ende gar verächtlich. Sobald eine Collision mehrerer Pflichten eintrat, gebrach es ihm sogleich an einer ihn sicher leitenden Richtschnur. Seine Nächstenliebe z. B. und seine wahrhaft christliche Milde machten ihn zu einem wahren Verschwender. Er vergeudete, und nicht selten an Unwürdige, eine Menge seiner schönsten und erträglichsten Domainen, und legte dadurch den Grund zu der nachherigen völligen Verarmung des Carolingischen Hauses *). Durch sein Streben, [illegible]

*) Selbst Theganus, Ludwig's erklärter Panegyrist, spricht hierüber seinen Tadel aus: In tantum largus, ut antea nec in antiquis libris nec in modernis temporibus auditum est, ut villas regias, quae erant sui et avi et tritavi, fidelibus suis (sc. quos fideles esse censebat) tradiderit in sempiternas possessiones — — — et fecit hoc diu tempore. (Theg. c. 19. ap. Du Chesne p. 279.)

der Barmherzigkeit zu üben, ertödtete er nach und nach allen Sinn für strafende Gerechtigkeit. Da er nicht vermochte zu strafen, nicht durch abschreckende Mittel kleinerem Uebel zu steuern, so erwuchs dieses bald zu einer aller Abhülfe strotzenden Monstruosität; das Laster ward immer kühner, und beinahe mit jedem Jahre vermehrte sich die Zahl vorzüglich hochgestellter Verbrecher. Ohne Falsch, stets reinen und lautern Herzens, nahm er zur Beurtheilung Anderer nur immer seinen eigenen Maßstab, lernte daher nie die Welt, die Menschen und besonders die Tiefe menschlicher Verdorbenheit kennen, verlor sich mithin nur gar zu oft, ohne den rettenden ariadnischen Faden wieder zu finden, in den endlosen Labyrinthen der Verstellung, des Truges und der schwärzesten Ränke, und mißfiel gewöhnlich Allen ohne Ausnahme, weil er aus Liebe und Sanftmuth stets jedem Einzelnen zu gefallen sich bestrebte. Wegen seines seine Kinder nur allzu zärtlich, und wir möchten bald sagen, zu selbstsüchtig liebenden Vaterherzens hörte er auf, ein gemeinsamer Vater seiner Völker zu seyn. Nur seine unbegreifliche, grenzenlose Nachsicht war es, die das Herz seiner Söhne verdarb, ihren stolzen Anmaßungen stets neue Nahrung gab, und sie endlich zu Verbrechern gegen Gott, gegen ihren eigenen Vater und die ihm und ihnen anvertrauten Völker machte. Kurz, Ludwig war der edelste, liebenswürdigste Mensch, ein wahrhaft frommer, von dem lebendigsten Glauben durchdrungener Christ, ein theilnehmender, hülfreicher Freund der Armuth, ein kindlich gehorsamer Sohn und treuer Gatte; aber dafür auch leider ein beispiellos schwacher Vater, ein der Welt und ihres Treibens unkundiger, nur gar zu leicht zu täuschender Staatsmann, daher ein höchst mittelmäßiger Regent, und der unglücklichste Monarch seines Jahrhunderts. —

Ein selbst auf dem Throne und bei allem Schimmer menschlicher Herrlichkeit furchtbar warnendes Beispiel verfehlten göttlichen Berufes! *) —

VII.

1. Byzantinische Geschichte **). — Hat auch die Geschichte des immer tiefer sinkenden oströmischen Reiches weder für den Geist noch das Herz

---

*) Ludwig's Grabschrift in dem Kloster zum h. Arnulf in Metz.

Imperii fulmen, Francorum nobile culmen,
  Erutus a seclo conditur hoc tumulo.
Rex Ludovicus pietatis tantus amicus,
  Quod Pius a populo dicitur et titulo.
Hildegard soboles, Caroli Magni pia proles,
  In pacis metas colligit hunc pietas.
Rumelicam villam, quicquidve refertur ad illam,
  Arnulfo sancto contulit, huicque loco.
Stirps a quo procerum, Regumque, vel Imperatorum,
  Quorum munéribus sistitur iste locus.

**) Die Quellenschriften für diese Periode sind die nämlichen, die wir schon früher in dem vorletzten Bande angegeben haben. Nur Malalas hört auf, einer unserer Führer zu seyn; aber an dessen Stelle tritt dafür die auf Befehl Constantin Porphyrogenitus von einem Unbekannten verfertigte Chronik; ferner der ebenfalls unbekannte Fortsetzer des Theophanes, und die Chronik des Provestiarius Georg Phranzes. Vorzüglich belehrend und weil viel tiefer als die andern in alles historische Detail eingehend, daher auch ungleich unterhaltender ist unstreitig die hier zuerst angezeigte, auf Verlangen Constantins Porphyrogenets verfertigte Chronik.

viel Erhebendes; so ist sie doch wenigstens als Geschichte der Verirrungen des menschlichen Verstandes wie der Verdorbenheit des menschlichen Herzens nicht ohne alles Interesse, und mehr als jede andere liefert sie Beweise, Beispiele und Belege, auf welche unbegreifliche Stufe von Erniedrigung, bei der schrankenlosen Herrschaft des mit der höchsten Gewalt verbundenen Wahnsinns, die Menschheit endlich herabsinken muß; und in dieser Hinsicht ist sie für den Geschichtsforscher ein merkwürdiges, durch eine lange Reihe von Jahrhunderten durchschreitendes großes historisches Sinnbild des selbst mitten in einer christlichen Welt alles Völkerglück wie alle Menschenwürde zerstörenden heidnischen Uebermuths. Was die Geschichte der völlig entarteten Oströmer uns bisher zeigte, war nichts als eine ununterbrochen fortlaufende Gallerie schauerlicher Gemälde. Ueberall das triumphirende Laster im Vordergrunde, in dessen Gefolge nichts als Treulosigkeit, Verrath und Mord, Aufruhr und Empörung, blutige Verfolgung der Kirche, niedrige Arglist, äußerer blendender Schimmer bei entschiedener innerer Kraftlosigkeit, eine ganz gemeine, nur durch wortbrüchige Grausamkeit sich auszeichnende Politik, und endlich ein von Blut triefendes Diadem, das immer ein Räuber dem andern wieder zu entreissen sucht. — In diese nur Ekel und Entsetzen erregende Gallerie paßt nun auch vollkommen wieder das Gemälde von Michaels des Stammlers beinahe zehnjähriger Regierung.

2. Der Art und Weise, wie Leo des Fünften Nachfolger zum Thron gelangte, wird sich der Leser noch aus dem vorigen Bande erinnern. Aber auch mit dem Purpur bekleidet und zur höchsten Stufe von Macht erhoben, legte Michael von den

seiner Geburt und der niedrigen Sphäre, in welcher er sich lange herumgetrieben hatte, stets anklebenden Lastern auch nicht ein einziges ab. Von seinen obscuren Aeltern kennt man nicht einmal die Namen. Man weiß blos, daß Armorium seine Vaterstadt und eine Jüdin seine Erzieherin war. Pferdeställe und Stutereien waren die Lehranstalten, in welchen Michael als Knabe seinen ersten Unterricht erhielt. Wirklich verstand er sich auch trefflich auf Pferde, deren Pflege und Zähmung, so wie auf die Güte ihrer verschiedenen Raçen: die einzige Kenntniß, die er in seinem ganzen Leben besaß, und der er sich selbst auf dem Thron bei jeder Gelegenheit und sogar öffentlich rühmte. — Als er die Jünglingsjahre erreicht hatte, trat er als gemeiner Soldat in eine Legion, und obschon sein fehlerhaftes Sprachorgan seinen Kameraden öfters Gelegenheit zum Spotte gab, so wußte er doch durch knechtische Dienstleistungen je der Art seines eben so rohen Tribuns ganze Gunst zu gewinnen. Dieser beförderte ihn nach und nach zu verschiedenen subalternen Offiziersstellen, und gab ihm endlich seine Tochter Thekla, ein grundreiches Mädchen, zur Frau. Durch den Reichthum, den ihm Thekla zubrachte, stieg nun auch immer mehr und mehr sein Ansehen in der Legion. In dem Heere des Bardas war er ein Gefährte Leo des Armeniers. Jener übertrug ihm eine Unterfeldherrnstelle, und dieser, als er den Thron bestiegen hatte, überhäufte ihn mit Wohlthaten, hob sogar eines seiner Kinder aus der Taufe *), und

*) Die Uebernahme einer Pathenstelle hatte bei den Griechen jener Zeit eine ungleich höhere Bedeutsamkeit als heute zu Tage, indem dadurch eine förmliche, selbst in das politische oder bürgerliche Leben übergehende Verwandtschaft erzeugt ward.

chte ihn nach dem Kaiser zum ersten Manne ganzen Reiche. Beiden lohnte Michael nach sei Weise. Den Erstern verrieth er an den Nice drus, und den Andern, nachdem er nach dessen one und Leben Jahre lang seine verruchte Hand sgestreckt hatte, überlieferte er endlich den Dol er erbarmungsloser Mörder. — Zu jeder Zeit man bisweilen auf dem Throne ganz unwissende onarchen; aber das nie in irgend einer Menschen ust völlig ersterbende Gefühl des Guten und Schö n machte sie, wo nicht gerade den Wissenschaften ld, doch wenigstens nicht gänzlich abgeneigt. Nur ichael machte hierin eine Ausnahme. Er war erklärter Feind aller Kunst und Wissenschaft, d wäre es für ihn ausführbar gewesen, so wür n im ganzen Reiche, wenigstens unter seiner Re rung, weder Knaben noch Jünglinge irgend einen ssenschaftlichen Unterricht mehr genossen haben *).

*) Sehr umständlich verbreitet sich Constant. Porphyr. Chronik über Michaels Kenntnisse und Gelehrsamkeit. „Ejus vero fere generis erant, nempe suum recens natarum vaticinari ac conjicere, quae pingues plenaque ac adulta corporis mole, quaeve contra exiles ac macilentae essent futurae: prope equos calcitrones scire stare; asinos vero calce petentes quam procul scire ingenioseque propellere: acri judicio de mulis censere, inque illis discernere, qui oneribus convehendis idonei, qui sessioni aptiores leniorique indole ipsum nullo excutiant consternati pavore: sed et equos ex primo ipso oculorum contextu dignoscere, qui ad cursum robusti atque celeres, quique fortes ac laboris patientes perstituti essent. Oves quoque et boves quaenam faecundae, ac quae ex indole lactis large copiam nactae. Scire denique, tametsi nullum balatum mugitumve tam matres quam recens nati foetus ediderint, quae cujusque proles

— Von dem Christenthume hatte Michael nur höchst wenige dunkele Begriffe, und da er jeden Unterricht verschmähte, ward er einer der frechsten Religionsspötter. Die erhabensten Wahrheiten, die Menschwerdung Jesu, das große Werk der Erlösung, Unsterblichkeit der Seele, Strafe und Belohnung jenseits des Grabes rc. rc. nannte er künstlich ersonnene Mährchen. Judas und die Pharisäer jener Zeit verehrte er als ausgezeichnete Heilige, und um gleich den starken Geistern unserer Zeit sich triumphirend über den allgemeinen Volksglauben zu erheben, stellte er seine von der erbärmlichsten Geistesarmuth zeugende Irreligiosität noch überall öffentlich zur Schau aus. Indessen construirte er sich doch ein eigenes Religionssystem. Es war eine Mischung manichäischen Wahnes mit jüdischen Gebräuchen. Denn er war unter Athinganen (Manichäern) aufgewachsen und ein jüdisches Weib hatte ihn erzogen. Der tolle Despot muthete dem Patriarchen zu, den Samstag gleich den Juden, und das Osterfest jedesmal zu der von der Synagoge vorgeschriebenen Zeit zu feiern. — Geiz, wie wir gesehen, war bisher ein beinahe auf alle byzantinische Kaiser sich forterbendes Laster. Auch hierin blieb Michael hinter keinem seiner Vorfahrer zurück, und übertraf er auch nicht gerade Alle, so stellte ihn seine egoistische, alles

---

existant. Haec ejus primae aetatis, sed et extremae dicam, studia ac honestamenta etc. etc. — Hierauf war Michael, so wie auch die ihm einst in Viehställen ihren Unterricht ertheilenden Lehrer ungemein stolz. „Quibus haud raro, etsi jam Imperii nactus infulas, magis sibi placere ac gloriari videbatur, quam ipso diademate.“ — (Combef. Hist. Byz. script. post Theoph. Ed. Paris. P. 28.)

schlingende Habsucht doch wenigstens mit den ärg-
i aus denselben auf gleiche Linie. — Der Thron
r für ihn blos ein Sitz der Trägheit, der
hwelgerei und gesetzloser Willkühr. Um die Er-
ltung des Reiches und das Wohl der Provinzen
kümmerte er sich wenig oder gar nicht. Wenn
Sarazenen ihm die schönsten und reichsten Pro-
nzen entrissen, oder andere schrecklich verwüstet
tten, vernahm er solche Botschaft mit einer kaum
r rohesten und gemeinsten Seele eigenen, und da-
gewöhnlich noch höhnenden Gleichgültigkeit. Als
er seiner Minister ihm den Verlust der Inseln
eta und Sicilien meldete, wünschte er ihm und
) selbst Glück über die dadurch entstehende Er-
hterung und Verminderung der Geschäfte, wo-
uf Irenäus, dieß war der Name jenes Ministers,
n erwiederte: „Herr! wenn wir noch öfters sol-
e Erleichterung erhalten, so wird uns bald gar
in Regierungsgeschäft mehr übrig bleiben.“ —
o war der Regent oder vielmehr Despot, der
ch ungleich edlerem, unter Mörderhänden ver-
ssenem Blute, am Ende des Jahres 821 den
ron von Constantinopel bestieg.

3. Gleich in den ersten Tagen nach seinem Re-
rungsantritt ließ Michael alle von den Ikonokla-
n verbannten rechtgläubigen Bischöfe, Priester und
önche wieder zurückkommen, und auch denen,
lche ihres Glaubens wegen eingekerkert waren,
neten sich auf seinen Befehl die Thore ihrer Ge-
ngnisse. Die Kirche hoffte also jetzt auf nahe bes-
e Zeiten. Aber leider verschwand nur gar zu
d schon wieder der letzte Schimmer dieser Hoff-
ng. Alles, was bisher geschehen war, hatte der
e Kaiser blos aus Haß gegen seinen Vorfahrer
han. Die Athinganen oder Manichäer, Michaels

ehemalige Landsleute, und damals der Kirche ärgste Feinde, standen bei ihm in der größten Gunst. Mehreren Bischöfen, die wegen ihrer wieder erlangten Freiheit ihm danken wollten, sagte er demnach in sehr gebieterischen Ausdrücken, daß Alles beim Alten bleiben müsse, auch gab er ihnen zu verstehen, daß für ihn der Glaube eine höchst gleichgültige Sache sey. Als aber bald darauf ein von Rom zurückkehrender Priester ihm vom Pabste ein dogmatisches Schreiben über die Verehrung der Heiligen überbrachte, ließ er dem Ueberbringer siebenhundert Peitschenhiebe geben, und für dessen ganzes Leben einsperren. Dieses übermüthige tyrannische Verfahren empörte die Gemüther aller Rechtgläubigen in Constantinopel. Unkluger Weise ließen sie ihre Klagen und ihre Unzufriedenheit laut werden, und sogleich ergriff Michael diese Veranlassung, um ebenfalls gegen die Katholiken ohne Unterschied zu wüthen. Die nämliche blutige Verfolgung, eben so heftig wie unter seinem Vorfahrer, nahm also auch jetzt wieder ihren Anfang, und das Geißeln, Einkerkern, Augen ausstechen, Zungen aus dem Halse schneiden, durch Peitschen- und Geißelhiebe zu tode martern 2c. 2c. war auf das Neue an der Tagesordnung und das wichtigste Regentengeschäft des ehemaligen jetzt auf den Thron erhobenen Stallknechts.

4. Ehe jedoch der rohe Despot es sich versah, machte der Orient seinen tyrannischen Launen plötzlich eine furchtbare Diversion. Unter dem Vorwande, den gewaltsamen Tod des rechtmäßigen Kaisers, seines Wohlthäters, zu rächen, hatte Thomas, Statthalter von Kleinasien und oberster Befehlshaber der Truppen des Orients sich empört, mit den Sarazenen ein Bündniß geschlossen, in Antiochien sich von dem Patriarchen die kaiserliche Binde um

Stirne winden lassen, und zog nun, verstärkt
h zahllose, mit Hülfe der Sarazenen an den
:n des Tigris und caspischen Meeres gesammelte
naren gegen Constantinopel heran. — Bevor
mas den Purpur angelegt hatte, schien er mehr
jeder Andere desselben würdig. Als Statthalter
Kleinasien hatte er durch gerechte und milde
waltung sich Ehre und allgemeine Liebe erworben.
on seine hohe mit vieler Würde getragene Ge-
: und seine männlich schönen, kraftvollen Gesichts-
: zogen alle Blicke auf ihn, und weil dabei stets
ndlich, herablassend und von gefälligen, Liebe
Wohlwollen gewinnenden Manieren, flog ihm
jedes Herz von selbst entgegen. Alles jubelte
er bei der Nachricht, daß Thomas als Befreier
Reiches von dem schmählichen Joch eines ganz
en und allgemein gehaßten, weil grausamen Em-
kömmlings, im Anzuge sey. Aber leider unter-
Thomas nur zu bald unter der Schwere seines
ckes. Als er den Thron in Antiochien bestiegen
e, sich von den mächtigen Sarazenen unterstützt,
an der Spitze eines an Zahl wie an der Streit-
keit seiner Krieger seinem Gegner weit überlege-
Heeres, mithin auch schon in dem unbezweifelten
itze des Thrones von Constantinopel erblickte,
oindelte ihm plötzlich auf dieser Höhe, und die
: Folge dieses Schwindels war eine ganz uner-
:tete, aber desto furchtbarere Umwandlung seines
zen Charakters. Sein ehemaliger Seelenadel war
auf einmal verschwunden, und gemein und pöbel-
: in Sitte und Gesinnung, daher auch zum Aerg-
geneigt, betrug er sich gleich jedem andern ge-
nlichen Tyrannen, ward stolz, gebieterisch und
:, fröhnte seinen Lüsten, und betrachtete alle Men-
r blos als verächtliche Werkzeuge seiner selbst-
tigen Wünsche. Auf seinem Zuge überließ er

alle Städte Asiens, die nicht gleich ihre Thore öffnen, und Unterwerfung und Treue ihm schwören wollten, der Plünderung und dem Uebermuth seiner barbarischen Söldner, und unter immer sich mehr häufenden Trümmern zerstörter Städte setzte er seinen Marsch nach Constantinopel fort. Aber durch das wilde Betragen der Barbaren geschreckt, griffen jetzt mehrere an dem Hellespont gelegene Städte zu den Waffen, und Thomas, der keine Zeit verlieren wollte, und dem schon ein Sturm auf Abydus mißlungen war, ließ sie unbezwungen im Rücken seines Heeres liegen. Wäre Thomas, was er einst zu seyn schien, nämlich ein Freund der unterdrückten Menschheit geblieben, so war der Tyrann in Constantinopel unwiederbringlich verloren; aber so war es jetzt Thomas eigener, durch die Verdorbenheit seines Herzens zerrütteter Verstand, der die auf Michaels Haupt schon so sehr wankende Krone auf das Neue darauf befestigte.

5. Michael, von dem so schnell über ihm sich zusammenziehenden Ungewitter überrascht, hatte nicht mehr Zeit, seine Streitkräfte zusammen zu ziehen, und außer Stande, seinem Feinde im offenen Felde die Stirne zu bieten, beschloß er, blos auf die Vertheidigung seiner Hauptstadt sich zu beschränken. Aber jetzt lernte wenigstens auf einige Zeit der gekrönte starke Geist wohl auch noch beten. Mit eigener Hand pflanzte er das Zeichen des Kreuzes auf den Wällen von Constantinopel auf, und er und sein Sohn trugen in feierlicher Procession heilige Reliquien innerhalb der Stadtmauern herum. — Bald darauf erschien das feindliche Heer im Angesicht der Stadt. Thomas hatte alle in Asiens Häfen liegende Schiffe in Beschlag nehmen, nach Lesbos führen, und dort eine zahlreiche, mit allem Nöthigen ver-

sehene Kriegsflotte daraus bilden lassen. Mit leichter Mühe sprengte diese die von den Einwohnern vor dem Golph gezogene Kette, und lief unter dem Jubel des Landheeres und der zahlreichen Schiffsmannschaft in den Hafen von Constantinopel ein. Von der Land- wie von der Seeseite sah sich also jetzt die Stadt von einem eben so zahlreichen als furchtbaren Feinde bedroht. Sobald Thomas sein Lager geordnet und gehörig befestigt hatte, näherte er sich mit ziemlich zahlreichem Gefolge den Stadtmauern, redete zu den darauf Stehenden freundliche Worte, forderte sie auf, ihm als ihrem Retter die Thore zu öffnen. Aber wahrscheinlich hatten Constantinopels Einwohner von Thomas ganz umgewandeltem Charakter und wildem Verfahren schon Kunde erhalten. Ihre Antwort war also höhnend und schmähend, und zugleich von einem Hagel von Pfeilen begleitet. Thomas ließ jetzt seine Kriegsmaschinen, die er zu Wasser hatte herbeiführen lassen, an das Land bringen, auch jenen Theil seiner Reiterei, welcher auf der Flotte war, ausschiffen, und sobald alle Anstalten getroffen waren, begann eine der mörderischsten Belagerungen, die dem üppigen und volkreichen Constantinopel, obgleich schon oft von den Persern, Sarazenen, und in bürgerlichen Kriegen belagert, je noch mit Plünderung und Zerstörung gedroht hatten. Die Fronte der Stadt, welche Thomas zum Angriff wählte, erstreckte sich von dem Propontis bis an das goldene Thor, und von diesem bis an jenes der Blacherner. Gleich in den ersten Tagen ordnete er einen Hauptsturm. Zum Lohn ihrer Tapferkeit versprach er seinen Soldaten Constantinopels sämmtliche Reichthümer. Den einen Flügel führte er selbst, den andern Gregor Pterotes, Leo's des Armeniers Anverwandter und ein in der Schule dieses Kaisers geübter Krieger. Durch

die Hoffnung einer so ungeheuern Beute angelockt, that das Heer Wunder der Tapferkeit. Aber auch die Belagerten waren entschlossen, entweder zu siegen, oder unter den Ruinen ihrer Mauern sich begraben zu lassen. Auf beiden Seiten ward mit gleicher Tapferkeit gefochten, jedoch am Ende der Sturm von Constantinopels Einwohnern glücklich zurückgeschlagen. Mit demselben unglücklichen Erfolge und gleich bedeutendem Verlust unternahm Thomas bald darauf noch einige nicht minder mörderische Stürme. Dies erhöhete ungemein den Muth der Belagerten, und das feindliche Heer lag nun schon mehrere Wochen vor der Stadt, ohne daß die Belagerung auch nur unbedeutende Fortschritte gemacht hätte. Thomas entschloß sich das Aeußerste zu wagen. Ein einziger Wurf sollte das Spiel gewinnen oder verlieren. Er befahl abermals einen allgemeinen Sturm, an welchem alle seine zahlreichen Schaaren ohne Ausnahme und auch die Flotte Theil nehmen sollten. Mit Anbruch des Tages rückte das Heer aus dem Lager. Thomas ordnete es in mehrere hinter einander stehende und durch nicht allzugroße Zwischenräume getrennte Treffen. Sogleich begannen jetzt Katapulten, Ballisten und Sturmböcke ihr furchtbares Spiel. Im Sturmschritte rückte das erste Treffen an die Mauer, legte sogleich die Sturmleitern an, und diese waren in einem Augenblick von den jeder Gefahr trotzenden und einander ermunternden Soldaten des Thomas bedeckt. Aber auch den Vertheidigern der Stadt fehlte es nicht an Muth. Eine Menge großer, viele Zentner schwerer Steine hatten sie auf die Mauern gebracht, und nicht minder große Vorräthe an siedendem Oel und geschmolzenem Blei standen gleichfalls in Bereitschaft. Sobald Thomas Soldaten einen Theil der Leitern erstiegen hatten, wälzten und schleuderten ihnen die

lagerer ihre ungeheuern Steinmassen entgegen, und
leich ergossen sich ganze Ströme siedenden Oels
geschmolzenen Bleis auf die Stürmenden herab.
schmettert stürzten ganze Reihen derselben wieder
den Leitern. Aber über den Leichen der Er-
agenen rückte unverzüglich ein neues Treffen zum
griff vor. Mit besserm Erfolg, wie es anfäng-
schien, ward jetzt der Sturm erneuert. Ein
eil der Stürmenden hatte schon die Höhe der
uer erstiegen, und war mit den dort stehenden
aaren handgemein geworden. Indessen hatte eben-
s die Flotte sich auf Schußweite der Stadt ge-
ert. Auch von dieser Seite ward sie jetzt heftig
egriffen. Von den auf den Schiffen befindlichen
rfmaschinen wurden die Mauern unaufhörlich be-
ssen, und brennende Fackeln und andere brenn-
Materien in ungeheurer Menge in die Stadt
hleudert, während die auf den Verdecken aufge-
ten Bogenschützen durch einen wohl unterhaltenen
ilregen die Besatzung von den Mauern zu ver-
en suchten. Zu seinem Unglücke hatte Thomas
unwissende und unerfahrne Offiziere bei seinen
agerungsmaschinen; sie wurden weder an den nö-
en Punkten zweckmäßig aufgestellt, noch gehörig
chtet; überhaupt ging alles langsam und schläfrig
denselben her; auch spielten sie größtentheils aus
uweiter Ferne. Demungeachtet ward mehrere
nden mit unbeschreiblicher Erbitterung fortge-
pft, und der Sieg schwankte bald auf die eine
auf die andere Seite. Aber ein furchtbarer
rm erhob sich jetzt plötzlich auf dem Meere, trieb
Schiffe von der Stadt zurück, zerriß Segel und
sten, und zerstreute in wenigen Augenblicken die
ze Flotte. Diesen für die Erhaltung der Stadt
glücklichen Zufall wußte der Kaiser trefflich zu
tzen. An der Spitze einer auserlesenen Schaar

machte er einen eben so unvermutheten als wüthenden Ausfall gegen die Belagerer, fiel den Stürmenden in die linke Flanke, und vermehrte dadurch nicht wenig die ohnehin schon in den feindlichen Reihen herrschende Verwirrung. Als Thomas dies sah, ließ er zum Abzug blasen, hob auch gleich darauf die Belagerung auf, zog sich nach dem thracischen Chersones zurück, und ließ, weil seine asiatischen Truppen an die in diesem Jahre vor der Zeit eintretende kalte Witterung nicht gewohnt waren, sein Heer die Winterquartiere beziehen.

6. Den Winter über stellte Thomas neue Rüstungen an. Das Heer und die Flotte wurden ergänzt, alle Schiffe, deren er habhaft werden konnte, zu Lesbos in Kriegsfahrzeuge verwandelt, neue Kriegsmaschinen gebaut, und die Leitung derselben geschicktern und erfahrnern Ingenieurs übertragen. Aber auch Michael gewann eine kostbare Zeit, sich zu einem zweiten feindlichen Besuch vorzubereiten. Die Besatzung ward um mehr als die Hälfte vermehrt, alle schadhaften Theile der Mauer ausgebessert, und die während einer langen Belagerung nöthigen Kriegs- und Mundvorräthe herbeigeschafft. Sobald die Witterung die Eröffnung des Feldzuges erlaubte, brach Thomas mit seinem Heere auf, und erschien wieder vor den Thoren von Constantinopel. Durch manche Erfahrung belehrt, ergriffen die Belagerer nun zugleich zweckmäßigere Maßregeln, als im vorigen Jahre. Nicht blos durch wiederholte Stürme wollte Thomas jetzt die Stadt gewinnen, auch wo möglich durch Hungersnoth sie zur Uebergabe nöthigen. Um also Constantinopel von der Seeseite noch enger einzuschließen, ließ er dreihundert und vierundzwanzig theils größere theils kleinere Kriegsfahrzeuge von Lesbos kommen; auch zu Lande wurden alle Zugänge sorg-

fältig besetzt und noch sorgfältiger bewacht. Den Belagerten entfiel jedoch keineswegs ihr bisheriger Muth. Bald von dem Kaiser in Person, bald von dessen Sohn dem Theophilus, oder auch bisweilen von einem andern geprüften Feldherrn geführt, machten sie ununterbrochene Ausfälle. Täglich fielen unter den Mauern der Stadt hitzige Gefechte vor, die jedoch nichts entschieden, so daß im Ganzen genommen Gewinn und Verlust sich auf beiden Seiten ausglichen.

7. Die Belagerung hatte jetzt schon ein Paar Monate gedauert. Das Ende davon war immer noch höchst ungewiß und zweifelhaft, und schon fingen Constantinopels Einwohner an, über die lange Dauer derselben und ihre eigenen ausgestandenen Mühseligkeiten laut zu klagen, als plötzlich und zwar von einer Seite, woher man es am wenigsten hoffen konnte, für den Kaiser ganz unvermuthete Hülfe kam. Mortagon, König der Bulgaren, in der Hoffnung großen Lohns, ließ dem Michael sagen, daß er zufolge des mit seinem Vorfahrer, dem Kaiser Leo, geschlossenen Bündnisses mit seiner ganzen Macht zum Entsatz von Constantinopel herbeieilen werde. So willkommen auch diese Botschaft Michael seyn mochte, so erschrack doch sein Geiz vor den großen Summen, welche die Hülfe eines solchen Bundesgenossen kosten würde. Er ließ ihn also ersuchen, mit seinem Heere nicht alsogleich aufzubrechen, sondern es vorher abzuwarten, ob er nicht selbst vielleicht noch im Stande seyn würde, die Entwürfe seiner Feinde zu vereiteln. Aber Mortagon, eines großen Gewinnes sicher, wenn er siegen würde, ließ sich durch des Kaisers Botschaft nicht aufhalten, setzte sich mit seinem Heere unverzüglich in Marsch, und rückte zum Entsatz der Stadt heran. Thomas

beging jetzt einen einem Feldherrn unverzeihlichen Fehler. Statt die Belagerung ungesäumt aufzuheben, den Bulgaren entgegen zu gehen, sie mit seiner ganzen vereinten Macht zu erdrücken *); und dann, noch stärker durch diesen Sieg, zur Belagerung Constantinopels zurückzukehren; erwartete er in seinem Lager mit unglaublicher Apathie die Ankunft der Bulgaren, theilte hierauf sein Heer in zwei Theile, machte mit dem einen Theile Fronte gegen die Bulgaren, mit dem andern gegen die belagerte Stadt, und schwächte so um die Hälfte seine Streitkräfte gegen jede Seite. Sobald die Bulgaren das Belagerungsheer zu Gesicht bekamen, griffen sie es sogleich mit dem ihnen eigenen wilden Ungestüm an. Thomas Heer focht diesmal bei weitem nicht mit der bisher bewiesenen Tapferkeit. Eingeschlossen zwischen einem aus mehr als fünfzigtausend Mann bestehenden Heer von Bulgaren, und einer von einer starken Besatzung und einem zahllosen, waffenfähigen, und der Waffen kundigen Volke vertheidigten Stadt, fühlte es sehr wohl das Mißliche seiner Stellung. Sein Widerstand war also lange nicht so kräftig wie sonst, und die verschiedenen Anführer dachten schon mehr auf einen sichern Rückzug, als auf den Sieg. Thomas Linien wurden demnach auch einigemal durchbrochen; jedoch durch die schnell herbeirückenden Reserven ward die Schlachtordnung stets bald wieder hergestellt. Aber nun machte auch Michael an der Spitze der ganzen Besatzung und zahlreicher

*) Der Sieg wäre für Thomas um so weniger zu bezweifeln gewesen, da sein Heer nicht nur der Zahl nach jenem der Bulgaren weit überlegen war, sondern er auch die Wahl des Schlachtfeldes hatte, indem ja die Bulgaren gezwungen waren, ihn in jeder Stellung, in welcher sie ihn treffen würden, anzugreifen.

wohl bewaffneter Volksschaaren einen wüthenden Ausfall, und zwar diesmal in der Absicht, dem in weiten Linien ausgedehnten Feinde, dem er ohnehin jetzt an Streitkräften beinahe gleich war, eine förmliche Feldschlacht zu liefern. Natürlicher Weise mußte nothwendig der Vortheil auf Seite des Kaisers seyn. Die Stellung des Feindes war viel zu viel ausgedehnt, nirgends bot er dichte Massen dar. Alle feindliche Corps wurden daher mit leichter Mühe getrennt, zusammengehauen oder in die Flucht geschlagen. Ohne mit Verfolgung der Fliehenden seine Zeit zu verlieren, rückte nun der Kaiser eilends vor, und griff das mit den Bulgaren noch im Kampfe begriffene Heer des Thomas im Rücken an. Jetzt war an keinen fernern Widerstand mehr zu denken. Von des Thomas Leuten suchte jeder blos in der Flucht sein Heil, und in weniger als einer Stunde war des feindlichen Heeres vollständige Niederlage entschieden.

8. Die erste Folge dieses Sieges war, daß die ganze feindliche Flotte sich dem Kaiser ergab. Thomas verlor jedoch nicht allen Muth. Er sammelte die Trümmer seines geschlagenen Heeres und nahm, nicht ganz zwanzigtausend Mann stark, in einer sehr fruchtbaren Ebene, höchstens 10 bis 12 Stunden von Constantinopel entfernt, eine gar nicht übel gewählte Stellung. Michael, der nun an Truppenzahl dem Thomas nicht sehr weit nachstand, beschloß, denselben unverzüglich in seiner Stellung anzugreifen. Das ihm angebotene Treffen nahm Thomas mit Freuden an. Aber die von ihm ersonnene Kriegslist ward ihm jetzt selbst zum Verderben. Er hatte nämlich den Truppen seines Centrums den Befehl gegeben, bei dem ersten Angriff des kaiserlichen Heeres sich zurückzuziehen, und durch eine ver-

stellte Flucht es auf einen nicht sehr weit entfernten Platz zu locken. Auf ein gewisses ihnen von ihm gegebenes Zeichen sollten sie alsdann plötzlich wieder stehen, gegen den Feind Front machen und auf ihn losstürmen, während seine beiden nur langsam und fest geschlossen sich zurückziehenden Flügel alsdann ebenfalls ihre Front wieder herstellen und durch eine Schwenkung dem Feinde in die Flanke und den Rücken fallen würden. Der erste Theil dieses Befehls ward pünktlich erfüllt, aber nicht der zweite, und wie oft auch Thomas das verabredete Zeichen wiederholen mochte, fiel es doch Niemand ein, das Gesicht wieder gegen den Feind zu kehren. Auch die beiden Flügel wurden jetzt zur Flucht gezwungen. Die ganze Ebene war mit Fliehenden bedeckt, und dem Thomas selbst gelang es kaum noch durch die Schnelligkeit seines Pferdes der Gefangenschaft zu entgehen. — Am Abend des Tages kamen von des Thomas Heere die mehrsten zurück, und ergaben sich schaarenweise sammt ihren Fahnen an den Kaiser.

9. Thomas war nach Adrianopel entflohen und Michael ihm auf dem Fuße dahin gefolgt. Wie es scheint, verstand Thomas besser die Kunst feste Städte zu vertheidigen, als jene sie zu belagern. Schon fünf Monate lag der Kaiser vor Adrianopel und noch sah er auch nicht einen Schimmer von Hoffnung sich der Stadt zu bemächtigen. Aber leider hatte Thomas, bevor die Belagerung begann, nicht Zeit gehabt, die Stadt mit hinreichendem Mundvorrath zu versehen. Gegen Ende des fünften Monates entstand eine Hungersnoth. Bald mußten die ekelhaftesten Dinge den Einwohnern zur Nahrung dienen, während noch immer Thomas und seine Umgebung in Ueberfluß schwelgten. Dies er-

rte die Gemüther. Mehrere der vornehmsten
wohner ließen sich mit dem Kaiser in ein ge-
es Verständniß ein, öffneten ihm ein Thor,
fielen selbst, während Michaels Soldaten in
Stadt drangen, über den Thomas her, bemäch-
en sich seiner Person, und lieferten ihn an
den und Füßen gebunden dem Kaiser aus.

10. Daß der Gefangene eines grausamen
es sterben würde, dies war von der Rachgier
s Despoten, wie Michael, mit Gewißheit zu
rten; aber unerwartet war es, daß dieser Kai-
jetzt recht ernstlich darauf sann, sich aus den
len des Gemarterten auch noch ein wahres Lab-
u bereiten. Von seinen Offizieren, Ministern
höhern Beamten umgeben, ließ Michael den
nas gefesselt vor sich führen, überhäufte ihn
den niedrigsten Vorwürfen, und als dieser sich
hm auf die Erde warf, trat er ihm mit dem
auf den Kopf, und mit den Umstehenden
end, verlängerte er, so lange er nur konnte,
selbst des größten Tyrannen unwürdige Scene.
befahl hierauf dem Thomas beide Arme und
abzuhauen, ihn dann auf einen Esel zu setzen,
durch alle Straßen der Stadt zu führen. Aber
s beweißt jetzt mehr die viehische Rohheit der
tigen Griechen, und zeigt Michaels schwarze,
mitleidigen Empfindung fähige Seele so recht
ar in ihrer ganzen scheuslichen Gestalt, als daß
h jetzt die teuflische Lust machte, und unter den
n des Volkes sie machen durfte, seine Blicke
r als eine Stunde an den Qualen des Unglück-
t und dessen durch unerträgliche Schmerzen ver-
en Gesichtszügen zu weiden. Bedeckt mit dem
ur, den er schändete, und von mehreren hohen
nten begleitet, ging er eine lange Strecke durch

die Straßen neben dem Esel her, der den grausam verstümmelten Thomas trug. Das Blut des Unglücklichen floß von allen Seiten auf die Erde, und bezeichnete den langen Marterweg, den man ihn führte; seine Jammertöne hätten auch die Steine bewegen können; und, zu Michael sich wendend, rief er einigemal aus: „Bist Du wahrhaft ein Kaiser, so erbarme dich der namenlosen Qualen eines Unglücklichen!“ Aber das Herz des Despoten blieb jedem menschlichen Gefühle verschlossen. Immer noch ärger quälte er den Gequälten, drang immer noch heftiger mit Drohungen und Fragen in ihn, um wo möglich die Namen derjenigen von ihm zu erpressen, welche allenfalls zu Constantinopel mit ihm in geheimer Verbindung gestanden seyn könnten. Nichts ist leichter, als den Argwohn eines Tyrannen zu wecken. Freiheit, Vermögen und Leben der angesehensten Männer im Staate und am Hof lagen jetzt in der Gewalt des Thomas. In diesem drohenden Momente wendete jedoch die Geistesgegenwart eines Ministers, Namens Herabulos, die über dem Haupt so Vieler schwebende Gefahr wieder ab. „Herr!“ sagte er zum Kaiser, „willst Du erst aus „dem Munde deines ärgsten Feindes deine wahren „Freunde und treuesten Diener erfahren?“ Michael fühlte das Treffende dieser Rede, ließ daher mit Fragen nach, linderte aber nicht im mindesten die Pein seines unglücklichen Schlachtopfers. Ohne seine Wunden zu verbinden, oder auch nur einen labenden Trunk ihm zu reichen, ward Thomas in ein Kerkerloch geworfen, wo er noch mehrere Stunden lebte, und dann unter den größten Schmerzen, vielleicht selbst in heller Verzweiflung starb.

11. Durch die Besiegung des Thomas und dessen Tod nunmehr auf seinem Throne befestigt,

dachte der Kaiser jetzt auch daran, die zwischen dem griechischen und abendländischen Reiche bisher bestandenen freundschaftlichen Verhältnisse noch ferner zu erhalten. Er ordnete demnach eine eben so zahlreiche als glänzende Gesandtschaft nach Frankreich. Der Brief, den er Ludwig dem Frommen schrieb, ist auf uns gekommen, aber auch vom Anfange bis zum Ende eine ununterbrochen fortlaufende Lüge. Den Tod seines Vorfahrers, Leo des Armeniers, schreibt er einem plötzlich entstandenen wilden Soldatenaufstand zu. Weitläufiger verbreitet er sich über die Rebellion des Thomas, und gibt diese als die einzige Ursache an, warum er seine Gelangung zum Thron nicht schon früher seinem geliebten und ehrwürdigen Bruder kund gemacht habe. Da der Ruf von Ludwig's Frömmigkeit selbst den Orient erreicht hatte, so war auch Michaels Brief über und über mit Bibeltexten verbrämt, zugleich auch ein Glaubensbekenntniß ihm beigefügt, welches vollkommen orthodox gewesen wäre, hätte Michael darin nicht das zweite nicänische Concilium verworfen, und sich zu den Beschlüssen des von ikonoklastischen Bischöfen zu Constantinopel gehaltenen Afterconciliums bekannt. Ludwig der Fromme erwiederte diese Gesandtschaft bald darauf durch eine ähnliche nach Constantinopel abgeordnete Gesandtschaft. Da beide Reiche damals beinahe in gar keinem Verkehr mit einander standen, so war das Ganze blos eine gegenseitige ceremoniöse Höflichkeitserweisung. Auf die äußeren Verhältnisse beider Staaten hatte sie nicht den mindesten Einfluß, und das Merkwürdigste dabei ist und bleibt blos die Aufschrift, welcher sich Michael in dem Schreiben an den abendländischen Kaiser bediente; sie lautet: „An unsern vielgeliebten und sehr verehrten Bruder Ludwig, den Kö-

nig der Franken und Longobarden, und deren so- genannten Kaiser."

VIII.

1. Unter Michael des Stammlers Regierung gingen auch die beiden damals so ungemein frucht- baren und volkreichen Inseln Creta und Sicilien verloren. Ungestraft trieben längst schon die spani- schen Sarazenen, vorzüglich die Andalusier, auf allen Gewässern des Mittelmeeres Seeräuberei. Der lange Kampf zwischen Michael und Thomas um die Krone war für diese Seeräuber eine wahre Erndte uner- meßlicher Beute. Von der Mündung des Nils bis zum Hellespont plünderten und verheerten sie alle griechischen Inseln und Küsten; und da sie zu der in Spanien herrschenden weisen Parthei gehörten, so verschonten sie eben so wenig die dem Kaliphen von Bagdad *) unterworfenen Inseln und Küsten- länder. Noch vor kurzem waren sie sogar in Egypten gelandet, hatten durch Verrätherei sich Alexandriens, der Hauptstadt des Landes, bemächtiget, die Mo- scheen der Muselmänner wie die Kirchen der Christen niedergebrannt, ohne Unterschied zwischen einem Gläu- bigen oder Ungläubigen alles geplündert und ge- mordet, viele Tausende von Christen wie von gläu- bigen Moslemen als Sclaven verkauft, und in Alexandrien, welches sie gar nicht mehr verlassen wollten, sich den Sarazenen des Orients so furcht-

*) Die Kaliphen von Bagdad waren, wie der Leser sich erinnern wird, aus dem Hause der Abbassiden, deren Farbe die schwarze war.

bar gemacht, daß endlich der Kaliph von Bagdad in eigener Person gegen diese Räuber marschiren mußte, um sie wieder aus Egypten zu vertreiben. Jetzt in dem Jahre 824 kam einer solchen Bande andalusischer Freibeuter auch die Insel Creta zu Gesicht. Langsam fuhren sie längs der Küste hinab. Die Fruchtbarkeit des Bodens, die lachenden Wiesen, Kornfelder und Weinberge erregten ihr Erstaunen. Abu Kaab, ihr Anführer, ließ seine Galeere ganz nahe an die Küste hinsteuern, sprang dann plötzlich aus derselben an das Land, und rief wie begeistert aus: „Sehet Kameraden, dies ist das Land, von welchem der Prophet gesprochen, das Land, wo Honig und Milch fleußt. Es darf niemand Anderem gehören, als den Gläubigen und treuen Schülern unsers großen Propheten." — Abu Kaabs sämmtliche Mannschaft stieg jetzt an das Land. — Da sie aber nicht stark genug war, um gleich von der Insel Besitz nehmen zu können, so begnügte sich Abu Kaab für jetzt, nur die Küsten plündern zu lassen, und kehrte hierauf, jedoch fest entschlossen, bald wieder zu kommen, mit seiner kleinen kaum aus zehn bis zwölf Galeeren bestehenden Flotte nach Spanien zurück.

2. Wirklich erschien auch gleich im Frühling des folgenden Jahres Abu Kaab mit vierzig ungleich größern und besser bemannten Galeeren wieder an den Küsten von Creta. Bei dem Anblick der Sarazenen flüchteten die Inselbewohner in die Gebirge. Ohne also auf irgend einem Punkte Widerstand zu finden, landete Abu Kaab mit seiner ganzen Mannschaft, und die Leichtigkeit dieser Landung war für ihn eine sichere Bürgschaft einer nicht minder leichten Eroberung der ganzen Insel. Das Erste, was nach der Landung geschah, war, daß

Abu Kaab alle seine Leute nach Beute in das Innere der Insel sandte. Nur zur Bewachung der Schiffe hielt er für jedes derselben zwölf Mann zurück. Aber kaum waren die Ausgesandten einige Stunden Weges von dem Landungsplatze entfernt, als der kühne Abu Kaab, gleich jenem spätern verzweifelten Eroberer einer halben Welt, mit eigener Hand alle seine Schiffe in Brand steckte. Die hoch auflodernden Flammen wurden bald für alle ausgeschickten Partheien ein gemeinschaftliches Signal zu schleuniger Rückkehr. Als sie aber bei ihrer Ankunft ihre Flotte schon zum Theil in Asche und rauchende Trümmer verwandelt sahen, entflammten sie sämmtlich in wüthendem Zorn, und verlangten mit drohenden Worten und Gebärden von ihrem Anführer zu wissen, wer der Urheber des Brandes, oder durch welchen Zufall derselbe entstanden sey. „Niemand anderes", erwiederte der schlaue Emir, „hat die Flotte in Brand gesteckt, als ich selbst." — Noch höher stieg jetzt ihr Zorn. Wüthendes Geschrei beschuldigte ihn eines schändlichen Verraths, überhäufte ihn mit den schrecklichsten Vorwürfen. Aber Abu Kaab verlor nicht seine Fassung. „Worüber," rief er dem tobenden Haufen zu, „habt Ihr euch zu beklagen? „Wart Ihr es nicht selbst, die von mir verlang„ten, Euch in ein Land zu führen, wo Milch und „Honig fleußt? Dahin habe ich Euch geführt; „betrachtet es als euer neues Vaterland; ruhet von „euern ausgestandenen Mühseligkeiten aus; genießet „im Ueberfluß der Reichthümer, die Euch die schöne „und fruchtbare Insel darbeut, und vergesset jenen „undankbaren andalusischen Boden, der bisher euer „Heimath war." — „Aber unsere Weiber und Kin„der?" riefen jetzt, obgleich in schon besänftigterem Tone, ihm alle Stimmen entgegen. „Der Verlust „eurer Weiber wird durch die reitzenden Inselbewoh-

erinnen bald wieder ersetzt werden; und was eure
Kinder betrifft, so hängt es ja nur von Euch ab,
mit euern schönen Gefangenen wieder neue Söhne
und Töchter zu zeugen.“ — Für andalusische See
räuber hatte Abu Kaabs Beredsamkeit eine unwi
derstehliche Kraft. Sie gaben sich zufrieden, und
die erste Wohnung ward nun in der Bay von
Suda ein mit einem hohen Wall und tiefem Gra
ben umgebenes Lager, und dieses gar bald mit den
kostbarsten Erzeugnissen der Insel überfüllt. Aber
es dauerte nicht lange, so kam ein in der Nähe des
sarazenischen Lagers auf dem Gebirge wohnender
Einsiedler herab, und machte seinen ihm wahrschein
lich höchst lästigen neuen Nachbarn den Vorschlag,
sie an einen Ort zu führen, der zur Erbauung ei
ner Stadt und Anlegung eines Hafens alle nur mögli
chen Bequemlichkeiten darbiete. Die Sarazenen nah
men den Vorschlag an, folgten ihm als ihrem Füh
rer nach der östlichen Küste der Insel, und fanden
die Gegend, wohin er sie geführt hatte, so reizend,
daß sie auf der Stelle sich entschlossen, auf den Rui
nen der schon seit vielen Jahrhunderten untergegan
genen uralten Stadt Matium eine neue Stadt zu
bauen. Sie gaben derselben den Namen Kan
dia, machten sie zum Sitz der neuen Colonie, zu
ihrem Waffenplatze und zur Basis ihrer fernern Un
ternehmungen *).

3. Die Nachricht von dem Verlust von Creta
beleidigte den Stolz des griechischen Kaisers. Er
ertheilte also dem Photinus, Feldherrn des Orients,
den Auftrag, die Insel wieder zu erobern, gab ihm

*) Von der Stadt erhielt nachher die ganze Insel, des weisen Minos einst so blühendes Königreich, den Namen Kandia.

aber dazu nur wenige Schiffe und eine bei weitem nicht hinreichende Anzahl von Truppen. Aber durch neue Ankömmlinge aus Spanien hatten indessen die Sarazenen sich bedeutend verstärkt, und als Photin auf der Insel ankam, ward er bald überzeugt, daß er mit so wenigen Streitkräften nichts gegen den Feind unternehmen könnte. Er schrieb also an den Kaiser und begehrte Verstärkung. Ein zweiter Feldherr, Namens Damian, ward jetzt mit einem ziemlich ansehnlichen Heere dahin geschickt. Mit vereinter Macht griffen nun die beiden Feldherren die Sarazenen an. Unglücklicher Weise fiel Damian gleich im Anfange der Schlacht. Sein Tod verbreitete Schrecken und Verwirrung unter den größtentheils aus Neugeworbenen bestehenden Legionen; sie geriethen in Unordnung, wurden vom Feinde umzingelt und sämmtlich niedergehauen. Photin floh nach der Küste, fand dort eine leer stehende Barke, warf sich in dieselbe, erreichte ohne weitern Zufall die gegenüber liegende kleine Insel Dia, und ging von da nach Constantinopel zurück. Er allein war dem Blutbade auf Creta entronnen, mithin auch der einzige, der jetzt dem Kaiser die traurige Botschaft von dem gänzlichen Verlust des Heeres überbringen konnte. Photin stand jedoch bei Michael in hoher Gunst, und da es diesem auf eine fruchtbare, wohl angebaute und volkreiche Provinz mehr oder weniger nicht ankam, so tröstete er selbst noch seinen Günstling über den unglücklichen Ausgang seines Feldzuges *).

4. Indessen machte Michaël doch in dem folgenden Jahre noch einen Versuch, die Sarazenen aus Creta zu vertreiben. Mit einem starken Heere

*) Dieser Photinus erhielt nachher in der Geschichte blos dadurch eine Art von Celebrität, daß er das Unglück hatte, der Urgroßvater der durch die größten Laster und Ausschweifungen berüchtigten Kaiserin Zoe zu seyn.

'te er den kühnen und unternehmenden Dux Cra-
s dahin. Bei der ersten Nachricht von der Lan-
z eines christlichen Heeres zogen die Sarazenen
selben unverzüglich entgegen. Craterus wich ei-
Treffen nicht aus, und sobald er den Feind zu
icht bekam, griff er ihn sogleich auch an. Mit
her Tapferkeit, Erbitterung und Anstrengung
ten Christen und Sarazenen. Die Schlacht hatte
h nach Aufgang der Sonne begonnen; und noch
um die zwölfte Stunde des Tages nichts ent-
den. Doch bald darauf fingen die Sarazenen
zu weichen. Auf mehrern Punkten wurden ihre
en durchbrochen, und eine völlige Niederlage der
selmänner war das Ende des blutigen Tagwerkes.
te jetzt Craterus seinen Sieg zu benutzen gewußt,
e er dem fliehenden Feinde auf dem Fuße ge-
t, und hätte Kandaa erstürmt, so wäre es um
Sarazenen Herrschaft in Creta auf immer ge-
hen gewesen. Aber stolz auf seinen errungenen
g verschob Craterus Kandaa's Eroberung als
Kleinigkeit auf den folgenden Tag. Nach einer
reich gewonnenen Schlacht überläßt jedes Heer
gerne dem Jubel und nicht selten auch aus-
reifender Freude. Lebensmittel jeder Art, und
nders Wein, hatten die Griechen im Ueberfluß.
: fingen also an nach Herzenslust zu essen und
trinken, sangen und jubelten die halbe Nacht hin-
ch, berauschten sich endlich und sanken in tiefen
laf. Craterus, der die Sarazenen völlig ent-
thigt glaubte, hatte weder sein Lager verschanzt,
irgend eine der in der Nähe des Feindes so
chaus nöthigen Vorsichtsmaßregeln ergriffen. Durch
ione von dem Zustande des christlichen Lagers un-
ichtet, beschlossen die Sarazenen einen nächtlichen
griff. In der größten Stille näherten sie sich
Lager des Craterus, und überfielen es plötzlich

eine Stunde nach Miternacht. Unter dem wilden
Siegesgeschrei der Barbaren begann jetzt ein schreck-
liches Gemetzel. Die schlafenden oder halb schlaf-
trunken nach ihren Waffen taumelnden Griechen ver-
mochten keinen Widerstand zu leisten; furchtbar wü-
thete unter ihnen das Schwert der Sarazenen; kei-
nes Lebens ward geschont, und von dem ganzen
griechischen Heere entkam blos der Feldherr Craterus.
Er fand an der östlichen Küste ein segelfertig lie-
gendes Kauffahrteischiff, das ihn bereitwillig auf-
nahm, und auf sein Verlangen auch ohne Verzug
die Anker lichtete. Aber der Sarazenen-Anführer
hatte Befehl gegeben, die Leiche des griechischen Feld-
herrn sorgfältig unter den Todten zu suchen, und
als man ihn nicht gefunden, sogleich einige Schiffe
auslaufen lassen, um wo möglich den Fliehenden
noch zu erreichen. Unglücklicher Weise ward Cra-
terus ganz nahe an der Küste von Cos von seinen
Verfolgern eingeholt, und an dem Gestade des Meeres
an das Kreuz geschlagen.

5. Der doppelte Sieg über zwei griechische
Heere steigerte nicht wenig den Muth, wie den
Stolz der Barbaren. Sie erweiterten und verschö-
nerten ihre Stadt, zogen neue Colonisten aus dem
südlichen Spanien an sich, und fingen nun auch an,
um ihre ehemaligen Seeräubereien fortsetzen zu kön-
nen, wieder Schiffe zu bauen, wozu der in der Fa-
bellehre so berühmte, mit den schönsten Wäldern
gekrönte Berg Ida das Holz ihnen lieferte. Von
neun und zwanzig damals in Creta blühenden Städ-
ten unterwarfen sich acht und zwanzig freiwillig.
Nur eine, deren Namen die Geschichte nicht nennt *),

*) Man glaubt, es sey die Stadt Cydonia gewesen.
— Zu Minos Zeiten zählte man hundert Städte
auf der Insel.

hatte Muth genug, ihre Kirchen und Gräber gegen die Feinde des Christenthums zu vertheidigen, schlug mehrere feindliche Stürme zurück, und erzwang endlich von den Sarazenen eine Capitulation, wodurch den Bürgern Sicherheit der Person, wie des Eigenthums und freie Ausübung ihres christlich religiösen Cultus gesichert wurde. Der ganze übrige Theil der zu jener Zeit so zahlreichen Bevölkerung, theils durch Drohungen geschreckt, theils durch Verheißungen gelockt, bekannte sich nach und nach zur Lehre des falschen Propheten, und die Cretenser, von jeher schon, wie der große Apostel sie nannte, Lügner und müßige Bäuche, wurden nun wahrscheinlich eben so schlechte Mohamedaner, als sie vorher schlechte Christen gewesen waren.*) — Die Griechen verzichteten nun auf Creta's Wiedereroberung, und hundert und vier und dreißig Jahre blieben die Sarazenen im ruhigen Besitz der Insel.

6. Den Verlust von **Sicilien** veranlaßte die schwärmerische Liebe eines Jünglings, Namens Euphemius. Die ungewöhnlichen Reize einer jungen Nonne hatten ihn geblendet, und leidenschaftlich entflammt entführte er sie aus dem Kloster. Aber die Brüder und Anverwandten der geraubten Jungfrau klagten bei dem Statthalter, und dieser, nachdem er den Hergang nach Constantinopel berichtet hatte, verurtheilte den jungen Thoren zur Strafe der

---

*) Indessen hatten doch einige Ausnahmen statt. Eine kleine Anzahl ächter Christen beharrte standhaft bei ihrem Glauben, errang die Märtyrerkrone und hatte das Glück, das schöne Bekenntniß des Namens Jesu mit ihrem Blute zu versiegeln. Unter den Märtyrern befand sich auch der ehrwürdige Cyrillus, Bischof von Gortyna.

Verstümmelung im Gesichte *). Unter der ausgelassenen, ausschweifenden Jugend von Syracus hatte Euphemius viele Freunde und Anhänger. Bei Zeiten ward er durch diese von dem gegen ihn ausgesprochenen Strafurtheil in Kenntniß gesetzt, suchte also sein Heil in der Flucht und ging nach Africa zu dem aglabitischen Kaliphen in Kairoan. Hier fand er sehr günstige Aufnahme; denn er versprach dem Kaliphen, ihn zum Herrn von Sicilien zu machen, wenn er den Titel eines Kaisers ihm beilegen und mit allen Insignien dieser höchsten Würde ihn schmücken wollte. Der schlaue Aglabit, der augenblicklich einsah, welche großen Vortheile er von der Verwegenheit des bethörten Jünglings ziehen könnte, gewährte sogleich dessen Bitte, warf ihm den Purpurmantel um die Schultern, und schickte ihn mit zehntausend Mann Fußvolk und siebenhundert Reitern nach Sicilien zurück. Die Flotte bestand aus hundert, theils größeren, theils kleinern Fahrzeugen. Bei Mazara, in der Gegend, wo einst die berühmte Stadt Selinus stand, trat das Heer an das Land, schlug und zerstreute die schwache auf der Insel liegende griechische Besatzung, und bemächtigte sich im Namen des in einen Kaiser maskirten Euphemius **) mehrerer Städte. Euphemius

*) Es sollte ihm nämlich die Nase aus dem Gesicht geschnitten werden.

**) Diese Mummerei sollte dem Euphemius blos dazu dienen, die Sarazenen desto leichter zu Herren der Insel zu machen; indem, wie er glaubte, Siciliens Städte und feste Schlösser ihm, einem gebornen Sicilianer und jetzt Kaiser, ungleich bereitwilliger, als den Sarazenen, ihre Thore öffnen würden. Euphemius beging demnach einen doppelten Verrath. Er ward nicht nur an dem Kaiser, seinem Herrn, sondern auch an dem Volk selbst zum Verräther.

ch wohl ein, daß der Besitz von Sicilien von je=
em der Stadt und des Hafens von Syrakus ab=
ange. An der Spitze einer starken Truppenabthei=
mg und in dem ganzen kaiserlichen Ornat zog er
lso vor Syrakus. Sobald man ihn von den Thür=
ten der Stadt erblicken konnte, ließ er seine Schaar
alt machen. Er selbst, ohne alle Begleitung, nä=
erte sich auf Bogenschußweite der Stadtmauer, und
derte die darauf stehenden Bürger unter den schmei=
elhaftesten Worten auf, ihm die Thore der Stadt
ı öffnen. Er sey blos gekommen, um sie von
em sclavischen Joch der Griechen zu befreien, un=
r seiner Herrschaft würden in ganz Sicilien wie=
er Freiheit und Bürgerglück aufblühen. Auf diese
ede öffnete sich sogleich eines der Thore von Sy=
kus. Zwei Brüder von ungewöhnlicher Stärke
men heraus, naheten sich dem Euphemius mit
len Merkmalen der tiefsten Ehrfurcht und begrüß=
n ihn endlich als ihren Kaiser und Herrn. Eu=
hemius, außer sich vor Freude, eine so günstige
timmung unter den Einwohnern von Syracus zu
nden, stieg vom Pferde, um beide zu umarmen.
ber in dem Augenblicke, wo er sich zu dem Ei=
en hinneigte, um ihm den Kuß des Friedens und
er Freundschaft zu geben, packte derselbe ihn bei
en Haaren und zog ihm mit aller Kraft den
opf herab, den nun der Andere eben so schnell
it einem einzigen Hiebe von dem Körper trennte.
evor noch die Begleitung des Ermordeten herbei
len konnte, hätten die beiden Brüder mit ihrer
utigen Trophäe schon wieder das Stadtthor erreicht.

7. Die Sarazenen blieben den Winter über
Sicilien; und belagerten im folgenden Jahre
yracus. Aber eine griechische Flotte und ein grie=
isches Heer kamen der Stadt zu Hülfe. Die

Afrikaner, zu schwach den Griechen eine Schlacht zu bieten, theilten ihr Heer in mehrere Corps, nahmen mit denselben auf verschiedenen Punkten der Insel eine feste Stellung, worin sie sich auch noch so gewaltig verschanzten, daß sie jedem Angriffe trotzen zu können glaubten. Die Griechen, die dem Feinde an Zahl weit überlegen waren, theilten nun ebenfalls ihr Heer und belagerten die verschiedenen wohl befestigten Lager der Sarazenen. Bald gebrach es diesen an Lebensmitteln; sie wagten verschiedene Ausfälle, wurden aber stets mit großem Verlust wieder zurückgeschlagen. Schon waren sie so weit gebracht, daß sie, um nicht Hungers zu sterben, ihre eigenen Pferde schlachteten, und der Augenblick schien nicht mehr ferne, wo sie entweder mit dem Schwert in der Faust sterben, oder den Griechen sich ergeben mußten. Aber gerade als die Gefahr am drohendsten und die Noth auf das höchste gestiegen war, landete ein neues Heer von Sarazenen, das der Kaliph von Kairoan ihnen zu Hülfe geschickt hatte. Mit erhöhtem Muth und noch größerer Erbitterung erschienen die Sarazenen nun wieder in offenem Felde, griffen die Griechen überall, wo sie dieselben fanden, an, schlugen sie stets in die Flucht und vertrieben sie in kurzer Zeit wieder aus Sicilien. Die Sarazenen unterjochten jetzt zuerst den westlichen, und nach und nach auch den ganzen übrigen Theil der Insel. Seines sichern und bequemen Hafens wegen machten sie Palermo zum Sitz ihrer Regierung und zugleich zum Mittelpunkt ihrer gesammten Land- und Seemacht.

8. Ganz Sicilien war jetzt in den Händen der Sarazenen. Nur über den Thoren von Syracus prangte noch das Zeichen des Kreuzes, und auf den Wällen das Panier des griechischen Kaisers. Aber leider kam

nun die Reihe auch an diese Stadt, die einst es wagen durfte, selbst den römischen Waffen zu trotzen, und die, obgleich von ihrer ehemaligen Höhe weit herabgesunken, dennoch ihres starken Seehandels wegen zu den volkreichsten und blühendsten Städten Italiens gehörte. Hätte die erbärmliche um ihre entfernten Provinzen stets wenig besorgte byzantinische Regierung zur gehörigen Zeit eine Flotte auslaufen lassen, so wäre Syracus auch diesmal wieder gerettet worden. Aber kein griechisches Schiff erschien in den Gewässern von Sicilien, und trotz der Tapferkeit der Einwohner von Syracus ward dennoch die Stadt nach einer mehrere Wochen dauernden Belagerung endlich gezwungen, sich den Sarazenen zu ergeben. Keine Capitulation hatte den unglücklichen Syracusanern Freiheit und Eigenthum, und was noch mehr als Beides ist, das freie Bekenntniß des Namens Jesu gesichert. Mehr als zwanzigtausend Christen wurden demnach als Sclaven nach Africa abgeführt, alle Kirchen in Moscheen verwandelt oder zerstört, und der Patriarch Theodosius und dessen gesammter Clerus in Ketten nach Palermo geschleppt und dort in Gefängnisse geworfen. Unermeßlich war die Beute der Barbaren. Blos die in der erzbischöflichen Kirche vorfindlichen heiligen Gefäße wogen sechstausend Pfund Silber. Der ganze Raub ward nach dem geringsten Anschlage auf mehr als eine Million Goldstücke, nach unserm jetzigen Geldfuße zwischen fünf bis sechs Millionen Gulden berechnet. — Die aus Palermo auslaufenden Flotten vereinigten sich nun mit jenen, welche aus Africa's Häfen ausliefen, und die Sarazenen würden an große und bleibende Eroberungen haben denken können, hätte nicht innerer blutiger Zwist ihr Reich und ihre Kräfte getrennt. Aglabiten und Fatimiten kämpften um die Herrschaft in Africa,

und Mohamed, Statthalter von Sicilien, riß sich ebenfalls von dem Kaliphat los, und schmückte sich mit dem Titel eines unabhängigen Königs. Aber demungeachtet schreckten und plünderten die Sarazenen alle Inseln und Küstenländer des Mittelmeeres. Die größte Gefahr schwebte über Italien. Die Barbaren streiften schon bis an die Thore von Rom, und plünderten alle außerhalb der Stadtmauern gelegenen Kirchen und Kapellen. Endlich belagerten sie sogar Fundi und Gaeta; und als bald darauf eine neue sehr zahlreiche und von einem kühnen und erfahrnen Feldherrn geführte sarazenische Flotte an der Küste von Italien erschien, so wäre es sicher um die ganze apenninische Halbinsel sammt der Hauptstadt der Christenheit geschehen gewesen, hätte nicht die Weisheit, Kraft und alle möglichen Fälle voraussehende und richtig berechnende Vorsorge des großen Pabstes Leo des Vierten abermals Rom und Italien gerettet *). — — In Sicilien waren Christenthum wie griechische Sprache und Sitte nun in kurzer Zeit beinahe völlig verschwunden, und unter den Eingebornen nahm die Zahl der Verehrer des Alkorans so schnell und so sehr zu, daß, wie erzählt wird, schon unter der folgenden Generation, um die Beschneidungsfeierlichkeit eines aglabitischen Prinzen noch mehr zu verherrlichen, an demselben Tage fünfzehntausend sicilianische Knaben in Palermo beschnitten wurden. — Etwas länger als zweihundert Jahre blieben die Sarazenen im ungestörten Besitz von Sicilien.

9. Bisher hätte man glauben mögen, daß in

*) In der Geschichte des nächstfolgenden Zeitlaufes wird hievon noch nähere und umständlichere Rede seyn.

aels Brust auch nicht eine einzige sanfte Em-
ung mehr Raum fände. Indessen, wie es
it, waren doch nicht alle sanftere Regungen des
ens in ihm völlig erstorben. Er sah Euphro-
. des unglücklichen von seiner Mutter Irene ge-
deten Constantins Tochter, und entbrannte so-
h in leidenschaftlicher Liebe zu ihr. Seiner Ver-
ung mit dieser Prinzessin standen jedoch zwei
bersteigbare Hindernisse im Wege. Erstens lebte
Thecla, Michaels Gemahlin, und zweitens war
hrosyne eine schon seit vielen Jahren durch feier-
Gelübde Gott geweihte Jungfrau. Durch The-
bald darauf erfolgten Tod verschwand das er-
, und um das zweite zu heben, mußte der knech-
e Senat von Constantinopel auf Michaels ge-
ten Befehl eine eben so schändliche als läppische
mödie spielen. In einer senatorischen Sitzung,
her der Kaiser selbst beiwohnte, erhob sich plötz-
einer der Senatoren, nahete sich dem Throne,
f sich vor demselben nieder, und bat im Namen
: seiner Collegen den Kaiser in den flehentlich-
Ausdrücken, unverzüglich zu einer zweiten Ehe
schreiten. Mit scheinbarem Unwillen wies Mi-
l diese Bitte zurück, sagte, daß er sie
t gewähren könne, mithin auch nie gewähren
de. Aber nur noch heftiger drang in den Kaiser
der Senat mit seinen Bitten. Er erklärte, daß
Heer und alle Klassen und Stände der Nation
Wunsch des Senats theilten, und ließ am Ende
r drohende Worte in seiner Bitte mit einfließen.
vereinten Wünschen seines ehrwürdigen Se-
, seines tapfern Heeres und aller seiner
ren Unterthanen vermochte Michael nicht län-
mehr zu widerstehen, jedoch erklärte er, daß
e Andere, als nur die seiner ganzen Liebe wür-
Prinzessin Euphrosyne seine Gemahlin werden

könne *). — Jetzt kam die Reihe an den dem Leser schon bekannten ikonoklastischen Patriarchen Antonius von Constantinopel. Dieser, dem des Kaisers Wille ungleich heiliger war, als Gottes und der Kirche Gebot, fand natürlicher Weise, daß man da, wo das Heil eines ganzen Reiches und das Glück so vieler Völker auf dem Spiel ständen, auch ohne allen Anstand von der allgemeinen Richtschnur abweichen dürfte. Ohne die mindeste Repercussion seines ohnehin schon unter der Sündenlast völlig erdrückten Gewissens lößte also Antonius der Jungfrau heiliges Gelübde, und gab zu der sacrilegischen Heirath die erzbischöfliche Dispens.

10. Des verliebten Kaisers Wünsche waren nun befriedigt. Aber auch hier zeigte sich wieder Michaels ekelhafte, ausschließlich blos auf seine eigene Subjectivität sich beziehende Selbstsucht. Vor dieser mußten stets Vernunft, Erfahrung, gesunde

*) Nichts ist läppischer und erbärmlicher, als die Gründe, welche der weise Senat vorbrachte, warum der Kaiser sich unverzüglich wieder vermählen müßte. Alle Männer im Reiche, sagte er, hätten an Michael ihren Kaiser, durchaus nothwendig wäre es also, daß auch die Frauen eine Kaiserin erhielten. — Ungleich besser würde der erhabene Senat gethan haben, wenn er sich lieber auf einem der bekannten, freilich längst schon abgeweideten Gemeinplätze herumgetrieben, und dem Kaiser gesagt hätte, daß, da er nur einen einzigen Sohn habe, er nothwendig seinem Throne noch mehrere Stützen geben müße, um ja das Glück seiner segenvollen Regierung selbst auf die entferntesten Generationen zu vererben. Freilich mag dies auch zu jenen Zeiten schon unzähligemal gesagt worden seyn, aber demungeachtet hätte es sich doch bei weitem nicht so kindsköpfisch ausgenommen, als die obige Lapperei.

Politik, wie die Erhaltung des Reiches zurücktreten. Um also jetzt seiner neuen Gemahlin einen recht auffallenden Beweis seiner Zärtlichkeit zu geben, erließ Michael ein Edikt, in welchem er verordnete, daß, wenn Euphrosyne ihm Söhne gebären würde, diese mit seinem erstgebornen, mit der Kaiserin Thecla erzeugten Sohn Theophilus das Reich theilen sollten. Dieses tolle Edikt legte er dem Senat vor, und forderte von demselben, es nicht nur zu sanktioniren, sondern auch die Aufrechthaltung dessen ganzen Inhalts durch die heiligsten Eidschwüre ihm zu verbürgen. Natürlich mußte der Senat gehorchen, und seit Jahrhunderten schon gewohnt, stets in tiefster Hundesdemuth den Saum des Gewandes seiner Kaiser zu küssen, unterzeichnete, sanktionirte und beschwur er auch jetzt wieder Alles, was man nur immer von ihm verlangte; und in der gesammten, einst so erhabenen und ehrwürdigen höchsten Magistratur des Reiches erhob sich gegen des Kaisers unkluge, das Reich so empfindlich schwächende und unvermeidlichen Hader und Bürgerkrieg herbeiführende Verordnung nicht eine einzige, auch nur blos innerhalb der Schranken der ehrerbietigsten Vorstellung sich haltende Stimme.

11. Zum Glücke war Michaels Ehe mit der ehemaligen Nonne kinderlos; und wenn der Titel und die Ehren einer Kaiserin für geraubte Gewissensruhe und seinem Gott gebrochene Treue entschädigen können, so genoß selbst diese Entschädigung Euphrosyne nur kurze Zeit. Des Kaisers häusliche Freuden nämlich waren von äußerst kurzer Dauer; denn schon im vierten Jahre nach seiner die ganze Christenheit ärgernden Vermählung schlug auch für ihn die Stunde, die ihn abrief, über sein ganzes Leben, seine Gelangung zum Throne, seine Verwal-

tung und blutige Verfolgung der Kirche dem Könige aller Kaiser und Könige eine furchtbare Rechenschaft abzulegen. Michael II., mit dem Beinamen der Stammler, starb an einer von Steinschmerzen erzeugten Kolik am 6. October des Jahres 829. Seines Vorfahrers Leiche ward durch die Straßen von Constantinopel geschleift, mit Flüchen und Verwünschungen bedeckt, dann in Stücke gehauen, in einen Sack gesteckt, und von zwei Matrosen an einem einsamen Ort am Gestade des Meeres eingescharrt. Aber der entseelte Körper des ungleich werthlosern Michaels, unter dessen Regierung Creta, Sizilien und ganz Dalmatien verloren gingen, ward mit dem größten Pompe und unter dem Trauergesang der zahlreichen Geistlichkeit von Constantinopel und eines zahllosen Volkes in Justinians prachtvollem Mausoleum beigesetzt. In der Regierung folgt ihm sein Sohn, der Kaiser Theophilus.

IX.

1. Nichts ist seltsamer und bisweilen auch trügerischer, als der Maßstab, dessen bei Beurtheilung ächter oder falscher Regentengröße, ächter oder blos scheinbarer Regententugenden die Geschichtschreiber sich nur gar zu oft bedienen. Durch den Zauber der Darstellung kann selbst dem größten Zerrbilde ein gewisser verführerischer, den Verstand wie das Herz des Unkundigen bestechender Reiz ertheilt werden. Aber eine solche falsche, nur künstlich nachgemachte Wahrheit ist immer ein gespielter Betrug, an sich schon unerlaubt, aber noch schändlicher, wenn demselben gar noch eine geheime, ungleich verderb-

ere Tendenz zum Grunde liegt *). Offenbar
n der Mensch, auf welcher irdischen Höhe er
h stehen mag, keinen andern Werth haben, als
, welchen er auch in den Augen Gottes hat. Wie
er des Menschen Wandel, um Gott gefällig zu
n, beschaffen seyn muß, darüber belehrt uns das
angelium; und so möchte denn auch hier wieder
ganz einfache Begriff christlicher Weisheit und
aft der sicherste und untrüglichste Maßstab seyn.

2. In dem Lobe des Kaisers Theophilus stim-
n beinahe alle neueren Geschichtschreiber überein**).
e zeigen ihn uns als einen kraftvollen, strengen,
chten, an der Spitze seiner Heere ebenso tapfern,
in dem Kreise seiner Räthe weisen und alle

---

*) Man erinnere sich z. B. hier nur der vielen von einem Thomas, einem Voltaire, Kotzebue und noch mehreren andern gefertigten pomphaften Panegyriken auf den Kaiser Julian den Abtrünnigen, diesen abergläubigen, fanatischen, in seinem heidnischen Aberglauben selbst grausamen, mehr einem cynischen Gekken, als einem großen Monarchen ähnlichen abgesagten Feind des Christenthums. Und wie viele andere, eben so häßliche historische Carricaturen gibt es nicht, die die Kunst neuerer Geschichtschreiber ebenfalls in die edelsten und erhabensten Gemälde umzuzaubern wußte.

**) Jedoch keineswegs die griechischen Geschichtschreiber, denen man aber dafür den Vorwurf macht, daß, weil Theophilus ein Ikonoklast und Verfolger der Kirche war, sie ihn aus Haß so viel als möglich in Schatten zu stellen gesucht hätten. Indessen sind und bleiben die Geschichtschreiber der Griechen doch die einzigen Quellen, aus welchen wir schöpfen können; und zudem wird auch am besten die Güte eines Baumes aus dessen Früchten erkannt.

seine Völker beglückenden Regenten. Schön und edel ist dieses Bild; nur Schade, daß zu demselben die Geschichte die einzelnen Züge zu liefern durchaus nicht vermag; und daß das Höchste, was der unbefangene Geschichtschreiber in ihm allenfalls noch erblicken könnte, blos eine seltsame Mischung ist glücklicher Anlagen, und noch größerer und verderblicherer Fehler. So z. B. lobt man allgemein des Theophilus strenge Gerechtigkeitsliebe, aber diese war offenbar nichts anders, als die schrankenlose Willkühr eines den furchtbarsten Launen preisgegebenen Tyrannen, der noch überdieß einen Ruhm darin suchte, sich über alle Gesetze, wie über alle Forderungen der Vernunft und Billigkeit hinwegzusetzen, und dem Einzelnen, wie ganzen Völkern, das Gewicht seiner Herscherallmacht so tief als möglich fühlen zu lassen. Zwischen Verbrechen und Strafe war bei ihm nie das geringste Verhältniß, und wegen des geringsten, nicht Verbrechens, sondern blos Vergehens war sogleich von nichts als Augen ausstechen, Zunge herausreissen, Nase abschneiden, ein Arm oder Bein abhauen, in siedendem Pech brühen, lebendig in der Rennbahn verbrennen etc. etc. die Rede. Wegen eines auch noch so verzeihlichen Fehlers, wegen einer auch noch so sehr Nachsicht verdienenden Schwachheit, waren selbst die ersten Männer im Staate wie am Hofe, Patricier, Consuln, Senatoren, Feldherren etc. solcher grausamen Bestrafung unterworfen, wovon es nun eine eben so natürliche als nothwendige Folge war, daß alle nur einigermaßen edeln, ihre Menschenwürde fühlenden Männer sich aus dem Staatsdienste zurückzogen, oder nie um denselben sich bewerben mochten.— Ein Bruder der Kaiserin hatte seinen Palast in Constantinopel erweitert und verschönert, und bei dieser Gelegenheit eine Mauer so sehr erhöht, daß der daran

stoßenden Hütte einer armen Wittwe Luft und Licht waren benommen worden. Gegen den Schwager des Kaisers glaubte die Wittwe, wenn sie bei dem Präfekt klagen würde, kein Recht zu finden; sie wandte sich also unmitteibar mit ihrer Klage an den Kaiser. Was Vernunft und Billigkeit hier forderten, war offenbar nichts, als ein dem kaiserlichen Schwager öffentlich zu gebender, und daher dessen allenfallsigen Uebermuth desto mehr demüthigender Verweis, hierauf eine, die Klägerin für ihr bisher ausgestandenes Ungemach hinreichend entschädigende Geldsumme, und endlich der Befehl, die durch ihre Höhe dem daneben stehenden Häuschen Licht und Luft raubende Mauer wieder abzutragen. Aber nicht so dachte Theophilus. Der Bruder der Kaiserin, der vielleicht noch nicht einmal wußte, daß eine Klage gegen ihn war erhoben worden, ward jetzt plötzlich von Schergen aus seinem Palaste gerissen, auf den Marktplatz geführt, dort schmählich entblößt, bis auf das Blut gegeißelt und dann in ein Gefängniß geworfen. Doch damit noch nicht zufrieden, gab Theophilus des so grausam Bestraften Palast sammt allen darin befindlichen kostbaren Meubeln, goldenen und silbernen Gefäßen ꝛc. nebst den zu dem Gebäude gehörigen Gärten, der Wittwe als Entschädigung. Der Präfekt von Constantinopel, ein Mann von senatorischer Würde, hatte sich unter polizeilichem Vorwand, jedoch wahrscheinlich zu seinem eigenen Nutzen, einer mit Waaren beladenen Barke bemächtigt, und ward, weil er mit der Zurückerstattung zögerte, in dem Cirkus — lebendig verbrannt. — Ein Quästor, dessen Rechnungen nicht richtig waren, der vielleicht auch einiger Unterschleife sich schuldig gemacht haben mag, ward zuerst öffentlich gegeißelt, ihm hierauf siedendes Pech über den Kopf und das Gesicht gegossen,

und dann lebenslänglich verbannt. — Als ein würdiger Schüler des Lecanomantes, war Theophilus auch der Wahrsagerei ergeben. Ein sarazenisches Weib, das diese losen Künste trieb, ward einst von ihm befragt, bei welchem Hause die Kaiserkrone am längsten bleiben würde. Das Weib nannte das erste beste adelige Geschlecht, zufällig jenes der Martinaze; ihrer Sache um so sicherer, da ja ihre Prophezeiung immer noch selbst nach mehreren Jahrhunderten in Erfüllung gehen konnte. Theophilus, der die Verehrung der Heiligen in ihren Bildnissen einen Aberglauben nannte, war nun wirklich abergläubig genug, um den Ausspruch des Weibes für ein Orakel zu halten, und alle männlichen Individuen jenes alten, ehrwürdigen Geschlechts mußten sich nun in Mönchsgewand hüllen und die Klostergelübde ablegen. Sogar den Palast der Martinaze verwandelte Theophilus in ein Kloster. Wer von dieses Kaisers Lobrednern möchte wohl unter einem die Gerechtigkeit auf solche Weise ausübenden Monarchen leben? — Aus dem Garten seines Palastes sah Theophilus einst ein großes, reichbeladenes Schiff mit vollen Segeln in den Hafen von Constantinopel einlaufen. Zufälliger Weise erregte dieß jetzt seine Neugier, und als man nach eingezogener Erkundigung ihm meldete, daß die Schiffsladung in den kostbarsten Gegenständen orientalischen Luxus bestände, welche der Kaiserin gehörten, ließ er auf der Stelle das Schiff mit allen darauf befindlichen Waaren in Brand stecken, behandelte seine Gemahlin mit seiner gewöhnlichen Härte, überhäufte sie mit Vorwürfen, daß sie den Purpur entehre, zu einer gemeinen Kaufmannsfrau sich herabwürdige, und ließ sie lange Zeit sehr schmerzhaft die ganze Schwere seiner Ungnade fühlen. Hätte Theophilus in Uebereinstimmung mit den bestehenden Gesetzen

s Schiff consisciren, und aus dem Ertrag der
kauften Waaren Constantinopels zerfallene Was-
leitungen wieder herstellen lassen, so würde das
olk ihn gesegnet, und seine ohnehin so tugendhafte
mahlin, dadurch mehr gerührt als beschämt, schwer-
h wieder eine ähnliche weibliche Phantasie sich er-
ubt haben. Ueberhaupt war Theophilus ein höchst
gefälliger Gemahl, und obschon die eben so schöne
s tugendhafte und geistvolle Theodora seine ganze
ebe verdient hätte, konnte sie doch nicht den häu-
en Ausbrüchen seiner düstern Laune und harten
emüthsart entgehen.

3. Gleich allen Tyrannen stand auch Theo-
ilus Herz dem Argwohn offen, und wehe dem,
: diesen weckte; denn Verlust der Freiheit, oder
r schmachvoller Tod waren gewöhnlich das Loos
s Unglücklichen. — Alexis, ein durch körperliche
ohlgestalt und durch einige mit vielem Erfolge ge-
hrte kriegerische Unternehmungen ausgezeichneter
iger Mann stand bei dem Kaiser in hoher Gunst.
n dem Neid und der Verläumdung zu entgehen,
schloß sich Alexis, den besudelten Schauplatz auf
mer zu verlassen, und ging in ein außerhalb
nstantinopel gelegenes Kloster. Durch die glän-
ndsten Versprechungen, die im Falle, daß der Kai-
keine männlichen Erben hinterließe, dem Alexis
gar die Aussicht auf den Thron öffneten, zog
eophilus seinen Günstling wieder an den Hof,
d erklärte ihn bald darauf zum künftigen Gemahl
ner jüngsten Tochter, der Prinzessin Maria. Aber
n so heftiger regte sich jetzt auch der Neid gegen den
f den Schwingen des Glücks immer höher getra-
nen Alexis. Unglücklicher Weise war dieser in
er auf der Küste Italiens auszuführenden militä-
hen Expedition einige Zeit vom Hofe entfernt.

Leicht und sicher war also jetzt der Sieg der Bosheit und Verläumdung. Des Despoten Argwohn erwachte auf das neue; und ein Bischof, Namens Theodor, ward von Theophilus unverzüglich nach Italien oder Sicilien *) gesandt, um den Alexis nach Constantinopel zurückzubringen, demselben aber auch zu gleicher Zeit die Versicherung zu geben, daß keine Ungnade die Ursache dieser Zurückberufung sey, er mithin nicht das mindeste für die Sicherheit seiner Person zu befürchten habe. Mit der grösten Bereitwilligkeit legte Alexis den Oberbefehl über das ihm anvertraute Heer nieder, und trat sogleich mit Theodor die Rückreise nach Constantinopel an. Aber kaum hatte er einen Fuß in die Stadt gesetzt, als er von Häschern ergriffen, auf den Marktplatz geschleppt, dort grausam gegeißelt und hierauf in einen Kerker geworfen ward. Theodor, durch dieses treulose Betragen im höchsten Grade empört, wagte es, dem Kaiser darüber in einer Senatssitzung einige Vorstellungen zu machen, und an die Heiligkeit eines Eides ihn zu erinnern. Zum Lohne ward er auf einen Wink des Despoten von den Trabanten desselben ergriffen, aus dem Sitzungssaale gerissen, und Henkershänden übergeben, die ihn nun ohne weiteres öffentlich entblößten, mit Geisseln

*) Ueber eine Expedition nach Sicilien drücken sich die griechischen Geschichtschreiber nur ganz kurz, und ziemlich undeutlich aus. Indessen mag doch, wie es scheint, im Anfange der Regierung des Theophilus Etwas zur Wiedereroberung Siciliens geschehen seyn, vielleicht auch Alexis sich schon einiger Städte auf der Insel bemächtigt haben. Wenn aber diesem auch wirklich so ist; so gingen doch wenigstens diese schwachen Eroberungen doch bald wieder verloren; denn wir finden nach wie vor die Sarazenen immer noch Herren von ganz Sicilien.

)en bis auf das Gebein zerfleischten und dann
ıfalls in Bande legten. Nach einiger Zeit,
nämlich Theophilus sich von dem Ungrunde sei-
Argwohnes, wie von der Falschheit der Anklage
rzeugt hatte, setzte er freilich Beide wieder in
iheit. Aber wird man wohl dieß ihm zum Ver-
ıste machen wollen? Was es allenfalls beweisen
nte, wäre blos, daß es hie und da noch grausa-
'e und ungerechtere Despoten, als Theophilus,
. — Um Alexis und Theodor für die unschul-
erduldeten grausamen Mishandlungen zu entschä-
:n — denn so Etwas war wirklich Theophilus
:g, sobald nur seine tyrannischen Aufwallungen
Besinnung wieder Raum gemacht hatten —
lte er ihnen alle Schätze seiner Gnade öffnen.
r an Beiden waren die bittern Lehren der Ver-
genheit nicht verloren gegangen. Sie dankten
für Alles, und baten nur um die Erlaubniß,
auf immer von dem Hofe zurückziehen zu dür-
Theodor legte sogar sein bischöfliches Amt nie-
, dem er, wie er sagte, nach jener für einen
hof unerhört schmachvollen Behandlung nicht
jer mehr weder mit Würde noch dem nöthigen
ehen vorstehen könnte. Alexis verkaufte alle seine
ter, vertheilte den Ertrag unter die Armen, und
t nur so viel davon zurück, als ihm hinreichend
:n ein Kloster zu erbauen, in welchem er und
:odor alle übrigen Tage ihres Lebens zubrachten,
auch jene nie gestörte Seelenruhe fanden, welche
an den Stufen eines Tyrannenthrons, obgleich
Würden und Reichthümern überhäuft, aber auch
: das Schwert an einem Pferdeshaar über ihrem
ıpte hangend, nie gefunden haben würden. — Noch
schrecklicheres Opfer des Argwohns eines Tyran-
ward der würdige Gemahl der eigenen Schwester
Theophilus, der edle Prinz Theophobus, dessen

traurige Geschichte wir jedoch erst am Ende dieses Abschnittes unsern Lesern mittheilen werden.

4. Weil Theophilus die Fahne des Kreuzes siebenmal gegen die Sarazenen wehen ließ, rühmt man hie und da auch die Frömmigkeit dieses Kaisers. Aber während er die Sarazenen, und zwar größtentheils mit sehr unglücklichem Erfolge bekämpfte, verfolgte er mit gleicher Wuth wie seine beiden Vorfahrer alle rechtgläubigen Katholiken, drückte und quälte die Kirche, wo er nur immer konnte, und füllte alle Kerker und Gefängnisse seines Reiches mit zahllosen Schlachtopfern seines ikonoklastisch ketzerischen Wahnes. — Es ist wahr, an der Spitze seiner Heere besaß Theophilus wirklich etwas einem Helden Aehnliches. Muth, Entschlossenheit, und eine selbst den grösten Gefahren trotzende Tapferkeit kann man ihm nicht absprechen. Aber seine Kühnheit war nicht mit Vorsicht gepaart, der Plan eines Feldzuges blos das Werk seiner jedesmaligen Laune, und überhaupt gebrach es ihm an Feldherrntalent und höherer militärischen Intelligenz. Da man jedoch seine persönliche Tapferkeit schätzte und bewunderte, so schrieb man alles Unglück, das seine Unbesonnenheit und Kriegsunkunde herbeiführte, blos einem ungünstigen über ihm waltenden Schicksale zu, und in fünf Feldzügen von den Sarazenen stets geschlagen, erhielt er von dem Heere den Beinamen: Der Unglückliche. — Das Lob der Nüchternheit und Mäßigkeit würde Theophilus verdient haben, hätten diese Tugenden nicht ausschließlich blos auf die Freuden der Tafel sich beschränkt, denen er eben so wenig wie noch andern nur zeitzersplitternden Vergnügungen sich überließ. Kam es aber darauf an, irgend einen seiner ihn oft anwandelnden eiteln Einfälle zu befriedigen, dann war

den alle Kasten und Kisten der Schatzkammer geöffnet, und ungeheure Summen mit einem ganz unbegreiflichen Leichtsinn vergeudet. Um in den Augen des Kaliphen von Bagdad als des ganzen Erdkreises reichster Monarch, dessen Schätze ganz unerschöpflich wären, zu erscheinen, ordnete er an Motasem, Harouns Sohn, eine zahlreiche Gesandtschaft. Das Haupt derselben war der berüchtigte Lecanomantes, und ihr Zweck kein anderer, als durch die sinnloseste Verschwendung dem Kaliphen und den Großen seines Reiches einen alle Vorstellung übersteigenden Begriff von den unermeßlichen Reichthümern des griechischen Kaisers zu geben. Schon Lecanomantes Einzug in Bagdad übertraf an Pracht alles, was man bisher bei ähnlichen Gelegenheiten je noch gesehen hatte. Nicht Silbermünzen, sondern Goldstücke wurden auf dem ganzen Wege mit vollen Händen unter das von allen Seiten herbeiströmende Volk geworfen. Alle Großen, welche dem griechischen Gesandten ihre Aufwartung machten, erhielten prächtige Geschenke, aber die, welche Lecanomantes vor dem Throne des Kaliphen niederlegte, erregten Staunen und Bewunderung selbst unter den längst schon an übermäßige Pracht und Verschwendung gewöhnten Orientalen. Um stets durch neuen außerordentlichen Aufwand die Aufmerksamkeit des Kaliphen und seines Hofes zu fesseln, mußte Lecanomantes selbst zu läppischen Mitteln seine Zuflucht nehmen. So z. B. ließ er, da er öfters bei dem Kaliphen speisete, ein goldenes, reich mit Edelsteinen besetztes Becken sich zum Handwaschen an die Tafel bringen. Seinen Dienern hatte er befohlen, das kostbare Geschirr, wie aus Versehen, an irgend einem Ort in dem Speisesaal stehen zu lassen. Es dauerte nicht lange, so verschwand das Becken. Da es jedoch durch die Menge und den Reichthum der

Juwelen schon alle Augen auf sich gezogen hatte, ward auch das Verschwinden desselben bald bemerkt. Der Kaliph zürnte, und befahl unverzüglich nach dem Urheber des Diebstahls zu forschen. Dies war es, was der Grieche erwartet hatte. Sogleich trat er vor den Kaliphen, sprach mit der größten Gleichgültigkeit von dem unbedeutenden Verlust, und bat ihn dringend, mit einer Kleinigkeit, die nicht einmal die Aufmerksamkeit eines seiner Palastbeamten verdiente, sich nicht länger mehr zu beschäftigen. Natürlich gewährte Motasem ihm seine Bitte, und der Dieb blieb im ruhigen Besitze seines Raubes. Aber jetzt erst ließ Lecanomantes gleich darauf das noch viel größere, mit weit kostbarern Steinen besetzte Waschbecken sich an die Tafel des Kaliphen bringen, und da dieses, wie es sich leicht begreifen läßt, diesmal nicht gestohlen ward, so schenkte er es nach aufgehobener Tafel einem der an diesem Tage zur Tafel des Kaliphen geladenen Gäste. So lange Lecanomantes an dem Hoflager in Bagdad weilte, ging es auf diese Weise fort, und eine Thorheit folgte immer auf die andere. Als Lecanomantes endlich seine Abschiedsaudienz erhielt, weigerte er sich, die für Theophilus bestimmten nicht minder reichen Geschenke anzunehmen. Es sey dies, sagte er, der ausdrückliche Befehl seines Herrn. Der erstaunte Kaliph antwortete ihm hierauf, daß, obgleich der Kaiser die Annahme irgend eines Geschenkes unter seiner Würde hielt, er ihm jedoch jetzt Eines machen wolle, welches derselbe nicht verschmähen würde. Wirklich war es auch ein Geschenk von hohem Werthe, denn es waren hundert gefangene nun neu und prächtig gekleidete Griechen, denen Motasem ihre Freiheit und sie selbst ihrem Kaiser schenkte. Lecanomantes dankte dem Kaliphen, erklärte jedoch, sogar dieses Geschenke nicht annehmen zu dürfen,

bevor nicht sein Herr dasselbe durch ein ähnliches Geschenk erwiedert hätte. Ein Courier ging sogleich nach Constantinopel ab und Theophilus schickte nun ebenfalls hundert gefangene, noch ungleich reicher als die Griechen gekleidete Sarazenen nach Bagdad, worauf Lecanomantes sich auf das neue bei dem Kaliphen beurlaubte, und mit seinen hundert in Freiheit gesetzten Griechen seine Rückreise nach Constantinopel antrat. — Mit den ungeheuren Summen, welche diese eitle, blos einen prahlerischen Prunk zur Schau stellende Gesandtschaft gekostet hatte, hätte man alle Unkosten eines Feldzuges zur Wiedereroberung von Creta, Sicilien und Dalmatien decken können.

5. Mit der Ankunft der von Bagdad zurückkehrenden Gesandtschaft in Constantinopel entsprang sogleich wieder unter Theophilus Throne für das Volk eine neue Quelle des Elendes. Lecanomantes nämlich hatte das Modell eines sehr prächtigen, erst unlängst von Motasem an den Ufern des Tigris erbauten Palastes mitgebracht. Da sich Theophilus einmal in den Kopf gesetzt hatte, an Reichthum und Aufwand die Kaliphen in Allem übertreffen zu wollen, so gab er auch jetzt wieder auf der Stelle Befehl, einen ähnlichen, jedoch jenen am Tigris an Pracht und Größe noch weit übertreffenden Palast zu erbauen. Die Befriedigung auch der ausschweifendsten Einfälle kostet einen orientalischen Despoten wenig oder nichts. Die ganze Last wälzt sich gewöhnlich auf das in stummer Unterwürfigkeit duldende Volk. Ungesäumt ward demnach jetzt Hand an den Bau gelegt, und dieser, in kurzer Zeit vollendet, setzte ganz Constantinopel noch weit mehr, als Lecanomantes die Abassiden von Bagdad, in Erstaunen. Mit dem ungeheuern Palast standen

Politik und Herrscherweisheit; und nichts scheint alberner, als es für einen Beweis seiner segensvollen Regierung halten zu wollen, daß einmal nach einer der jährlichen Untersuchungen der Justitzpflege, welche siebzehn Tage gedauert hatte, auch nicht eine einzige Klage oder Beschwerde vor den Kaiser war gebracht worden. Daß in einer so großen, so ungeheuer bevölkerten Hauptstadt wie Constantinopel, besonders bei schon ziemlich tief gesunkener Moralität, *in dem* Laufe mehrerer Monate gar kein Unrecht geschehen, und nicht die mindeste Ursache zu irgend einer Klage vorhanden gewesen seyn sollte, ist an sich schon unglaublich; und das ganze Faktum, wenn es anders wahr ist, kann offenbar keinen andern Grund gehabt haben, als daß, da bei den geringsten Vergehungen sogleich Augen ausstechen, Zungen abschneiden oder gar im Cirkus lebendig verbrennen, des Kaisers unwiderrufliche Richtersprüche waren, gar niemand mehr klagen, lieber kleines Unrecht und Ungemach geduldig ertragen, als zu solchen eben so ungerechten als grausamen Bestrafungen einen Anlaß geben wollte.

X.

1. Gleich den Anfang der Regierung des Theophilus bezeichnete ein Akt unerbittlich strenger Gerechtigkeit, der zwar von der Politik eines vor allem auf Selbsterhaltung bedachten Fürsten gerechtfertigt werden mag, jedoch immer auf ihn selbst ein nichts weniger als sehr vortheilhaftes Licht zurückwerfen wird. Die Mörder Leo des Armeniers, welche Michael den Stammler auf den Thron erhoben hatten, waren alle noch am Leben. Aber in

ı gemeinschaftlichen Interesse aller Monarchen be-
htete sie jetzt Theophilus blos als Menschen, de-
jedes Frevels fähige Verwegenheit mit der Si-
:heit seines Thrones, wie seines eigenen Lebens,
)ereinbar wäre. Da er sie aber nicht alle kannte,
)ch keiner ihm entwischen sollte, machte er durch
Edikt bekannt, daß alle, welche sich um das Reich
). vorzüglich um seinen Vater Verdienste erwor-
ı, aber noch keine hinreichende Belohnung dafür
alten hätten, sich unverzüglich melden, und in sei-
Gegenwart vor dem Senat ihre Ansprüche gel-
d machen sollten. Der verdienstvollen, noch nicht
ug belohnten Männer gab es nun sogleich eine
ıze Menge, und unter diesen fehlte auch keiner
ı allen, welche des Kaisers Vater aus dem Feuer-
n gerettet, seine Fesseln gebrochen und sogar auf
Thron ihn erhoben hatten. Selbst die, welchen
m die vermeintliche Ehre auch nur eines entfern-
Antheils an jener Verschwörung gebührte, fan-
sich ein, und erzählten, nicht selten mit eigenen
sätzen geschmückt, die ganze Reihe ihrer glorreichen
äten. Als Theophilus überzeugt war, daß seine
: ihm gelungen, befahl er, daß alle jene, welche
ıem Vater so große Beweise ihrer Treue und
hänglichkeit gegeben, sich von den übrigen trennen
) in eine Reihe sich ordnen sollten. Augenblick-
drängten sie alle hervor, und aus jeder ihrer
:enen lachte die frohe Hoffnung einer nun gewis-
und großen Belohnung. Aber plötzlich verfin-
te sich jetzt das Gesicht des Kaisers. Mit don-
nder Stimme fuhr er sie an, nannte sie Mörder
) Majestätsverbrecher, ließ das Kreuz herbei brin-
, welches der von Verschworenen umringte Kai-
in der Hand hatte, und bei welchem er zu sei-
Mördern um Schonung und Erbarmung flehete,
hierauf dem erstaunten Senate jene ganze schauer-

liche Scene wieder auf das Neue in das Gedächtniß zurück, und fragte ihn endlich, was derjenige verdiene, der es wage, seine sacrilegischen Hände an die Person eines Gesalbten des Herrn zu legen? „Den Tod!“ riefen alle Stimmen. Fruchtlos war jetzt alles Flehen um Gnade. Vergebens erinnerten sie den Kaiser, daß die Erhaltung seines Vaters Leo's Ermordung gebieterisch erfodert hätte, daß ohne ihre kühne That der Tod im glühenden Ofen das Loos Michaels gewesen wäre, und daß er selbst, statt jetzt über ein mächtiges Reich zu herrschen, wahrscheinlich in ferner Verbannung, oder gar in einem Kerker sein Leben hätte vertrauern müssen. Statt aller Antwort wandte sich Theophilus an den Präfekten, ihn mit zürnendem Blicke fragend, warum er zögere, das gesprochene Urtheil vollziehen zu lassen. Ohne Weiteres wurden nun die so schrecklich Getäuschten von Trabanten und Schergen umringt, auf den Richtplatz gemeiner Verbrecher geführt, und dort sämmtlich enthauptet. — Unstreitig hatten Leo's Mörder diesen Lohn verdient, nur hätten sie ihn nicht aus den Händen eines Sohnes des Michaels empfangen müssen.

2. Wie es scheint, wollte Theophilus alle Verbrecher, deren Genosse einst sein eigener Vater war, mit gleicher Strenge strafen. Der an Leo begangene Kaisermord war durch Hinrichtung der Mörder gesühnt; und so kam nun auch die Reihe an Euphrosyne, des Theophilus Stiefmutter. Der von dem Senat beschworne Ehecontrakt, dem noch überdies das kaiserliche Edikt gesetzliche Form und Kraft ertheilt hatte, sicherte zwar Euphrosynen, auch nach dem Tode ihres Gemahls, nicht nur den Titel einer Kaiserin, sondern auch einen besondern Palast, nebst den zu einer kaiserlichen Hofhaltung nöthigen

Summen aus der Staatskasse zu; aber über seines Vaters Contrakt und des Senats eidliche Sanktion setzte sich Theophilus ohne Bedenken hinweg. Er jagte Euphrosyne aus dem Palaste, und schickte sie, aller äußern Zeichen kaiserlicher Würde beraubt, wieder in ihr Kloster zurück.

3. Theophilus, als er den Thron bestieg, war noch unverheirathet. Um sich eine Gemahlin zu wählen, ließ er die Töchter der edelsten und ältesten Geschlechter von Constantinopel in seinem Palaste versammeln. Mit einem goldenen Apfel in der Hand schritt Theophilus langsam durch die zwei einander gegenüber stehenden Reihen blendender Schönheiten. Ikasiens Reize fesselten seine Aufmerksamkeit. Er neigte sich zu ihr hin, und stand schon im Begriffe, ihr den Preis der Schönheit und mit diesem auch sein Herz, wenn er anders eines hatte, zu überreichen, als er in der Verlegenheit einer ersten, jetzt aufkeimenden Liebe ihr nichts Besseres zu sagen wußte, als: „Fürwahr! die Frauen haben „schon zu manchem Uebel in der Welt Anlaß gegeben.“ — „Ja wohl Herr!“ erwiederte Ikasia mit Lebhaftigkeit, „aber auch zu manchem Guten.“ Diese von lebhaftem Witz zeugende Antwort mißfiel dem Kaiser. Er wendete sich von Ikasien hinweg, und gab der sanften, stillen Theodora den Apfel *). Die

*) Mehrere unter den Neuern erklären obige, aus fünf griechischen Geschichtschreibern gezogene Vermählungsweise des Theophilus geradezu für eine Fabel. Wirklich muß man auch gestehen, daß das ganze Geschichtchen so ziemlich einer Erzählung aus tausend und einer Nacht ähnlich sieht. Indessen hat es doch Gibbon in seiner Geschichte aufgenommen, und zwar aus einem der Erzählung einen großen Grad von Wahrscheinlichkeit gebenden Grunde. Un-

[illegible] war eine Nichte des eben so sehr durch [illegible] Tapferkeit und Kriegskunde ausgezeichneten, als [illegible] schon ehrenvoll bekannten Feldherrn Manuel, und eine Tochter sehr gottesfürchtiger Eltern, wovon besonders die Mutter Florine, troß der heftigen, ununterbrochen gegen die Katholiken fortwüthenden Stürme, dennoch ihre Tochter in der wahren Lehre der Kirche sorgsam erzog. Offenbar war es wieder hier Gottes über Alles waltende, erbarmende Vorsehung, welche die Wahl des Kaisers lenkte; denn wir werden in der Folge sehen, daß Theodora in der Hand der Allmacht das Werkzeug ward, der morgenländischen Kirche endlich einen dauerhaften Frieden zu geben, der Ikonoklasten ketzerischen Wahn auf immer aus dem Reiche zu verbannen, die schlechten Bischöfe zu vertreiben, und auf ihre bisher so sehr entweihten bischöflichen Stühle wieder wahre Lehrer und treue Oberhirten zu erheben. Aber auch Ikasien gereichte der Verlust eines Diadems, das gleichsam der Kaiser um ihre Schläfe zu winden schon bereit war, zum Heile. So nahe am Throne, und plötzlich durch eigene Schuld von demselben auf immer entfernt, glaubte Ikasia, daß die Welt ihr für eine verlorne Krone keine Entschädigung zu bieten habe. Sie entsagte also allen irdischen Hoffnungen, baute mehrere Klöster, nahm in einem derselben endlich selbst den Schleier, und

---

ter den Russen nämlich, die bekanntlich von den Griechen die christliche Religion, und mit dieser manche griechische Sitte angenommen, hatte bei der Vermählung eines Czars bis gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts dieselbe Einrichtung statt, die uns auch noch überdieß so ganz in dem Charakter des, selbst in die innersten und heiligsten Familienverhältnisse willkührlich eingreifenden orientalischen Despotismus zu liegen scheint.

führte nach dem Zeugniß griechischer kirchlicher Schriftsteller bis an ihr Ende ein erbauliches, wahrhaft heiligmäßiges Leben. Daß es ihr an Geist und einem wissenschaftlich gebildeten Verstande nicht fehlte, beweisen ihre hinterlassenen, theils in Prosa theils in Versen verfertigten Schriften, in denen die reinste Liebe zu Gott, gänzliche Selbstentäußerung, und völlige Verachtung alles Zeitlichen aus jeder Zeile hervorathmen.

4. Gleich im Anfange des zweiten Jahres der Regierung des Theophilus brach der, nur mit kurzen Unterbrechungen das ganze Leben dieses Kaisers hindurch fortdauernde Krieg mit den Sarazenen aus. Aber schon der erste Feldzug brachte dem Theophilus keine Lorbeeren. Um nicht zwischen zwei Armeen eingeschlossen zu werden, ward er zum Rückzug gezwungen, beinahe unter seinen Augen eine der stärksten Grenzfestungen von den Sarazenen erobert, der größte Theil von Kleinasien schreckbar verheert, und endlich des Kaisers Flotte bei der nahe an der Küste liegenden Insel Thasos so gänzlich geschlagen, daß auch nicht ein einziges Fahrzeug entkam. Alle Schiffe wurden entweder vom Feinde genommen oder in Grund gebohrt. Auf dem Lande wie auf dem Meere spielten jetzt die Sarazenen den Meister. In Asien eroberten sie dreißig Städte und feste Schlösser, und auf dem Meere wurden alle cycladischen Inseln der Reihe nach von ihnen besucht und geplündert *). — Um den durch diesen Feldzug so

*) Die Cycladen, eigentlich Kykladen (daher so genannt, weil sie in einem Kreise um Delos herumlagen), gehören zu den in dem Archipelagus auf der europäischen Seite liegenden Inseln. Sie waren damals sehr fruchtbar, gut bevölkert, und einige davon trieben starken Seehandel. Ihrer großen Fruchtbarkeit

sehr verdunkelten Ruhm der griechischen Waffen wieder herzustellen, ward ein Bruder der Kaiserin, Namens Bardas, in dem folgenden Jahre mit einem neuen Heere gegen die Sarazenen gesandt. Bardas hatte kein anderes Talent als jenes eines intriguanten, verschmitzten Höflings. Er war hart, stolz und grausam. Für die innere Administration fehlte es ihm zwar nicht an Geschicklichkeit, aber zum Feldherren taugte er nicht; denn er besaß weder Kriegskunde noch persönliche Tapferkeit, und da er noch überdieß seine Soldaten mit Stolz und ungemeiner Härte behandelte, so verlor er bald ihre Liebe und ihr Zutrauen, ward demnach überall geschlagen, sein Heer theils durch das feindliche Schwert, theils durch Hunger, Krankheit und die Menge der Ausreißer beinahe völlig vernichtet, und nach einem höchst unglücklichen Feldzug kehrte Bardas mit Schande und Schmach bedeckt nach Constantinopel zurück.

5. Der Tod des großen Al-Mamoun (833) — für das arabische Reich ein unersetzlicher Verlust — führte zwar keinen förmlichen Frieden, aber doch einen ungefähr zwei Jahre dauernden Waffenstillstand herbei. Der Nachfolger des verstorbenen Kaliphen war dessen Bruder Motasem, derselbe, an welchen Theophilus jetzt die schon im vorigen Abschnitte erwähnte lächerliche Gesandtschaft abordnete. Da diese aber keinen vernünftigen Staatszweck hatte, mithin auch keinen der zwischen den Griechen und Sarazenen im Streite liegenden Frag-

wegen ward z. B. Naros, die gröste unter den Cycladischen Inseln, gewöhnlich nur Klein-Sicilien genannt.

nkte auszugleichen vermochte, so brach auch schon
dem Jahre 836 der Krieg zwischen dem Kaiser
id dem Kaliphen wieder aus. Den kühnen, kriegs-
ındigen Feldherren Manuel an seiner Seite, setzte
h jetzt Theopbilus wieder selbst an die Spitze des
)eeres. Den Kern desselben bildete die tapfere, aus
nfzehn tausend Mann bestehende persische Schaar *).
'as Heer der Sarazenen war weit stärker als je-
s des Kaisers; aber dennoch ging Theophilus, fest
itschlossen durch eine Hauptschlacht das Schicksal
s ganzen Feldzuges zu entscheiden, dem Feinde
hn entgegen. Sobald beide Heere sich einander
Gesicht bekamen, begann auch die Schlacht. Sie
ıuerte von frühe Morgens bis gegen sechs Uhr
s Abends, wo die Griechen anfingen, zuerst zu
eichen, dann in Unordnung zu gerathen, und end-

*) Ein vornehmer Perser, Namens Babek, hatte sich zur Zeit der Regierung Michaels II. gegen den Kaliphen empört, und den unverhältnißmäßig ungleichen Kampf mit ungewöhnlicher Klugheit und Tapferkeit fünf Jahre lang bestanden. Am Ende mußte er freilich unterliegen, wollte jedoch selbst durch gütlichen Vergleich sich dem Kaliphen nicht mehr unterwerfen, sondern zog sich mit der noch aus sieben tausend Mann bestehenden Trümmern seines Heeres anf das griechische Gebiet zurück. Aus Sinope, einer in Paphlagonien gelegenen Stadt, schrieb er an den Kaiser, und bot ihm seine und der Seinigen Dienste an. Teeophilus war so klug, das Anerbieten anzunehmen, und bildete aus diesen Persern eine, unter ihrem bisherigen Anführer Babek nach persischer Weise gekleidete, bewaffnete und organisirte Schaar, die durch neue Ankömmlinge aus Persien auch jedes Jahr neuen Zuwachs erhielt, jetzt schon aus fünfzehen tausend Mann bestand, und gegen das Ende der Regierung des Theophilus bis auf dreisig tausend Mann angewachsen war.

lich in großer Verwirrung davon zu fliehen. Nur der Kaiser wollte das Schlachtfeld nicht verlassen. Um seine Person hatte er blos noch seine Leibwache nebst zwei tausend Persern, und mit diesem kleinen, aber tapfern Haufen warf er sich dem eindringenden Feinde entgegen. Sarazenen und Griechen thaten jetzt Wunder der Tapferkeit, jene, um den Kaiser in ihre Gewalt zu bekommen, diese, um ihn gegen Gefangenschaft zu schützen. Am Ende hätte Theophilus dennoch unterliegen müssen. Aber begünstigt durch die Dunkelheit der indessen eingebrochenen Nacht, brachen die persischen Schwerter ihm endlich eine Bahn, und Theophilus zog sich auf einen nahe gelegenen, seiner kleinen Schaar eine bessere Position darbietenden Hügel zurück. Indessen dauerte es nicht lange, so standen auch schon die Sarazenen wieder am Fuße der Anhöhe. Auf Befehl des Theophilus, ihres Anführers, erhoben die Perser jetzt plötzlich ein wildes Freudengeschrei, stießen in alle ihre Trompeten und Hörner und ließen ihre jubelnden Stimmen weit umher erschallen. Diese List gelang. Die Sarazenen glaubten, ein neues Heer sey zur Hülfe des Kaisers herbeizeeilt, und in der Furcht selbst umzingelt zu werden, zogen sie sich eiligst zurück. Ohne lange zu säumen, trat nun ebenfalls Theophilus den Rückmarsch an, und da das geschlagene Heer der Griechen sich indessen gesammelt und wieder aufgestellt hatte, so kam er nach wenigen Stunden bei demselben an, verwieß in harten Ausdrücken den Legionen ihre feige Flucht, überhäufte aber seine Leibwache und die Perser mit Lobeserhebungen und Belohnungen. Da auch die Sarazenen in der Schlacht viele Leute verloren hatten; so begnügten sie sich mit dem Ruhm, die Griechen in der Schlacht besiegt zu haben, und zogen sich nach ihren Grenzen zurück, worauf auch

Theophilus mit seinem Heere nach Constantinopel zurückging.

6. So bald die Witterung es erlaubte, eröffnete in dem folgenden Jahre Theophilus den Feldzug. Grosarmenien war jetzt der Schauplatz des Krieges, und das Glück den griechischen Waffen nun einmal wieder günstig. Bei Chasira schlug Theophilus die Sarazenen auf das Haupt. Sie erlitten eine furchtbare Niederlage. Der gröste Theil ihres Heeres blieb auf dem Platz, und fünf und zwanzig tausend Gefangene waren die Trophäen, mit welchen der Kaiser siegprangend nach Constantinopel zurückkehrte. Im Triumphe zog er in seine Hauptstadt ein, gab hierauf Spiele der Rennbahn, und in die Farbe der Faktion der Blauen gekleidet, schloß er sich ebenfalls den Wagenführern an. Natürlicher Weise mußte der Wagen, den kaiserliche Hände lenkten, auch den Preis erhalten, und mit diesem zweiten Siege zufrieden, schauete nun Theophilus von seinem Throne herab den übrigen Spielen zu. Einer der gefangenen Sarazenen, ein Mann von ansehnlicher Gestalt und starkem Körperbau, erschien jetzt auf Befehl des Kaisers in dem Cirkus. Mit ganz ungewöhnlicher Geschicklichkeit wußte der Sarazen nicht nur eine, sondern selbst drei bis vier Lanzen zu schwingen, und seine ungemeine Gewandheit erhielt bald den lauten Beifall des Kaisers, wie der ganzen zahllosen Menge der Zuschauer. Nahe an dem Throne stand ein gewisser Craterus, ein Verschnittener, der aber den Palastdienst verschmähend schon frühzeitig sich in eine von den in der Hauptstadt liegenden Legionen eingereihet und durch seine Tapferkeit bis zur Würde eines Tribuns emporgeschwungen hatte. Dieser ganz allein schaute mit Verachtung auf das Spielwerk

des Sarazenen. Der Kaiser bemerkte es, und schon zürnend darüber, daß Craterus verachte, was er selbst der Bewunderung würdig halte, fragte ihn, ob er dasselbe wie dieser Sarazen zu leisten im Stande sey. „Herr!“ antwortete Craterus, „zwar „habe ich mich in diesen blos müßige Zuschauer er„götzenden, aber im Kriege ganz unbrauchbaren „Künsten nie geübt. Indessen bin ich doch über„zeugt, daß ich den prahlenden Sarazenen sammt „seinen drei oder vier Lanzen schon bei dem ersten „Gang aus dem Bügel heben werde.“ — „Nun „gut,“ erwiederte Theophilus, „so gehe und thue „wie du gesagt hast; hältst du mir aber nicht Wort, „so lasse ich dir den Kopf abschlagen.“ — Ganz gleichgültig bei dieser Rede des Kaisers, griff Craterus nach der ersten besten Lanze, schwang sich auf ein Pferd, nahm das Maas gehöriger Entfernung und rannte den Sarazenen mit dem ersten Stoß zu Boden. Theophilus erröthete nun, einer so erbärmlichen Spielerei lauten Beifall gegeben zu haben und beschenkte den Craterus nach damaliger Sitte mit einem ungemein kostbaren Unterkleid.

7. Um ihre erlittene Niederlage zu rächen, fielen die Sarazenen gleich in den ersten Tagen des wiederkehrenden Frühlings mit einem mehr als gewöhnlich zahlreichen Heere in Cappadocien ein. Als sogleich brach auch Theophilus mit seiner Armee von Constantinopel auf. Stolz auf seinen im vorigen Jahre erfochtenen Sieg, glaubte er nun schon für immer das Glück an seine Fahnen gefesselt zu haben, und obgleich an Truppenzahl weit schwächer als der Feind, rückte er doch demselben in Eilmärschen entgegen. Doch jetzt sollte Theophilus abermals die Unbeständigkeit des Kriegsglücks erfahren. Das griechische Heer ward mit großem Verlust in die Flucht

geschlagen. Nur Theophilus wollte wieder durchaus nicht fliehen. Seine Tollkühnheit führte ihn endlich mitten in das Gewühl der Schlacht. Aber jeder Rückweg war ihm auch jetzt verschlossen. Theophilus focht mit Löwenmuth, und seine Garde und seine Perser suchten sich einander an Tapferkeit zu übertreffen. Zum Glücke bemerkte Manuel, der indessen einige fliehende Heerhaufen wieder zum stehen gebracht hatte, die Abwesenheit des Kaisers. Ohne einen Augenblick zu verlieren, wählte er sogleich Einige der Tapfersten aus der ihn umgebenden prätorianischen Cohorte. "Wir müssen entweder den Kaiser retten, oder mit ihm sterben," war Manuels kurze Anrede an diese Tapfern, sprengte sodann an ihre Spitze auf die Sarazenen los, und gelangte glücklich zu dem Kaiser. "Herr!" rief er diesem zu, "folgt mir und überlasset doch den Sarazenen "nicht die Ehre, einen Kaiser zu ihrem Gefangenen "zu machen." — "Ja wohl," erwiederte Theophilus, "aber überlassen wir den Sarazenen auch nicht "den Ruhm, einen vor ihnen fliehenden Kaiser ge"sehen zu haben." — Manuel vernahm nicht mehr diese Rede; denn er hatte sein Pferd schon wieder gewendet, um mit seinem Schwert dem Kaiser den Rückweg mitten durch die Sarazenen zu sichern. Als er sich mit seiner gewöhnlichen Tapferkeit durchgeschlagen hatte, sah er zu seinem größten Erstaunen, daß Theophilus ihm nicht gefolgt war. Zum zweitenmale stürzte er also wieder unter die Feinde, und war abermals so glücklich sich bis zum Kaiser durchzuhauen. Es war jetzt die höchste Zeit, denn dem Theophilus, mit Staub und feindlichem Blute bedeckt, fingen schon an die Arme zu sinken. Ohne sich lange zu bedenken, faßte also Manuel die Zügel des kaiserlichen Pferdes, wendete es um und zog den Theophilus hinter sich her, während die braven

Prätorianer den Rücken des Kaisers deckten und den heran dringenden Feind aufhielten. — Mit Jubel und Freudengeschrei empfing das griechische Heer seinen Kaiser, den es schon todt oder gefangen geglaubt hatte; und durch Theophilus und Manuels Gegenwart mit neuem Muth beseelt, nahm es in der Nacht eine so trefflich gewählte, die rechte Flanke des Sarazenenheeres bedrohende Stellung, daß dieses nichts weiteres zu unternehmen wagte, sondern zufrieden mit der gemachten Beute und den vielen tausenden gefangenen Griechen nach Hause zog.

8. Manuel war mit Wunden bedeckt. Glücklicher Weise war jedoch keine tödtlich, und mit Hülfe der Aerzte und unter den sorgsam pflegenden Händen seiner ihn umgebenden Getreuen ward er bald wieder vollkommen hergestellt. Der Kaiser, der jetzt den Manuel bei jeder Gelegenheit öffentlich seinen Retter und Befreier nannte, wußte nicht, welche Beweise seines Wohlwollens er ihm geben sollte. Aber leider erlag Theophilus nur zu bald unter der Bürde der Dankbarkeit. Er öffnete der Verläumdung sein Ohr, und gab Befehl, dem Manuel die Augen auszustechen. Ein früher im Dienste des Manuels gestandener und nun im Palaste angestellter Beamte entdeckte noch bei Zeiten seinem ehemaligen Herrn das grausam über ihn gefällte Urtheil. Von einigen treuen Freunden begleitet verließ Manuel unverzüglich bei nächtlicher Weile seine Wohnung, kam glücklich über den Bosphorus, und entfloh nach Bagdad. Das Gerücht von Manuels Tapferkeit hatte sich in dem ganzen Orient verbreitet. Der Kaliph empfing den Helden auf eine Weise, die alle Erwartungen desselben noch weit übertraf. Die freie Ausübung seiner Religion ward ihm auf der Stelle zugesichert, und er selbst zu einer der höchsten Wür-

n des Reiches erhoben. Bald fand Manuel Ge- genheit, dem Kaliphen Beweise seiner Dankbarkeit, ie seiner Tapferkeit und Kriegskunde zu geben. ie weitschichtige, von einem griechischen Volke be- ohnte Provinz Chorasan hatte sich empört. Manuel bot sich, die Aufrührer in kurzer Zeit wieder zum ehorsam zu bringen. Mit Freude nahm der Ka- ph das Anerbieten an, und übertrug ihm den Ober- efehl über ein aus lauter Kerntruppen bestehendes eer. Aber Manuel dankte dafür, und erbat sich los die Erlaubniß, aus zehen tausend gefangenen riechen eine eigene, nach ihrer Nationalweise ge- leidete, bewaffnete und organisirte Schaar zu bil- en. Auch dies ward ihm sogleich zugestanden; und ie zehen tausend von Manuel aus der Gefangen- haft befreiten Griechen, die ohnehin schon unter den ahnen desselben so oft gedient hatten, hingen nun it unbeschreiblicher Treue an demselben, jeden Augen- lick bereit, für ihren Wohlthäter den letzten Bluts- ropfen zu vergießen. Mit einer solchen, sich selbst o großmüthig dem Heldentode weihenden Schaar onnte freilich Manuel etwas Großes unternehmen. Der Kaliph hatte ihm Eile empfohlen und erwartete it Ungeduld die Nachricht, daß Manuel in Cho- asan eingerückt sey. Aber wie erstaunte nicht Mo- asem, als der erste Kourier, welcher diese sehnlichst rwartete Nachricht nach Bagdad brachte, auch zu- leich schon die Trophäen eines vollständigen, über ie Rebellen erfochtenen Sieges zu seinen Füßen nie- erlegte. — Was Manuels Waffen so glücklich be- onnen hatten, vollendeten nun in kurzer Zeit seine Mäßigung und Menschlichkeit, so daß in wenigen Wochen ganz Chorasan nicht nur wieder unterwor- fen, sondern auch vollkommen beruhigt war.

9. Die Kürze des glorreichen Feldzuges erlaubte

dem Manuel, nun auch noch an andere, für des Kaliphen Unterthanen nicht minder wohlthätige Unternehmungen zu denken. Aus den rauhen, mit dichten Wäldern bedeckten Gebirgen von Maurenahar war eine unsägliche Menge wilder Thiere in die Ebene herabgekommen, hatte schon furchtbare Verwüstungen angerichtet und alle Straßen und Gegenden unsicher gemacht. Zur Vertilgung dieser wilden Bestien gebrauchte nun Manuel sein kleines Heer, und nach einer mehrere Wochen dauernden, und oft nicht wenig gefahrvollen Jagd war die furchtbare Landplage verschwunden, und in ganz Chorasan die Sicherheit der Wälder und Landstraßen wieder hergestellt. — — Mit neuen Lorberen geschmückt, und von dem Segen der Chorasaner begleitet, hätte Manuel jetzt füglich nach Bagdad zurückkehren können. Aber der dankbare Held wollte mehr leisten, als selbst sein Wohlthäter, der Kaliph, ihm aufgetragen hatte. Wilde, jenseits des Oxus wohnende, dem arabischen Reiche noch nicht unterworfene Völker hatten seit einiger Zeit sich öftere verheerende Einfälle in das Gebiet der Sarazenen erlaubt. Um diesen Räubereien ein Ende zu machen, schlug Manuel über den Oxus eine Brücke, setzte mit seinen zehen tausend Griechen über den Strom, drang in das Innere des feindlichen Landes, schlug die zwar tapfern aber undisciplinirten, des Krieges unkundigen türkischen Horden in allen Gefechten, unterwarf sie endlich der Herrschaft des Kaliphen, und legte hierauf diesseits des Flusses zwei starke, die Provinz Chorasan gegen alle ferneren feindlichen Einfälle deckende Grenzfestungen an. — An dem Hofe von Bagdad, wie es scheint, waren Neid und Verläumdung noch nicht so einheimisch, wie an jenem von Constantinopel. Nicht nur für den Kaliphen, auch für die Großen seines Reiches war jetzt Manuel ein Gegenstand all-

neiner Bewunderung. Motasem überhäufte ihn
t Lobeserhebungen und Gunstbezeigungen, schenkte
n sein ganzes Zutrauen, empfahl seiner Freund-
aft und Fürsorge sogar seinen ältesten Sohn und
ftigen Nachfolger auf dem Throne, und alle
razenen ehrten den treuen und edeln Christen als
e der festesten Stützen ihres Reiches.

10. Der Ruf von Manuels Thaten in Per-
n erreichte endlich auch Constantinopel, und das
ts über die Grenzen der Wahrheit hinausschwei-
de Gerücht vergrößerte sie dergestalt, daß Theo-
ilus sich schämte und es bitter bereuete, einen so
ßen Mann, dessen Thaten überall bewundert
rden, aus seinem Reiche vertrieben zu haben.
t sich mit Manuel auszusöhnen und ihn wieder
h Constantinopel zurückzuführen, bediente sich der
iser eines Mönches, Namens Zara. Mit einem
enhändigen Schreiben des Kaisers an Manuel
ßte Zara zuerst mit einer Caravane von Pil-
n nach Jerusalem ziehen und von da in einen
ttler verkleidet nach Bagdad reißen. Der schlaue
ra fand bald Gelegenheit, sich ohne Zeugen dem
anuel zu nähern. Er überreichte ihm das kaiser-
e Schreiben, und mit diesem zugleich einen in Gold
gefaßten Partikel des wahren Kreuzes Christi,
ches Theophilus als ein Zeichen seiner vollkom-
nen Aussöhnung dem Manuel sandte. Bei dem
blicke des glorreichen Zeichens der Erlösung füll-
sich die Augen des Helden mit Thränen. Dem
eimen Zuge seines Herzens vermochte Manuel
ht länger zu widerstehen. Er ließ dem Kaiser
ch den Mönch sagen, daß er seinen ihm stets
uen Unterthan bald wieder zu den Füßen seines
rones sehen würde. Unter einem gut ersonnenen
rwande begehrte und erhielt Manuel von dem

Kaliphen die Erlaubniß zu einer Reise in die entfernteren, an das griechische Gebiet angrenzenden sarazenischen Provinzen. Unter einer starken Bedeckung von Reiterei begleitete der Sohn des Kaliphen den Manuel auf dieser Reise. Der Prinz liebte ihn wie seinen zweiten Vater. Als sie den Grenzen des griechischen Reiches schon so ziemlich nahe gekommen waren, ließ Manuel die Reiterei Halt machen und ein Lager beziehen. Dem Prinzen schlug er eine Jagdparthie vor. Unter dieser Belustigung näherten sie sich immer mehr den Grenzen des griechischen Gebietes, und als sie endlich gleichsam an der Schwelle desselben standen, wandte Manuel sich plötzlich an den Prinzen, sagte ihm, daß sein geborner rechtmäßiger Herr, wie der ganze christliche Orient, seine Rückkehr verlange, und daß er, wenn er nicht seine heiligsten Pflichten verletzen wollte, diesem Rufe folgen müßte. Er umarmte hierauf den Prinzen auf das Zärtlichste, drückte ihn an seine Brust, und bat ihn, den Ausdruck seiner wärmsten Dankbarkeit für alle empfangenen Wohlthaten seinem Vater, dem Kaliphen, zu hinterbringen. Manuel gab hierauf seinem Pferde die Sporen und verschwand in wenigen Augenblicken aus den Augen des bestürzten, den Verlust eines solchen Freundes tief und schmerzhaft fühlenden Prinzen. — Manuel eilte jetzt nach Constantinopel, aber in des Kaisers Versprechungen noch kein festes Zutrauen setzend, floh er allda in die Kirche der Blackernä. Auf des Kaisers Geheiß kamen sogleich einige der angesehensten und redlichsten Männer am Hofe zu ihm in die Kirche, versicherten ihn auf das Neue der Gnade des Kaisers, und begleiteten ihn vollkommen beruhigt nach dem kaiserlichen Palast. Wirklich hielt auch Theophilus diesmal Wort. Er verbannte allen Argwohn aus seinem Herzen, empfing

den Manuel mit allen Zeichen des größten Wohlwollens, setzte ihn in alle seine vorigen Würden und Ehrenstellen wieder ein; und als bald darauf die Kaiserin ihrem Gemahl einen Knaben gebar, wählte Theophilus den Manuel sogar zum Taufpathen des neugebornen Prinzen.

11. Von allen Feldzügen des Theophilus gegen die Sarazenen war unstreitig der vom Jahre 841. der unglücklichste. Eine in dem Jahre 840. in Persien ausgebrochene, sehr weit sich verzweigende Empörung beschäftigte den Kaliphen an der östlichen Grenze seines Reichs, und er bedurfte seiner ganzen Kriegsmacht, um den immer furchtbarer werdenden Aufstand eines kühnen und unternehmenden persischen Betrügers zu unterdrücken. Die Verlegenheit des jetzt mit innern Feinden kämpfenden Kaliphen hielt Theophilus für den günstigsten Zeitpunkt, die Sarazenen zu demüthigen, und das ganze Uebergewicht seiner Macht und seiner Waffen sie fühlen zu lassen. Nach einem ungefähr ein Jahr dauernden Waffenstillstand erneuerte also jetzt Theophilus den Krieg, und brach mit einem Heere von hundert tausend Mann in Syrien ein. Da er nirgends bedeutenden Widerstand fand, verheerte er weit und breit das Land, drang bis an die Ufer des Euphrats vor, erstürmte und plünderte das reiche Samosata, und belagerte endlich Sozopatra, eine in der Provinz Commagene gelegene, an sich höchst unbedeutende Stadt, die aber die Ehre hatte, des Kaliphen Vaterstadt zu seyn *). Motasem, der zu dem Ort,

*) Der Kaliph Harun = al = Raschid ließ gewöhnlich sich auf seinen Feldzügen von allen seinen Frauen und Beischläferinnen begleiten, und so geschah es nun zufällig, daß diese wenig bekannte, in einem

an welchem einst seine erste Wiege stand, eine besondere, seinem Herzen Ehre machende Vorliebe fühlte, jedoch jetzt außer Stand war, zu ihrem Entsatz herbei zu eilen, schrieb an den griechischen Kaiser, ließ sich sogar zu Bitten herab, und bot ihm ungeheure Summen Goldes und die Freiheit einer Menge griechischer Gefangenen an, wenn er das ihm so theure Sozopatra verschonen wolle. „Bedenke," so schloß sich Motasems Brief, „daß, „wenn es Dir heute gelungen ist, mich zu überfallen, ich vielleicht morgen schon wieder im Stande „seyn werde, für jede mir zugefügte Beleidigung mich „doppelt und dreifach zu rächen." — Leider war Motasems dringendes Bitten gerade für Theophilus ein Beweggrund mehr, die Stadt zu zerstören. Er war jetzt überzeugt, daß dieses die empfindlichste Seite sey, auf welcher er den Stolz des Kalifen am schmerzhaftesten verwunden könne. Die Belagerung ward demnach nur mit noch größerer Anstrengung fortgesetzt, die Stadt bald darauf erobert, geplündert und dem Erdboden gleich gemacht. Alle Einwohner männlichen Geschlechts wurden erwürgt, oder auf der Stirne gebrandmarkt, oder auch grausam verstümmelt, und alle Frauen und Töchter aus Sozopatra wie aus der ganzen umliegenden Gegend in die Sklaverei hinweggeführt. Als eine Matrone aus dem abbassidischen Geschlecht von den Soldaten unter harter Mißhandlung hinweggeschleppt ward, rief sie in der Verzweiflung den Namen Motasem aus, und beschwur ihn, als Rächer aufzutreten, und mit dem Blute der Feinde die seinem eigenen Hause angethane Schmach zu tilgen. — Nach der Zerstörung Sozopatra's kehrte Theophilus mit

---

Winkel von Commagene gelegene Stadt Motasems Geburtsort ward.

her Beute und zahllosen Gefangenen beladen in
lzer Zufriedenheit nach Constantinopel zurück.

12. Als der Kaliph die an seiner Geburts-
dt verübten Gräuelthaten erfuhr, drang auch der
bassidischen Matrone verzweiflungsvolles Jammer-
schrei zu seinen Ohren, und in Gegenwart seines
nzen Hofes schwur er bei dem Barte des Prophe-
n, an dem unmenschlichen, unerbittlichen Feinde
ispiellose Rache zu nehmen. Furchtbar waren
mnach jetzt die Zurüstungen in allen sarazenischen
rovinzen. Um den Schwur des Kaliphen zu er-
llen, sollten alle Streitkräfte des ungeheuern Rei-
es sich vereinigen. Selbst aus dem Innern Afri-
's mußten Hülfsvölker herbeieilen, und noch nie
tte Arabien ein so zahlloses Heer unter seines
ropheten schwarzer Fahne versammelt gesehen.
a der Kaliph die erlittene Schmach durch ähnliche
chmach tilgen wollte, so ward nun auch Armo-
um, die Geburtsstadt des Vaters des Theophilus,
thin der Stammsitz des jetzt regierenden Kaiser-
uses, zum strategischen Objekt des mörderischen
ldzuges gemacht, und der Name Armorium auf
len Schilden der Sarazenen eingegraben *). Gleich

*) Armorium war in den ältesten Zeiten eine so unbe-
deutende Stadt, daß, wie es scheint, selbst die besten
der älteren Geographen sie nicht kannten, wenigstens
ihrer nicht erwähnten. Erst in dem sechsten Jahr-
hundert ward sie der Sitz eines Bischofs. Aber desto
schneller und blühender erhob sie sich unter Michael
des Stammlers Regierung. Sie wurde nun um vie-
les vergrößert, mit einer Menge sich hervorhebender
Gebäude, öffentlichen Bädern, Springbrunnen, Porti-
ken und den herrlichsten Denkmälern geschmückt, er-
hielt viele Freiheiten und Privilegien, ward dadurch
in kurzer Zeit die bevölkertste und reichste Stadt von

eben so vielen schwarzen, verderbenschwangern Gewitterwolken drang das Heer in drei Colonnen, die mittlere von dem Kaliphen selbst geführt, durch die Gebirgspässe, und alle Städte und Flecken, deren die Sarazenen sich unter Weges bemächtigten, wurden sogleich in Aschen- oder Schutthaufen verwandelt. Unter den Mauern von Tharsus stießen alle drei Colonnen wieder zusammen, das vereinte zahllose Heer *), dessen Vortrab der Sohn des Kaliphen führte, zog nun längs der Hauptstraße von Constantinopel auf Armorium zu.

13. Aber auch Theophilus war indessen von Constantinopel aufgebrochen, und da er den feindlichen Operationsplan leicht errathen konnte, mit seinem Heere nach Doryläum, drei Tagreisen von Armorium, marschirt. Man rieth dem Kaiser, Armorium zu räumen, die Einwohner sammt ihrer Habe hinwegzuführen, sie in Sicherheit zu bringen, und dann die Steine und menschenleeren Gebäude der eiteln Rache des Feindes zu überlassen. Theophilus verschmähte jedoch diesen Rath. Er glaubte den Ruhm seiner kriegerischen Thaten verdunkelt, wenn er jetzt sich nicht stark genug fühlen sollte, in Schlacht und Belagerung der Beschützer und Retter seiner Vaterstadt zu seyn. Indessen that Theophilus alles, was Klugheit und Erfahrung ihm geboten, um seine Geburtsstadt in Stand zu setzen,

---

ganz Kleinasien, und stand mit Constantinopel, der Hauptstadt des Reichs, beinahe in gleichem Ansehen.

*) Nach einer jedoch höchst wahrscheinlich sehr übertriebenen Angabe soll die Reiterei des Kaliphen aus hundertunddreißigtausend Pferden bestanden, und die Unkosten blos der Zurüstungen zu diesem Feldzug sich auf hunderttausend Pfund Gold belaufen haben.

allen Stürmen und Drangsalen einer lang währenden Belagerung zu trotzen. Er sorgte für hinreichenden Vorrath an Lebensmitteln und allen übrigen Bedürfnissen, ließ das ohnehin schon feste Armorium durch neue, in aller Eile errichtete Werke noch mehr befestigen, warf eine zahlreiche, unter seinen Kerntruppen gewählte Besatzung hinein, ernannte den Comes Aetius, einen der tapfersten seiner Feldherren, zum Befehlshaber der Stadt, und gab ihm den edeln, nicht minder tapfern und entschlossenen Craterus zum Gefährten seiner Thaten.

14. Motasem war des Krieges zu kundig, um im Angesicht eines feindlichen Heeres, das, wie er wußte, im Anzuge gegen ihn war, die Belagerung einer stark befestigten, mit Allem bis zum Ueberfluß versehenen Stadt zu unternehmen. Er beschloß also dem griechischen Heere entgegen zu gehen und erst dann, wenn er dieses in einer entscheidenden Schlacht würde vernichtet haben, auch Armorium, dessen Eroberung das Ziel seiner glühendsten Wünsche war, zu belagern. Bei Dazymene auf Phrygiens Grenze stießen beide Heere auf einander. Von einer Anhöhe herab, welche das Lager der Sarazenen beherrschte, konnte Theophilus sich jetzt überzeugen, daß das feindliche Heer ihm an Streitkräften weit überlegen sey. Manuel und Theophobus brachten daher in dem noch an demselben Abend gehaltenen Kriegsrath einen nächtlichen Angriff in Vorschlag. Aber der Kaiser verwarf denselben, weil, wie er sagte, die Nacht den Feigen, indem sie ihm Straflosigkeit zusichere, nur noch feiger mache, und den Muth des Tapfern und Ruhmbegierigen, dessen Thaten sie in Dunkelheit hülle, eben daher um vieles schwächen müsse *). —

*) Diese Gründe, die eben so viel Wahres als Schein=

Vor Tagesanbruch stellten beide Heere sich in Schlachtordnung, und mit Aufgang der Sonne begann auch die Schlacht. Nicht unbemerkt verdient es gelassen zu werden, daß in dieser blutigen Schlacht es auf keiner Seite die Nationaltruppen, sondern stets fremde Schwerter waren, welche den wechselnden Erfolg herbeiführten. Nicht die Griechen, sondern die Perser zwangen durch ihren wüthenden Angriff das Centrum des Sarazenenheeres zum Weichen, und als nun Theophilus, um den errungenen Vortheil zu verfolgen, die griechische Reiterei in dichten Massen anrücken ließ, waren es wieder nicht die Sarazenen, sondern die auf den Flügeln stehenden zehntausend türkischen Bogenschützen, welche zu rechter Zeit eine Schwenkung rechts und links machten, die Griechen in die Mitte nahmen, und durch einen mörderischen Hagel von Pfeilen, von denen keiner seine tödtliche Wirkung verfehlte, sie in die Flucht trieben *). Wie gewöhnlich wollte Theophilus auch

bares für sich haben, konnten wirklich selbst einen Manuel oder Theophobus getäuscht haben; ungleich wichtiger und entscheidender waren jedoch jene, welche man hier für ein nächtliches Gefecht hätte anführen können, und worüber wir uns nachher noch ein Wort erlauben werden.

*) Diese in des Kaliphen Sold stehenden Türken waren eine ungemein starke und kräftige Menschenart. Die Pfeile, deren sie sich bedienten, hatten beinahe die Länge und Schwere eines Wurfspießes, und da sie dieselben in dieser Schlacht nicht auf einzelne Individuen, sondern auf ganze Massen abschossen, so brachte auch jeder derselben Tod und Verderben in die feindlichen Reihen. Schwadronweis stürzten Mann und Roß zusammen, und kaum daß das dichteste und beste Schild, selbst von dem kräftigsten Arm getragen, gegen diese mörderische Waffe zu schützen vermochte.

jetzt wieder nicht von dem Schlachtfelde weichen. Das Wort Flucht war seinem Ohr ein unerträglicher Mißton. Mit seiner Garde und einigen tausend Persern setzte er also den ungleichen Kampf fort, ward aber bald von Türken umringt, und hätte unter ihrem mörderischen Geschoß sammt seiner ganzen Schaar erliegen müssen, wäre ihm nicht ein plötzlich sich stromweise ergießender, die türkischen Bogensehnen völlig erschlaffender und abspannender Gewitterregen zu Hülfe gekommen. Das Gefecht aus der Ferne hatte also ein Ende, und Theophilus zog sich in sein Lager zurück. Leider fand er dieses völlig öde. Das griechische Heer war noch auf der Flucht begriffen, und erst zu Dorpläum, wo es sich auf das Neue aufstellte, fing es wieder an Athem zu schöpfen. Ohne es zu wissen, befand sich jetzt der Kaiser in einer ungleich größern Gefahr, als selbst mitten unter dem türkischen Pfeilregen. Aber Manuel, der in der Schlacht nicht von der Seite des Kaisers gewichen, war es auch jetzt wieder, dem Theophilus nun zum zweiten Male Freiheit und Leben zu danken hatte. Zu Folge seiner nicht zu ermüdenden Wachsamkeit wollte nämlich Manuel eine nächtliche Ronde um das Lager machen; aber kaum hatte er dieselbe angetreten, als er einen zahlreichen Haufen Perser bemerkte, die, um ein Wachtfeuer versammelt, in einem, wie er aus ihren Geberden schließen konnte, sehr lebhaften Gespräch begriffen waren. Manuel ahnete Verrath, näherte sich also ganz unbemerkt diesen Leuten, und hörte nun deutlich, wie sie sich miteinander beredeten, noch in dieser Nacht über den Kaiser herzufallen, sich seiner Person zu bemächtigen, und dann durch Auslieferung an den Kaliphen von diesem die Erlaubniß zu erkaufen, ungestraft in ihr Vaterland wieder zurückkehren zu dürfen. Ohne einen Augenblick zu

verlieren eilt Manuel zu dem Kaiser, meldet ihm was er gehört, und bittet ihn inständigst, ohne Verzug das Lager zu verlassen. Theophilus, dem selbst bei dem Anblick der größten Gefahr der Muth nicht entsank, wollte auch diesen Rath wieder zurückweisen. „Was wird dann,“ sagte er zu Manuel, „aus meiner braven Leibwache werden; soll „ich diese, die in keiner Schlacht mich noch verlas„sen hat, jetzt selbst verlassen?“ — „Diese,“ erwiederte Manuel, „wird Gott und ihre Tapferkeit „schützen; aber eure Pflicht ist es, jetzt für eure „eigene Erhaltung zu sorgen.“ Ohne des Kaisers Antwort abzuwarten, ließ Manuel Pferde herbeiführen. Theophilus, von seinem treuen Waffengefährten fortgerissen, schwang sich auf eines derselben und kam in Manuels Begleitung nach drei Tagen glücklich in Dorylaum an *). Aber nicht mit Jubel und Freudengeschrei, sondern stumm und mit gesenktem Blicke ward Theophilus diesmal von dem Heere empfangen. Tief fühlte dasselbe jetzt die Schmach, seinen Kaiser verlassen zu haben. Als Theophilus es musterte, fleheten die Soldaten laut zu ihm um Verzeihung; sie sagten selbst, sie seyen des Todes schuldig und unwürdig noch länger zu leben. Viele zogen sogar ihre Schwerter, setzten die Spitze davon auf die Brust und warteten nur auf einen Wink des Kaisers, um sich selbst den Tod zu geben. Theophilus ward gerührt. „Gott,“ sagte er, „hat „mir mein Leben wunderbar erhalten. Es sey ferne

*) Als die Perser die Abreise des Kaisers erfuhren, jedoch den Beweggrund zu dieser Entfernung nicht wußten und auch nicht erriethen, blieben sie ruhig, und ohne das Mindeste zu unternehmen, zogen sie vereint mit der kaiserlichen Garde am folgenden Tage dem Theophilus nach Dorylaum nach.

von mir, daß auch nur ein Einziger von Euch
etzt noch das seinige verliere.“

15. Mit seinem siegreichen Heere rückte der
alipH nun vor Armorium. Die Stadt ward von
len Seiten eingeschlossen und die Belagerung mit
r größten Thätigkeit und Anstrengung betrieben.
ine ungeheure Menge von Kriegs- und Wurfma-
inen jeder Art, Katapulten, Ballisten, Wandel-
ürme, Sturmblöcke ꝛc. waren unaufhörlich in Be-
egung, und Stürme folgten auf Stürme; denn
bei der Stärke des Belagerungsheeres die Stür-
enden von Stunde zu Stunde wieder abgelößt wer-
n konnten; so hoffte Motasem durch die vielen
ederholten Angriffe die Belagerten endlich zu er-
iden, ihre Kräfte völlig zu erschöpfen. Theophilus,
: sich zu schwach fühlte, die Stadt zu entsetzen,
ß sich nun ebenfalls zu Bitten herab. Er sandte
geordnete in das sarazenische Lager, und bot dem
liphen große Summen an, wenn er Armorium
rschonen wollte. Eine doppelte und offenbar frucht-
e Erniedrigung; denn wie konnte Theophilus
ffen, daß, nachdem er dieselben Bitten des Ka-
hen mit Härte und Stolz zurückgewiesen hatte,
n die seinigen bei dem nicht minder stolzen Saraze-
n Gehör finden würden? Mit der größten Verachtung
urden die griechischen Abgeordneten von Motasem be-
ndelt, und auf seinen Befehl in Fesseln geschlagen.
Von der Rache,“ sprach der Kaliph, „die ich neh-
nen werde, sollen sie Zeugen seyn, um nachher
hrem Herrn desto umständlicher Bericht darüber
rstatten zu können.“ — Aber beinahe wären die
iechischen Abgeordneten nicht Zeugen der Rache
s Kaliphen, sondern nur Zeugen seiner und sei-
s Heeres Schande geworden. Unter dem Ober-
ehl eines Aetius, von tapfern und kriegskundi-

gen Offizieren geführt und durch deren Beispiel im-
mer neu belebt, leistete die Besatzung mehr als hel-
denmäßigen Widerstand. Ihr Muth entflammte
auch jenen der Bürger, und mit den Truppen ver-
eint, wetteiferten nun auch diese mit der Besatzung
an Tapferkeit und standhafter Ertragung aller mit
einer so harten Belagerung verbundenen Drangsale
und Mühseligkeiten. Ungeschreckt durch die Pfeile
der türkischen Bogenschützen, standen sie Tag und
Nacht auf den Mauern, schlugen alle Stürme der
Sarazenen tapfer zurück, machten öftere nächtliche
Ausfälle, verbrannten die Kriegsmaschinen der Be-
lagerer, urd zerstörten wieder die von denselben bei
Tage errichteten Schanzwerke. Beinahe zwei Mo-
nate (56 Tage) hatte die Belagerung gedauert, und
die Standhaftigkeit des Aetius, die Tapferkeit der
Besatzung und der Muth der Bürger trotzten noch
immer allen Anstrengungen der Belagerer. Zudem
hörte man im Lager der Sarazenen schon ein stilles
Murren über die unerträglichen Mühseligkeiten ei-
ner so lange dauernden fruchtlosen Belagerung.
Gram und Aerger über fehlgeschlagene Hoffnung
zeigten sich jetzt sogar auf dem Gesichte des Kali-
phen, und seine Soldaten, Sarazenen wie Türken,
fingen ebenfalls schon an, immer mehr und mehr
ihren Muth zu verlieren, und je tiefer dieser sank,
je höher stieg ihre Ueberzeugung von der Unmög-
lichkeit der Eroberung Armoriums. Ganz gewiß
hätte der Kaliph, nachdem siebzig tausend sei-
ner Sarazenen unter den Mauern Armoriums ge-
fallen waren, in wenigen Tagen die Belagerung
aufheben müssen, wäre ihm nicht gerade in dem
Momente, wo sein bisheriges ununterbrochenes
Kriegsglück *) seinen Wendepunkt erreicht zu haben

*) In acht Schlachten war Motasem bisher Sieger ge-

)ien, ein der Hölle entsprungener Verräther aus
rmorium zu Hülfe gekommen. Ein Einwohner
eser Stadt, ein Bösewicht ohne Gleichen, Namens
adyzes, glaubte sich von dem Comes Aetius
leidigt, und um sich an ihm zu rächen, entdeckte
mittelst eines an einen Pfeil befestigten Zettels
m Kaliphen den schwächsten, am leichtesten zu er-
:igenden Theil der Stadtmauer, vorzüglich dadurch
nnbar, daß zwei Bildsäulen, nämlich die eines Löwen
ıd eines Ochsen, von der Hand eines berühmten
ünstlers verfertigt, diesen Ort zierten. — Mota-
n ordnete sogleich alles zu einem nächtlichen Sturm.
n die bestimmte Stunde stand sein ganzes Heer
ter den Waffen. Aber nur ein Theil desselben
ır durch die vielen, vorsätzlich angezündeten Wacht-
ıer der Besatzung der Stadt sichtbar; der andere,
i welchem auch nicht ein Licht brannte, war in
llige Dunkelheit gehüllt, und während nun der
ıliph unter dem furchtbaren Getöse einer Menge
:ompeten und Kriegshörner einen verstellten An-
iff gegen einen ganz andern Theil der Stadt
ıchte, und dadurch die ganze Besatzung und alle
waffneten Einwohner ebenfalls dahin zog, erstieg
r andere Theil ohne Geräusch und viele Mühe
: Mauer an dem von dem Verräther angegebenen
rt. In einer Stunde war Armorium in der Ge-
ılt des Kaliphen, und seine seit der Belagerung
r noch mehr erglühete Rachgier, der er jetzt einen

---

wesen. Ueberhaupt war nach dem Zeugniß arabischer Geschichtschreiber die Zahl acht in dem Leben dieses Kaliphen eine bedeutungsvolle Zahl. Er war der achte Kaliph aus dem Hause Abbas, regierte acht Jahre, acht Monate und acht Tage. Gewann acht Schlachten, ward Vater von acht Söhnen und acht Töchtern, und hinterließ bei seinem Tode acht tausend Sclaven und acht Millionen Goldstücke.

an welchem einst seine erste Wiege stand, eine besondere, seinem Herzen Ehre machende Vorliebe fühlte, jedoch jetzt außer Stand war, zu ihrem Entsatz herbei zu eilen, schrieb an den griechischen Kaiser, ließ sich sogar zu Bitten herab, und bot ihm ungeheure Summen Goldes und die Freiheit einer Menge griechischer Gefangenen an, wenn er das ihm so theure Sozopatra verschonen wolle. „Bedenke," so schloß sich Motasems Brief, „daß, „wenn es Dir heute gelungen ist, mich zu überfallen, ich vielleicht morgen schon wieder im Stande „seyn werde, für jede mir zugefügte Beleidigung mich „doppelt und dreifach zu rächen." — Leider war Motasems dringendes Bitten gerade für Theophilus ein Beweggrund mehr, die Stadt zu zerstören. Er war jetzt überzeugt, daß dieses die empfindlichste Seite sey, auf welcher er den Stolz des Kaliphen am schmerzhaftesten verwunden könne. Die Belagerung ward demnach nur mit noch größerer Anstrengung fortgesetzt, die Stadt bald darauf erobert, geplündert und dem Erdboden gleich gemacht. Alle Einwohner männlichen Geschlechts wurden erwürgt, oder auf der Stirne gebrandmarkt, oder auch grausam verstümmelt, und alle Frauen und Töchter aus Sozopatra wie aus der ganzen umliegenden Gegend in die Sklaverei hinweggeführt. Als eine Matrone aus dem abbassidischen Geschlecht von den Soldaten unter harter Mißhandlung hinweggeschleppt ward, rief sie in der Verzweiflung den Namen Motasem aus, und beschwur ihn, als Rächer aufzutreten, und mit dem Blute der Feinde die seinem eigenen Hause angethane Schmach zu tilgen. — Nach der Zerstörung Sozopatra's kehrte Theophilus mit

Winkel von Commagene gelegene Stadt Motasems Geburtsort ward.

cher Beute und zahllosen Gefangenen beladen in
lzer Zufriedenheit nach Constantinopel zurück.

12. Als der Kaliph die an seiner Geburts-
idt verübten Gräuelthaten erfuhr, drang auch der
bassidischen Matrone verzweiflungsvolles Jammer-
schrei zu seinen Ohren, und in Gegenwart seines
nzen Hofes schwur er bei dem Barte des Prophe-
n, an dem unmenschlichen, unerbittlichen Feinde
ispiellose Rache zu nehmen. Furchtbar waren
mnach jetzt die Zurüstungen in allen sarazenischen
rovinzen. Um den Schwur des Kaliphen zu er-
llen, sollten alle Streitkräfte des ungeheuern Rei-
es sich vereinigen. Selbst aus dem Innern Afri-
's mußten Hülfsvölker herbeieilen, und noch nie
tte Arabien ein so zahlloses Heer unter seines
ropheten schwarzer Fahne versammelt gesehen.
a der Kaliph die erlittene Schmach durch ähnliche
chmach tilgen wollte, so ward nun auch Armo-
um, die Geburtsstadt des Vaters des Theophilus,
ithin der Stammsitz des jetzt regierenden Kaiser-
uses, zum strategischen Objekt des mörderischen
ldzuges gemacht, und der Name Armorium auf
len Schilden der Sarazenen eingegraben *). Gleich

*) Armorium war in den ältesten Zeiten eine so unbe-
deutende Stadt, daß, wie es scheint, selbst die besten
der älteren Geographen sie nicht kannten, wenigstens
ihrer nicht erwähnten. Erst in dem sechsten Jahr-
hundert ward sie der Sitz eines Bischofs. Aber desto
schneller und blühender erhob sie sich unter Michael
des Stammlers Regierung. Sie wurde nun um vie-
les vergrößert, mit einer Menge sich hervorhebender
Gebäude, öffentlichen Bädern, Springbrunnen, Porti-
ken und den herrlichsten Denkmälern geschmückt, er-
hielt viele Freiheiten und Privilegien, ward dadurch
in kurzer Zeit die bevölkertste und reichste Stadt von

raubten Einsamkeit hatten sie keine andere Gesellschaft, als die einiger muselmännischer Theologen, die täglich kamen, um ihnen die Lehren des Alcorans zu erklären, und dann jene noch ungleich gehässigere des Verräthers Badyzes, der, wie es sich bei einem solchen Menschen von selbst versteht, alsogleich ein Muselmann geworden war, und unter den glänzendsten Versprechungen nun auch diese Christen zu gleicher Treulosigkeit an Gott und seiner heiligen Kirche bereden sollte. Diesen Letztern schreckten jedoch die muthigen Bekenner gleich das erste Mal mit so drohenden Worten zurück, daß er lange nicht mehr vor ihnen zu erscheinen wagte, und die Ermahnungen der muselmännischen Doktoren wurden von ihnen gewöhnlich mit Stillschweigen und lächeln der Verachtung beantwortet.

17. Umsonst erschöpfte sich jetzt mehrere Jahre hindurch die Phantasie der Ungläubigen an Erfindung neuer Mißhandlungen, Drangsale und Leiden. Alles überwand der Heldensinn der Christen in Dem und durch Den, für welchen allein sie zu leben und nun auch sehnlichst zu sterben wünschten. Endlich war das Maas ihrer Leiden voll, und zum Lohne ihrer Standhaftigkeit sollten sie nun selbst der Krone der Märtyrer gewürdigt werden. Der Kaliph, dessen Geduld längst schon ermüdet war, befahl demnach ihren Tod. Als sie an den Tigris, den Ort ihrer Hinrichtung, geführt wurden, lief, um die Verurtheilten noch einmal zu sehen, eine Menge Sarazenenvolkes zusammen. Aber wie erstaunte dieses, als es die ruhige Haltung und freudige Zuversicht derselben sah, und sogar auf allen ihren Gesichtern, trotz der vielen und langen Leiden, dennoch die Farbe blühender Gesundheit bemerkte. Auf dem Richtplatz angekommen, begegneten sie sich

ander, wie zu einem Freudenfest eingeladen, mit
genseitiger zuvorkommender Höflichkeit. Zu dem
mes Aetius sprach Craterus, sich tief vor seinem
herigen Feldherrn beugend: „Herr! auf der Bahn
er Ehre und des Ruhms hast Du uns stets an-
eführt; sey also auch jetzt unser Führer auf dem
Wege zur Unsterblichkeit.“ — „Nicht so, edler
Craterus!“ erwiederte Aetius, „Du warst zu jeder
Zeit für uns ein ermunterndes Beispiel ausdauern-
en Muthes, wie jeder andern kriegerischen Tugend.
Dir geziemt es also, auch in diesem letzten Kampfe
ns als Muster voranzugehen.“ — Die Uebrigen
ickten sich indessen froh und freundlich die Hand,
dneten sich, jeder nach seinem Range in dem
ere, in eine Linie, und Craterus, dem Befehle
nes Feldherrn gehorchend, führte nun den heiligen
igen an. So wie einer enthauptet war, trat
ogleich der Folgende eilig und freudig hinzu. In
ler Augen strahlte himmlische Wonne und mit
on halb verklärtem Angesicht empfing jeder den
tlichen Streich. — — Der Kaliph erstaunte,
man ihm meldete, mit welcher Standhaftigkeit
d frohem Muthe die zwei und vierzig von ihm
urtheilten Christen die Todesstrafe erduldet hät-
. Er forschte nach jedem kleinen Umstande, und
s man ihm erzählte, überstieg alle seine Begriffe.
reuete ihn jetzt, solche Männer, welche die sicher-
r und festesten Stützen seines Thrones gewesen
n würden, getödtet zu haben. Er schenkte ihrem
denken eine stille Thräne; entflammte aber gleich
auf in furchtbaren Zorn gegen den gerade an-
enden Badyzes. „Dieser Verräther hier,“ sprach
zürnende Kaliph, „der ganz gewiß ein eben so
lechter Muselmann ist, als er ein schlechter Christ
ar, verdient nicht solche große Männer zu über-
ben. Man führe ihn fort und enthaupte ihn auf

„der nämlichen Stelle, an welcher jene Christen dem „Tode so großmüthig entgegen gingen.“ — Badyzes empfing nun seinen schon mehr als zehnfach verdienten Lohn, ward an den Tigris geführt und dort enthauptet. Sämmtliche Leichen der Getödteten wurden in den Fluß geworfen. Aber seit neunhundert Jahren verehrt die Kirche den Aetius, Craterus nebst deren vierzig Gefährten, als glorreiche, der Verehrung aller frommen Christen würdige, heilige Märtyrer *).

18. Tief und schmerzhaft empfand Theophilus den Ruin von Armorium und den Verlust so vieler braven, in die Gefangenschaft der Sarazenen gerathenen Officiere, unter welchen sich selbst einige Verwandte des kaiserlichen Hauses befanden. Er ordnete also abermals Gesandte an den Kaliphen und ließ ihm als Loskaufpreis der gefangenen Griechen zweitausend vierhundert Pfund Gold bieten. Mit gleicher Verachtung und gleichem Hohne wie das letztemal wurden auch jetzt wieder die griechischen Gesandten behandelt. Nachdem sie einige Tage den Sarazenen zu einem Gegenstand des Spottes und Gelächters gedient hatten, ließ Motasem sie endlich vor sich kommen. „Geht,“ sagte jetzt der Kaliph, „und meldet euerm Herrn, daß die Summe, die „er mir anbietet, bei weitem jener nicht gleich komme, „die es mir gekostet, seinen Stolz einmal recht zu

*) Wir haben uns hier einen kleinen Vorsprung in der Geschichte erlaubt. Die Prüfungszeit dieser heiligen Märtyrer in den unterirdischen Kerkern von Samarra dauerte mehrere Jahre, und erst unter dem Kaliphen Motawackel, Motasems zweiten Sohne, wurden sie in dem Jahre 848, mithin ungefähr 7 Jahre nach des Kaisers Theophilus Tode, am Tigris enthauptet.

emüthigen. Uebrigens kann ich mich gar nicht ge-
ug über die Narrheit eueres Kaisers verwundern.
Vor einigen Jahren streuete er bei jener lächerli-
hen Gesandtschaft *) Goldstücke wie Samenkörner
us, und verschwendete aus kindischer Prahlerei
enigstens hundert tausend Pfund Gold, und
etzt läßt er mir für so viele tausend gefangene
Griechen nicht mehr als zwei tausend vier hundert
Pfund bieten. Aber er soll jetzt erfahren, daß,
venn er auch für jeden Einzelnen das nämliche ge-
en wollte, was er mir für alle zusammen anbie-
et, ich ihm auch nicht einen einzigen freigeben
rde." — In seiner Verzweiflung suchte Theo-
ilus jetzt Hülfe bei dem abendländischen Kaiser,
d sandte zu diesem Zwecke den Patricier Theo-
sius nach Frankreich und Deutschland. Wahrhaf-
; ein sprechender Beweis von der Griechen großen
kunde in den innern Verhältnissen auswärtiger
taaten. Hülfe gegen die Sarazenen suchte Theo-
ilus jetzt von den Franken gerade zu einer Zeit,
diese selbst sich kaum gegen die Einfälle der
ormänner und anderer kleiner barbarischer Nationen
schützen im Stande waren. Bald unterbrach je-
ch der Tod des Patriciers die offenbar blos des
standes wegen angeknüpften Unterhandlungen, und
sparte dem fränkischen Hofe das Unangenehme
er abschlägigen Antwort. — Das Gefühl seiner
chmach und seiner Demüthigung versenkte den
heophilus in tiefe Schwermuth. Er zog sich in
en seiner Sommerpaläste zurück, konnte jedoch
durch weder sich selbst noch seinem ihm am Her-
nagenden Gram entgehen, der nun immer mehr
d mehr seine Gesundheit untergrub, alle seine

*) Nämlich die dem Leser schon bekannte Sendung des
Lecanomantes nach Bagdad.

Kräfte verzehrte, und dann schon im Anfange des Jahres 842 seinem Leben und seiner Regierung ein Ende machte *).

---

*) Theophilus hatte wirklich Ursache genug, sich zu Tode zu grämen. In seinem letzten, die Zerstörung Armoriums und Ermordung von vierzigtausend seiner Einwohner herbeiführenden Feldzuge hatte er Fehler auf Fehler gehäuft, unverzeihlich selbst einem Feldherrn, der den Krieg blos in dem Curtius oder Livius studirt hätte. Nachdem er von der Anhöhe herab das feindliche Heer recognoscirt und sich überzeugt hatte, daß dasselbe um mehr als ein Drittel stärker als das seinige sey; so hätte ihm auch einfallen sollen, daß, wenn er alle seine Streitkräfte gegen das feindliche Centrum hinzog, er nothwendig auf beiden Seiten sehr stark überflügelt werden müßte, und daß er, wenn es ihm auch gelänge, dieses Centrum zu durchbrechen, wie es wirklich geschah, dennoch unwiederbringlich verloren wäre, wenn nicht anders, was jedoch nicht anzunehmen war, der Kaliph und dessen auf den Flügeln commandirenden Unterfeldherren sammt und sonders plötzlich den Kopf verloren hätten. Da die Hauptstärke des Sarazenenheeres in den zehn bis zwölf tausend türkischen Bogenschützen bestand, so mußte Theophilus unbedingt den von seinen zwei besten Feldherren, dem Manuel und Theophobus gemachten Vorschlag eines nächtlichen Angriffes annehmen. Bei der Dunkelheit der Nacht hatten die Bogenschützen kein bestimmtes Objekt, worauf sie zielen konnten; nur auf geradewohl hätten sie ihre Pfeile abschießen müssen, bisweilen vielleicht selbst auf ihre eigenen Schaaren. Bei einem nächtlichen Ueberfall verschwand auch die Besorgniß überflügelt zu werden; denn der überfallene, plötzlich angegriffene Theil hat nicht mehr Zeit, sich in eine förmliche Schlachtordnung zu stellen; nur in größter Eile kann er in den noch nicht angegriffenen Quartieren Massen bilden, und mit diesen dem eindringenden Feinde, wo er ihn findet, entgegen rücken. Die von Theophilus gegen einen nächtlichen Ueberfall angeführten Gründe wa-

ren unter den gegenwärtigen Umständen ohne alle Bedeutung; im äußersten Falle theilten den daraus entspringenden Nachtheil ja auch die Sarazenen; denn gewiß gab es unter ihnen ebenfalls Feige und Ruhmgierige, auf welche jene Gründe anwendbar waren. Zudem ist der angreifende, überfallende Theil stets muthvoller, als der angegriffene und überfallene. — Noch unbegreiflicher ist Theophilus Benehmen nach verlorner Schlacht. Mit ruhig im Schoße liegenden Händen bleibt er zwei Monate bei Doryläum stehen, während die Besatzung von Armorium Wunder der Tapferkeit verrichtet, und unter den Mauern der Stadt viele tausend Sarazenen ihr Grab finden. Das griechische Heer war zwar geflohen, hatte aber laute Reue über seine Flucht bezeiget und des Kaisers großmüthige Verzeihung es auf das Neue belebt. Mit Grund war also vorauszusehen, daß dieses Heer, wenn es auch nicht mehr als Gewöhnliches leisten, doch wenigstens seine Schuldigkeit thun würde. Fing also Theophilus, statt den Feldzug für geschlossen zu halten, auf das Neue zu operiren an; so waren zwei Fälle gedenkbar. Die Sarazenen waren entweder unklug genug, in ihren weit ausgedehnten, die Stadt umschließenden Linien den Angriff der Griechen zu erwarten, oder sie hoben die Belagerung auf, ließen nur ein Observationscorps vor der Stadt und gingen dem Kaiser entgegen. In dem ersten Falle waren sie geschlagen, sobald man sie angriff, und zwar weil, seit dem auf der Welt Krieg geführt wird, noch jedes Heer in ähnlich fehlerhafter Stellung geschlagen ward. In dem andern Falle durfte Theophilus wegen einer zweiten Schlacht keine Besorgnisse haben. Durch ihren großen Verlust vor der Stadt waren die Sarazenen schon um vieles schwächer, und nun wurden sie es noch mehr durch Detaschirung eines sehr bedeutenden, eine große mit tapfern und von kriegskundigen Officieren geführten Truppen gefüllte Stadt im Respekt erhaltenden Corps. Wahrscheinlich würden die numerischen Kräfte auf beiden Seiten gleich gewesen seyn; wären sie es aber auch nicht gewesen, so hing es von Theophilus, wenn er auch nur einen Gran militärischer Intelligenz besaß, immer

noch ab, durch einen geschickt geführten Positionskrieg eine Hauptschlacht zu vermeiden, durch zweckmäßige Manövres in die Flanken und den Rücken des feindlichen Heeres dasselbe unaufhörlich zu bedrohen, zu beunruhigen, die Zufuhren ihm abzuschneiden, einzelne Partheien aufzuheben, und durch ununterbrochene kleine Gefechte es immer mehr zu schwächen und zu ermüden. Die Jahrszeit wäre darüber verstrichen; besonders da die asiatischen Völker ihre Feldzüge gewöhnlich frühe zu schließen pflegten; und welche noch andere mögliche glückliche Zufälle hätte ihm alsdann der Rückzug eines geschwächten, ermüdeten und entmuthigten Heeres noch darbieten können? Aber von allem diesem that der griechische Kaiser nichts, vielleicht daß ihm selbst nicht einmal ein Gedanke davon in den Kopf kam. Kurz, Theopilus war blos ein wackerer gemeiner Reitersmann, dessen ganze niedere und höhere Taktik einzig und allein in der Stärke seiner Faust bestand. Ueberhaupt erblickt das unbefangene Auge in diesem Menschen nichts als einen methodisch geformten Despoten, der nur, was man ja auch sogar bei einem völlig Rasenden findet, bisweilen lichtvolle Intervalle hatte, übrigens aber stets das Wesen jeder Tugend, mit der er geschmückt erscheinen wollte, blos in seinem leidenschaftlich despotischen Sinn auffaßte, und daher sie nur gar zu oft selbst noch zur Genossin seiner Thorheit und Ungerechtigkeit machte. Offenbar besteht bei manchem Geschichtschreiber Theophilus ganzes Verdienst, das ihm freilich vor solchen Richtern keinen kleinen Werth ertheilt, blos darin, daß er die Verehrung der Heiligen verwarf, ihre zur Erweckung größerer Andacht unsere Kirchen zierenden Bilder überall mit der Wuth eines Bedlamiten zerstörte, und alle diejenigen grausam verfolgte, quälte und marterte, welche der schon seit so vielen Jahrhunderten in der allgemeinen, über den ganzen Erdkreis verbreiteten Kirche bestehenden Lehre treu blieben, und ihr Gewissen wie ihre Ueberzeugung nicht als einen, ihnen von ihrem tollen Despoten nach Willkühr verliehenen Temporär-Besitz betrachten wollten.

XI.

1. Geschichte des Theophobus *). — — Ein merkwürdiges Beispiel der Wandelbarkeit des Glückes, wie der Launen des Schicksales gibt uns die Lebensgeschichte dieses außerordentlichen, schon von der Natur so sehr ausgezeichneten, und endlich in der Blüthe seines männlichen Alters dem Argwohn eines elenden Tyrannen so grausam hingeopferten Prinzen. Theophobus war der letzte Sprößling des uralten königlichen Hauses der Artaxerxes. Nur mit dem größten Widerwillen ertrugen die Perser die Herrschaft der Sarazenen. — Dieses schmähliche Joch zu zerbrechen, hatten sie schon mehrere, obgleich stets fruchtlose Versuche gemacht, jedoch ihr Loos dadurch nur verschlimmert, den Argwohn der Kaliphen geweckt und deren Zutrauen gänzlich verloren. Die königliche Abkunft des Vaters des Theophobus machte denselben den Sarazenen doppelt verdächtig. Sein Leben schwebte in steter Gefahr, und um den wiederholten geheimen Nachstellungen des Kaliphen zu entgehen, verließ er sein Vaterland und floh nach Constantinopel. Leider hatte er hier nicht einen einzigen Bekannten, und noch viel weniger einen Freund. Arm und an Allem Mangel leidend, irrte er nun in den Straßen der ungeheuren Stadt, unstät und ungewiß, was er anfangen sollte, einige Tage traurig umher. Aber immer düsterer und hoffnungsloser wurden ihm jetzt Gegenwart und Zukunft und von

*) Als Beitrag und Nachtrag zu des Kaisers Theophilus Lebens- und Regierungs-Geschichte.

dem Schicksale tief gebeugt, trat er endlich gar in die Dienste einer vermögenden Gastwirthin, einer noch jungen Witwe, deren Mann erst unlängst gestorben war. Durch seinen Verstand, seinen Eifer und seine Treue ward er bald seiner neuen Herrschaft unentbehrlich, und um einen so seltenen Diener auf immer an sich und ihr Haus zu fesseln, gab ihm die Wirthin endlich ihr Herz und ihre Hand. Die Frucht dieser Ehe war Theophobus. Aber die Geburt dieses Sohnes überlebte nicht lange der Vater, denn als dieser starb, hatte jener noch nicht einmal das Knabenalter ereicht.

2. Des Vaters Flucht aus Persien war, weil die Umstände es so geboten, den Persern, die mit Wärme an ihm hingen und in ihm ihren künftigen Befreier von dem Sarazenenjoch erblickten, lange Zeit ein Geheimniß geblieben. Zwar war er ihnen unsichtbar geworden; aber sie glaubten ihn, obgleich in tiefer Verborgenheit, doch noch immer in Persien. Als sie endlich die traurige Gewißheit von dem Gegentheil davon erhielten, wollten sie sich doch noch nicht in ihren süßen Träumen stören lassen, sondern stellten, um seinen Aufenthalt zu entdecken, sowohl in allen persischen Provinzen, als auch in den benachbarten Ländern unermüdet die genauesten Nachforschungen an. Mehrere Jahre war jedoch all ihr Bemühen fruchtlos geblieben, bis endlich einige ebenfalls nach Constantinopel entflohene Perser zufällig hörten, eine ehemalige Gastwirthin von Constantinopel habe sich vor ein paar Jahren nach einem kleinen, unfern von Chalcedon gelegenen Städtchen zurückgezogen und seit dem sich öfters gerühmt, sie sey die Mutter eines persischen Prinzen. Unverzüglich reisten nun diese Perser in die ihnen angegebene Stadt, eilten zu der Mutter des Theo-

)bus, und als diese alle ihre Fragen ganz unbe-
igen und sowohl mit der Zeit als auch einer
enge nur ihnen bekannter Nebenumstände voll-
nmen übereinstimmend beantwortete, ihnen end-
) der Knabe selbst vorgestellt ward, und sie in
nem jetzt schon geistvollen Gesichte alle Familien-
ze der Artaxerxes sahen, verschwanden alle ihre
veifel und sie erklärten das Söhnchen der ehema-
en Gastwirthin für einen ächten nnd unverfälsch-
ı Sprossen ihrer alten, allen Persern noch immer
theuren Königsfamilie. Diese Entdeckung, als
ruchbar ward, erregte großes Aufsehen in der
nzen Gegend, und das Gerücht davon gelangte
)st zu den Ohren des Kaisers. Auf dem Throne
n Constantinopel saß damals Leo der Armenier.
ließ den Knaben zu sich bringen, gewann ihn
), legte ihm den Namen Theophobus bei,
d gab Befehl, ihm in dem Palaste eine seiner
hen Abkunft und künftigen Bestimmung entspre-
nde Erziehung zu geben. Er war jetzt in dem
ölften Jahre seines Alters, und sein Fleiß und
nelle Auffassungsgabe lohnte über alle Erwartung
Bemühungen seiner Lehrer. Mit einer reinen,
er Tugend offen stehenden Seele, dabei voll Ta-
it, schön, lieblich und blühend, ward der junge
)eophobus am Hofe von Allen, die ihn sahen,
ht minder geliebt. Auch Leo's Nachfolger, Mi-
ıel der Stammler, schenkte dem königlichen, jetzt
m Jüngling heranreifenden Knaben seine volle
unst, gab ihm seinen eigenen Sohn Theophilus
n Gesellschafter und ließ ihn mit diesem gemein-
aftlich erziehen. Theophilus und Theophobus
ıren ungefähr von gleichem Alter und befanden
) jetzt in jener schönen Frühlingsperiode des Le-
ıs, wo das jugendliche Herz so gerne und leicht
:bes- und Freundschaftsbündnisse schließt, und so

raubten Einsamkeit hatten sie keine andere Gesellschaft, als die einiger muselmännischer Theologen, die täglich kamen, um ihnen die Lehren des Alcorans zu erklären, und dann jene noch ungleich gehässigere des Verräthers Badyzes, der, wie es sich bei einem solchen Menschen von selbst versteht, alsogleich ein Muselmann geworden war, und unter den glänzendsten Versprechungen nun auch diese Christen zu gleicher Treulosigkeit an Gott und seiner heiligen Kirche bereden sollte. Diesen Letztern schreckten jedoch die muthigen Bekenner gleich das erste Mal mit so drohenden Worten zurück, daß er lange nicht mehr vor ihnen zu erscheinen wagte, und die Ermahnungen der muselmännischen Doktoren wurden von ihnen gewöhnlich mit Stillschweigen und Lächeln der Verachtung beantwortet.

17. Umsonst erschöpfte sich jetzt mehrere Jahre hindurch die Phantasie der Ungläubigen an Erfindung neuer Mißhandlungen, Drangsale und Leiden. Alles überwand der Heldensinn der Christen in Dem und durch Den, für welchen allein sie zu leben und nun auch sehnlichst zu sterben wünschten. Endlich war das Maas ihrer Leiden voll, und zum Lohne ihrer Standhaftigkeit sollten sie nun selbst der Krone der Märtyrer gewürdigt werden. Der Kaliph, dessen Geduld längst schon ermüdet war, befahl demnach ihren Tod. Als sie an den Tigris, den Ort ihrer Hinrichtung, geführt wurden, lief, um die Verurtheilten noch einmal zu sehen, eine Menge Sarazenenvolkes zusammen. Aber wie erstaunte dieses, als es die ruhige Haltung und freudige Zuversicht derselben sah, und sogar auf allen ihren Gesichtern, trotz der vielen und langen Leiden, dennoch die Farbe blühender Gesundheit bemerkte. Auf dem Richtplatz angekommen, begegneten sie sich

einander, wie zu einem Freudenfest eingeladen, mit gegenseitiger zuvorkommender Höflichkeit. Zu dem Comes Aetius sprach Craterus, sich tief vor seinem bisherigen Feldherrn beugend: „Herr! auf der Bahn „der Ehre und des Ruhms hast Du uns stets an„geführt; sey also auch jetzt unser Führer auf dem „Wege zur Unsterblichkeit.“ — „Nicht so, edler „Craterus!“ erwiederte Aetius, „Du warst zu jeder „Zeit für uns ein ermunterndes Beispiel ausdauern„den Muthes, wie jeder andern kriegerischen Tugend. „Dir geziemt es also, auch in diesem letzten Kampfe „uns als Muster voranzugehen.“ — Die Uebrigen drückten sich indessen froh und freundlich die Hand, ordneten sich, jeder nach seinem Range in dem Heere, in eine Linie, und Craterus, dem Befehle seines Feldherrn gehorchend, führte nun den heiligen Reigen an. So wie einer enthauptet war, trat alsogleich der Folgende eilig und freudig hinzu. In Aller Augen strahlte himmlische Wonne und mit schon halb verklärtem Angesicht empfing jeder den tödtlichen Streich. — — Der Kaliph erstaunte, als man ihm meldete, mit welcher Standhaftigkeit und frohem Muthe die zwei und vierzig von ihm verurtheilten Christen die Todesstrafe erduldet hätten. Er forschte nach jedem kleinen Umstande, und was man ihm erzählte, überstieg alle seine Begriffe. Es reuete ihn jetzt, solche Männer, welche die sichersten und festesten Stützen seines Thrones gewesen seyn würden, getödtet zu haben. Er schenkte ihrem Andenken eine stille Thräne; entflammte aber gleich darauf in furchtbaren Zorn gegen den gerade anwesenden Badyzes. „Dieser Verräther hier,“ sprach der zürnende Kaliph, „der ganz gewiß ein eben so „schlechter Muselmann ist, als er ein schlechter Christ „war, verdient nicht solche große Männer zu über„leben. Man führe ihn fort und enthaupte ihn auf

„der nämlichen Stelle, an welcher jene Christen dem „Tode so großmüthig entgegen gingen.“ — Badyzes empfing nun seinen schon mehr als zehnfach verdienten Lohn, ward an den Tigris geführt und dort enthauptet. Sämmtliche Leichen der Getödteten wurden in den Fluß geworfen. Aber seit neunhundert Jahren verehrt die Kirche den Aetius, Craterus nebst deren vierzig Gefährten, als glorreiche, der Verehrung aller frommen Christen würdige, heilige Märtyrer *).

18. Tief und schmerzhaft empfand Theophilus den Ruin von Armorium und den Verlust so vieler braven, in die Gefangenschaft der Sarazenen gerathenen Officiere, unter welchen sich selbst einige Verwandte des kaiserlichen Hauses befanden. Er ordnete also abermals Gesandte an den Kaliphen und ließ ihm als Loskaufpreis der gefangenen Griechen zweitausend vierhundert Pfund Gold bieten. Mit gleicher Verachtung und gleichem Hohne wie das letztemal wurden auch jetzt wieder die griechischen Gesandten behandelt. Nachdem sie einige Tage den Sarazenen zu einem Gegenstand des Spottes und Gelächters gedient hatten, ließ Motasem sie endlich vor sich kommen. „Geht,“ sagte jetzt der Kaliph, „und meldet euerm Herrn, daß die Summe, die „er mir anbietet, bei weitem jener nicht gleich kommt, „die es mir gekostet, seinen Stolz einmal recht zu

*) Wir haben uns hier einen kleinen Vorsprung in der Geschichte erlaubt. Die Prüfungszeit dieser heiligen Märtyrer in den unterirdischen Kerkern von Samara dauerte mehrere Jahre, und erst unter dem Kaliphen Motawackel, Motasems zweiten Sohne, wurden sie in dem Jahre 848, mithin ungefähr 7 Jahre nach des Kaisers Theophilus Tode, am Tigris enthauptet.

müthigen. Uebrigens kann ich mich gar nicht ge-
ıg über die Narrheit eueres Kaisers verwundern.
ior einigen Jahren streuete er bei jener lächerli-
en Gesandtschaft *) Goldstücke wie Samenkörner
ıs, und verschwendete aus kindischer Prahlerei
ıenigstens hundert tausend Pfund Gold, und
ßt läßt er mir für so viele tausend gefangene
)riechen nicht mehr als zwei tausend vier hundert
)fund bieten. Aber er soll jetzt erfahren, daß,
ıenn er auch für jeden Einzelnen das nämliche ge-
en wollte, was er mir für alle zusammen anbie-
t, ich ihm auch nicht einen einzigen freigeben
rde." — In seiner Verzweiflung suchte Theo-
lus jetzt Hülfe bei dem abendländischen Kaiser,
ↄ sandte zu diesem Zwecke den Patricier Theo-
ius nach Frankreich und Deutschland. Wahrhaf-
ein sprechender Beweis von der Griechen großen
ıkunde in den innern Verhältnissen auswärtiger
:aaten. Hülfe gegen die Sarazenen suchte Theo-
ilus jetzt von den Franken gerade zu einer Zeit,
diese selbst sich kaum gegen die Einfälle der
)rmänner und anderer kleiner barbarischer Nationen
schützen im Stande waren. Bald unterbrach je-
h der Tod des Patriciers die offenbar blos des
standes wegen angeknüpften Unterhandlungen, und
parte dem fränkischen Hofe das Unangenehme
er abschlägigen Antwort. — Das Gefühl seiner
hmach und seiner Demüthigung versenkte den
ıeophilus in tiefe Schwermuth. Er zog sich in
en seiner Sommerpaläste zurück, konnte jedoch
)urch weder sich selbst noch seinem ihm am Her-
ı nagenden Gram entgehen, der nun immer mehr
ↄ mehr seine Gesundheit untergrub, alle seine

*) Nämlich die dem Leser schon bekannte Sendung des
Lecanomantes nach Bagdad.

Kräfte verzehrte, und dann schon im Anfange des Jahres 842 seinem Leben und seiner Regierung ein Ende machte *).

---

*) Theophilus hatte wirklich Ursache genug, sich zu Tode zu grämen. In seinem letzten, die Zerstörung Armoriums und Ermordung von vierzigtausend seiner Einwohner herbeiführenden Feldzuge hatte er Fehler auf Fehler gehäuft, unverzeihlich selbst einem Feldherrn, der den Krieg blos in dem Curtius oder Livius studirt hätte. Nachdem er von der Anhöhe herab das feindliche Heer recognoscirt und sich überzeugt hatte, daß dasselbe um mehr als ein Drittel stärker als das seinige sey; so hätte ihm auch einfallen sollen, daß, wenn er alle seine Streitkräfte gegen das feindliche Centrum hinzog, er nothwendig auf beiden Seiten sehr stark überflügelt werden müßte, und daß er, wenn es ihm auch gelänge, dieses Centrum zu durchbrechen, wie es wirklich geschah, dennoch unwiederbringlich verloren wäre, wenn nicht anders, was jedoch nicht anzunehmen war, der Kaliph und dessen auf den Flügeln commandirenden Unterfeldherren sammt und sonders plötzlich den Kopf verloren hätten. Da die Hauptstärke des Sarazenenheeres in den zehn bis zwölf tausend türkischen Bogenschützen bestand, so mußte Theophilus unbedingt den von seinen zwei besten Feldherren, dem Manuel und Theophobus gemachten Vorschlag eines nächtlichen Angriffes annehmen. Bei der Dunkelheit der Nacht hatten die Bogenschützen kein bestimmtes Objekt, worauf sie zielen konnten; nur auf geradewohl hätten sie ihre Pfeile abschießen müssen, bisweilen vielleicht selbst auf ihre eigenen Schaaren. Bei einem nächtlichen Ueberfall verschwand auch die Besorgniß überflügelt zu werden; denn der überfallene, plötzlich angegriffene Theil hat nicht mehr Zeit, sich in eine förmliche Schlachtordnung zu stellen; nur in größter Eile kann er in den noch nicht angegriffenen Quartieren Massen bilden, und mit diesen dem eindringenden Feinde, wo er ihn findet, entgegen rücken. Die von Theophilus gegen einen nächtlichen Ueberfall angeführten Gründe wa-

ren unter den gegenwärtigen Umständen ohne alle Bedeutung; im äußersten Falle theilten den daraus entspringenden Nachtheil ja auch die Sarazenen; denn gewiß gab es unter ihnen ebenfalls Feige und Ruhmgierige, auf welche jene Gründe anwendbar waren. Zudem ist der angreifende, überfallende Theil stets muthvoller, als der angegriffene und überfallene. — Noch unbegreiflicher ist Theophilus Benehmen nach verlorner Schlacht. Mit ruhig im Schoße liegenden Händen bleibt er zwei Monate bei Doryläum stehen, während die Besatzung von Armorium Wunder der Tapferkeit verrichtet, und unter den Mauern der Stadt viele tausend Sarazenen ihr Grab finden. Das griechische Heer war zwar geflohen, hatte aber laute Reue über seine Flucht bezeiget und des Kaisers großmüthige Verzeihung es auf das Neue belebt. Mit Grund war also vorauszusehen, daß dieses Heer, wenn es auch nicht mehr als Gewöhnliches leisten, doch wenigstens seine Schuldigkeit thun würde. Fing also Theophilus, statt den Feldzug für geschlossen zu halten, auf das Neue zu operiren an; so waren zwei Fälle gedenkbar. Die Sarazenen waren entweder unklug genug, in ihren weit ausgedehnten, die Stadt umschließenden Linien den Angriff der Griechen zu erwarten, oder sie hoben die Belagerung auf, ließen nur ein Observationscorps vor der Stadt und gingen dem Kaiser entgegen. In dem ersten Falle waren sie geschlagen, sobald man sie angriff, und zwar weil, seit dem auf der Welt Krieg geführt wird, noch jedes Heer in ähnlich fehlerhafter Stellung geschlagen ward. In dem andern Falle durfte Theophilus wegen einer zweiten Schlacht keine Besorgnisse haben. Durch ihren großen Verlust vor der Stadt waren die Sarazenen schon um vieles schwächer, und nun wurden sie es noch mehr durch Detaschirung eines sehr bedeutenden, eine große mit tapfern und von kriegskundigen Officieren geführten Truppen gefüllte Stadt im Respekt erhaltenden Corps. Wahrscheinlich würden die numerischen Kräfte auf beiden Seiten gleich gewesen seyn; wären sie es aber auch nicht gewesen, so hing es von Theophilus, wenn er auch nur einen Gran militärischer Intelligenz besaß, immer

noch ab, durch einen geschickt geführten Positionskrieg eine Hauptschlacht zu vermeiden, durch zweckmäßige Manövres in die Flanken und den Rücken des feindlichen Heeres dasselbe unaufhörlich zu bedrohen, zu beunruhigen, die Zufuhren ihm abzuschneiden, einzelne Parthieen aufzuheben, und durch ununterbrochene kleine Gefechte es immer mehr zu schwächen und zu ermüden. Die Jahrszeit wäre darüber verstrichen; besonders da die asiatischen Völker ihre Feldzüge gewöhnlich frühe zu schließen pflegten; und welche noch andere mögliche glückliche Zufälle hätte ihm alsdann der Rückzug eines geschwächten, ermüdeten und entmuthigten Heeres noch darbieten können? Aber von allem diesem that der griechische Kaiser nichts, vielleicht daß ihm selbst nicht einmal ein Gedanke davon in den Kopf kam. Kurz, Theopilus war blos ein wackerer gemeiner Reitersmann, dessen ganze niedere und höhere Taktik einzig und allein in der Stärke seiner Faust bestand. Ueberhaupt erblickt das unbefangene Auge in diesem Menschen nichts als einen methodisch geformten Despoten, der nur, was man ja auch sogar bei einem völlig Rasenden findet, bisweilen lichtvolle Intervalle hatte, übrigens aber stets das Wesen jeder Tugend, mit der er geschmückt erscheinen wollte, blos in seinem leidenschaftlich despotischen Sinn auffaßte, und daher sie nur gar zu oft selbst noch zur Genossin seiner Thorheit und Ungerechtigkeit machte. Offenbar besteht bei manchem Geschichtschreiber Theophilus ganzes Verdienst, das ihm freilich vor solchen Richtern keinen kleinen Werth ertheilt, blos darin, daß er die Verehrung der Heiligen verwarf, ihre zur Erweckung größerer Andacht unsere Kirchen zierenden Bilder überall mit der Wuth eines Bedlamiten zerstörte, und alle diejenigen grausam verfolgte, quälte und marterte, welche der schon seit so vielen Jahrhunderten in der allgemeinen, über den ganzen Erdkreis verbreiteten Kirche bestehenden Lehre treu blieben, und ihr Gewissen wie ihre Ueberzeugung nicht als einen, ihnen von ihrem tollen Despoten nach Willkühr verliehenen Temporär-Besitz betrachten wollten.

XI.

1. Geschichte des Theophobus *). — — Ein merkwürdiges Beispiel der Wandelbarkeit des Glückes, wie der Launen des Schicksales gibt uns die Lebensgeschichte dieses außerordentlichen, schon von der Natur so sehr ausgezeichneten, und endlich in der Blüthe seines männlichen Alters dem Argwohn eines elenden Tyrannen so grausam hingeopferten Prinzen. Theophobus war der letzte Sprößling des uralten königlichen Hauses der Artaxerxes. Nur mit dem größten Widerwillen ertrugen die Perser die Herrschaft der Sarazenen. — Dieses schmähliche Joch zu zerbrechen, hatten sie schon mehrere, obgleich stets fruchtlose Versuche gemacht, jedoch ihr Loos dadurch nur verschlimmert, den Argwohn der Kaliphen geweckt und deren Zutrauen gänzlich verloren. Die königliche Abkunft des Vaters des Theophobus machte denselben den Sarazenen doppelt verdächtig. Sein Leben schwebte in steter Gefahr, und um den wiederholten geheimen Nachstellungen des Kaliphen zu entgehen, verließ er sein Vaterland und floh nach Constantinopel. Leider hatte er hier nicht einen einzigen Bekannten, und noch viel weniger einen Freund. Arm und an Allem Mangel leidend, irrte er nun in den Straßen der ungeheuren Stadt, unstät und ungewiß, was er anfangen sollte, einige Tage traurig umher. Aber immer düsterer und hoffnungsloser wurden ihm jetzt Gegenwart und Zukunft und von

*) Als Beitrag und Nachtrag zu des Kaisers Theophilus Lebens- und Regierungs-Geschichte.

Tagen zu Stande gekommene Wahl ertheilt dem Zeugnisse des Bibliothekars Anastasius, der uns von der Heiligkeit dieses Pabstes sehr hohe Begriffe gibt, ein gewiß nicht kleines Gewicht. Paskal, der Sohn des Bonosus, war ein geborener Römer. Von seiner zartesten Kindheit an ward er dem Dienste der Kirche gewidmet, in dem Patriarchalpalaste erzogen, und in den heiligen Schriften, wie in allen seinem kirchlichen Berufe entsprechenden Wissenschaften, auf das Sorgfältigste unterrichtet. Schon in seiner frühesten Jugend zeigten sich Spuren einer seltenen Frömmigkeit. Niemand lag so emsig dem Gebete ob, als der junge Paskal; niemand übte sich so frühzeitig in allerlei Abtödtungen des Körpers, besonders im Fasten und Nachtwachen, als er. Aber sichtbar war auch mit dem Knaben wie mit dem Jüngling Paskal die Gnade des Herrn; und als er das erforderliche Alter erreicht hatte, weihete Leo III. ihn zuerst zum Subdiacon, dann zum Diacon, und endlich zum Priester. Alle Stunden seines Lebens waren jetzt ausschlieslich nur der gewissenhaftesten Erfüllung seiner priesterlichen Pflichten geweihet. Entfernt, so viel es ihm möglich war, von dem Getümmel und Geräusch der Welt, führte er ein zurückgezogenes, wahrhaft klösterliches Leben, und sein ganzer Umgang beschränkte sich blos auf fromme Mönche, und andere durch Heiligkeit oder Gelehrsamkeit ausgezeichnete Männer. Leo III., der Paskals gottergebenes Herz durchschauete, und dessen hohe Eigenschaften zu würdigen wußte, übertrug ihm daher bald darauf die Leitung des nahe bei St. Peter gelegenen Klosters zum heiligen Stephanus. Paskal war stets ein Freund der Armuth und Armen gewesen. Aber jetzt als Vorstand dieses berühmten, reich dotirten Klosters, ließ er in vollem Maße den Armen, diesen kostbaren Gliedern des

d dem kaiserlichen Hofe noch fernern Bestand zu
ben, die eingegangenen Verträge zu erneuern, ver-
iedene Mißverständnisse zu heben, und besonders
n Anmaßungen und öftern rechtswidrigen Eingrif-
n der kaiserlichen Beamten für die Zukunft so viel
s möglich zu steuern, ordnete Paskal bald darauf
n den Kaiser eine neue Gesandtschaft, an deren
pitze Theodor, Nomenclator der römischen Kirche,
nd. Paskals Legaten wurden von Ludwig auf
s Huldreichste empfangen und alle Forderungen
s Pabstes genehmigt; denn was derselbe foderte,
ruhete entweder auf frühern Verträgen, oder ge-
ichte überhaupt zum Wohl der Kirche, mithin auch
m Besten der ganzen Christenheit; und da die
ntfesselung und Erhebung der Kirche dem from-
en Ludwig eben so sehr, wie seinem großen Vater
arl, am Herzen lag; so ließ er jetzt die berühmte,
er wenigstens viel besprochene Schenkungsurkunde,
elche mit den Worten anfängt: Ego Ludovicus
c., auf dem zu derselben Zeit in Aachen gehaltenen
eichstage ausfertigen und den Legaten zustellen.
urch dieses, von dem Kaiser, seinen drei Söhnen,
hn Bischöfen, acht Aebten, fünfzehn Grafen und
dlich auch von dem Bibliothekar, dem ersten Huis-
r und obersten Thürsteher unterzeichnete Diplom
stätiget Ludwig nicht nur die von seinem Vater

---

den in der Kirche so sehr besorgten Kaiser zu unge-
meiner Zufriedenheit gedient haben wird. — —
Da das sogenannte kaiserliche Bestätigungsrecht nicht
nur den Herren Protestanten, sondern auch vielen
katholischen Geschichtschreibern, besonders den franzö-
sischen, so sehr am Herzen liegt: so werden wir über
dasselbe, über dessen Ursprung, Mißbrauch und die
vielen darüber entstandenen Mißverständnisse uns so-
gleich, nur etwas weiter unten, noch einige erläuternde
Worte erlauben.

und Großvater dem römischen Stuhle gemachten Schenkungen, sondern fügt noch neue hinzu; bestimmt in klaren, keiner Deutelei mehr unterworfenen Ausdrücken den ganzen Umfang der weltlichen Macht der Päbste, spricht hierauf die völlige Freiheit der Pabstwahlen aus, und verzichtet für sich und seine Nachfolger auf das früher von den griechischen und nachher auf das Neue von den abendländischen Kaisern lange Zeit in Anspruch genommene Bestätigungsrecht *).

4. Gegen diese Schenkungsurkunde (Donatio Lud. Pii) haben jedoch in spätern Zeiten gelehrte Kritiker, unter andern auch Pagi, sehr bedeutende Zweifel erhoben. Die wichtigsten davon sind 1. Der Kaiser schenkt dem Pabste in diesem Diplom ganz Sicilien, Sardinien und Corsica. Aber nun ist es ja doch bekannt, daß diese Inseln damals nicht den fränkischen Königen, sondern den griechischen Kaisern gehörten. Wie sollte nun Ludwig Etwas verschenkt haben, worüber er durchaus nicht zu verfügen hatte? 2. Weiset der Kaiser dem Pabste mehrere Städte und Ländereien in Calabrien, Neapel, Salerno rc. an, welche Herzogthümer doch

*) Einen Theil dieser Verordnung Ludwigs des Frommen findet man bei Gratian (Distinct. 63. c. 30.). Vollständig gab sie zuerst Sigonius heraus, aber ohne Unterschriften und äußerst fehlerhaft. Diese Fehler suchte der Cardinal Baronius nach vier in dem Vatikan vorfindlichen Handschriften, die er sorgfältig mit einander verglich, zu verbessern, und rückte die Verordnung in seinen Jahrbüchern der Kirchengeschichte ad ann. 817 ihrem ganzen Inhalt nach ein. Unter dem Namen pactum confirmationis findet man diese Urkunde auch bei Gretser, Sirmond, Baluzius, Labbeus und noch einer Menge anderer kirchlichen Geschichtschreiber und Canonisten.

nmtlich damals ebenfalls unter griechischer Herr-
aft standen. 3. Haben die Kaiser Otto der
oße und Heinrich I., als sie die von den frän-
hen Königen Pipin und Carl dem Großen dem
nischen Stuhle gemachten Schenkungen aufzählten
d bestätigten, der Schenkungen Ludwigs des
ommen auch nicht mit einer Sylbe erwähnt. 4.
ndet man bis zu Ende des eilften Jahrhunderts
gends eine Spur von dieser Urkunde, und Leo
stiensis, welcher am Ende des 11. und im An-
ng des 12. Jahrhunderts lebte, ist der erste, der
anführt und von ihr Erwähnung macht. 5.
klärt Ludwig durch diesen Akt, sowohl für sich,
seine Nachfolger, die Pabstwahlen völlig frei,
d doch finden wir, daß schon gleich nach Paskals
d die Consecration seines Nachfolgers, des Pab-
s Eugenius, in Gegenwart zweier kaiserlicher
mmissaire geschah.

5. So treffend, und bald möchten wir auch
zen, so überzeugend diese Einwendungen bei dem
ten Anblick scheinen; so müssen wir doch gestehen,
ß bei reiferm Nachdenken noch Manches und ge-
ß nicht ohne Grund sich darauf erwiedern läßt.
hne sich an einer gesunden Logik zu versündigen kann
an z. B. ad 1. bemerken, daß dadurch nicht
Unächtheit des Aktes, sondern blos eine in
ätern Zeiten durch einen solchen Zusatz gemachte
erfälschung desselben erwiesen werden könnte.
ieses Letztere möchte wohl auch daher noch eine
ößere Wahrscheinlichkeit gewinnen, weil Ludwigs
onationsakte gerade gegen das Ende des 11.
ahrhunderts wieder eine größere Publicität zu er-
lten anfing, mithin zu einer Zeit, wo die poli-
chen Verhältnisse des päbstlichen Stuhles zu den
ormännern, welche Unteritalien erobert und in den

Jahren 1060 bis 1090 nun auch Sicilien den Sarazenen entrissen hatten, gar leicht den für die Erweiterung der päbstlichen Macht eifernden Publicisten jener Zeit zu einem kleinen, und wie sie wahrscheinlich wähnten, frommen Betrug sehr lockende Veranlassungen gewesen seyn könnten. — Ueber diese Schenkung Siciliens äußert der gelehrte Jesuit Longueval in seiner Geschichte der französischen Kirche noch einen andern nicht mindere Berücksichtigung verdienenden Gedanken. Die um Italien liegenden Inseln, sagt Longueval, haben von den ältesten Zeiten an stets zu dem italiänischen Festland gehört. Auch sind sie so sehr in Italiens politischen, militärischen und mercantilischen Wirkungskreis verstrickt, und durch so mancherlei Bande an Italien geknüpft, daß wenn sie auch, auf einige Zeit davon getrennt, einer andern Macht gehörten, dieser ihr Besitz nur äußerst precär war und die Inseln früher oder später stets mit dem Hauptlande wieder vereint wurden. Wohl wäre es also möglich, fährt Longueval fort, daß Ludwig von gleicher Ansicht ausgehend, und besonders bei dem damals beinahe schon völlig erloschenen Einfluß der Griechen in die Angelegenheiten des Abendlandes, diese Länder jetzt schon auf den über Kurz oder Lang sich ergebenden Fall, und gleichsam, wie man heut zu Tage zu sagen pflegt, *eventualiter*, dem Pabste geschenkt haben könnte. — Eben so wenig vermag auch der unter Nro. 2 enthaltene Einwurf uns zu einer sehr großen Ueberzeugung von der Unächtheit dieser Urkunde zu führen. Der Kaiser konnte ja Domainengüter in jenen Provinzen haben; so wie selbst die Päbste damals schon seit undenklichen Zeiten sehr viele und sehr bedeutende Güter in Sicilien besaßen. Sollte aber auch dieses nicht der Fall gewesen seyn; so wäre es immer noch eben so wahrscheinlich als möglich, daß auch

ese Schenkung, wie jene von Sicilien, ein erst spä-
r der Urkunde beigefügter Zusatz seyn könnte, den
sdann wahrscheinlich die nämliche Hand und zu
:m nämlichen Zweck, wie jenen in Betreff Sici-
ens, gemacht haben möchte *). — Noch unbedeu-
nder scheinen uns die Einwände 3 und 4. — Daß man in
:n Schriften der dem Leo Ostiensis vorangegangenen
eiten keine Spur von Ludwigs hier in Frage lie-
:nder Urkunde findet, ist noch kein hinreichender
Beweis, daß sie völlig unbekannt war. Nicht ge-
ide alle Canonisten, Publicisten und Gelehrten ha-
:n Bücher geschrieben. Auch könnten ja leicht
chriften, in welchen von dieser Urkunde Erwäh-
ıng geschah, verloren gegangen seyn. So lange
an die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden hatte,
ar nichts leichter, als daß Schriften auf lange
eit in völlige Vergessenheit gerathen konnten. Wer-
:n nicht noch heute zu Tage oft ganz unbekannte,
ılb vermoderte, schon viele Jahrhunderte in den
rchiven tief vergrabene Urkunden wieder entdeckt

*) Wir wollen jedoch hierdurch gar nicht behaupten, daß dergleichen Verfälschungen wirklich gemacht wurden. Im Gegentheil hat Longuevals Idee für uns einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit; und wir führten die Möglichkeit einer Fälschung nur deßwegen hier an, um zu beweisen, daß der Einwurf in Betreff Siciliens, Calabriens rc. rc. noch kein hinreichender Grund sey, um die ganze Urkunde ohne weiteres zu verwerfen. — Sehr bemerkenswerth ist es indessen, daß gerade die Länder, welche Ludwig in diesem Diplom verschenkt oder verschenkt haben soll, sämmtlich am Ende des 11. Jahrhunderts päbstliche Lehen wurden, die Oberherrlichkeit des heiligen Stuhles erkannten, einen Lehenstribut leisteten, und endlich die Stadt und das Gebiet von Benevent durch Tausch oder Kauf dem päbstlichen Staate unmittelbar einverleibt wurden.

und hervorgezogen? Gewöhnlich ist es der Drang äußerer Umstände, welcher die Menschen zwingt, in das Dunkel der Archive einzudringen und es zu durchforschen, um über irgend ein Ereigniß oder einen Umstand, der jetzt gerade einer Regierung, einer Corporation oder auch bisweilen nur einer Familie von besonderm Interesse ist, wo möglich noch einige näher belehrende, mehr Licht darüber verbreitende Documente zu finden. Da das Wichtigste von Ludwigs Schenkungs- oder Bestätigungsurkunde in den dem Pabste auf das Neue geschenkten Ländern bestand; so ist es sehr begreiflich, daß, so lange diese Provinzen in griechischen und sarazenischen Händen waren, auch Ludwigs Diplom, wenig beachtet, nach und nach aus der damaligen Diplomatik ganz verschwand. Aber ein desto höheres Interesse gewann es, als alle jene Länder im 11. Jahrhundert unter die Herrschaft christlicher Normänner gekommen waren, und nun wieder zu dem christlich abendländischen Reiche gehörten. Daraus erklärt es sich nun von selbst, warum von diesem Diplom vor dem 11. Jahrhundert nur äußerst selten oder gar nie Erwähnung geschah. War dasselbe aber nun auf diese Weise den beiden Kaisern Otto und Heinrich, oder vielmehr deren Bischöfen und Räthen wirklich unbekannt, so konnten sie in ihrer Bestätigungsakte sich auch nicht darauf beziehen. Wäre es ihnen aber wirklich bekannt gewesen; so ließen sich immer noch sehr wahrscheinliche Gründe anführen, warum sie von demselben keinen Gebrauch machen wollten. Schon die große Deutlichkeit, mit welcher der Päbste weltliche Rechte und Gerechtsame darin aufgestellt sind, konnte ihnen vielleicht mißfallen haben, und in diesem, wie in jedem andern Falle, lag es um so mehr in ihrem Interesse, dasselbe ganz mit Stillschweigen zu umgehen, als sie gewiß wenig oder

gar keine Lust hatten, von den Griechen und Sarazenen die dem Pabste geschenkten Länder jetzt zu erobern, deren Revindicirung und Wiedervereinigung mit dem abendländischen Reiche ihnen jedoch darin gleichsam als eine Erbschaft von dem carolingischen Hause war übertragen worden. — Aber der allerschwächste, gar nichts sagende Einwurf ist unstreitig der unter Nro. 5. — Die von Ludwig den Römern und der römischen Kirche wieder zurückgegebene Wahlfreiheit konnte doch unmöglich so verstanden werden, daß, wenn eine Pabstwahl gestört, oder die Freiheit der Wählenden durch irgend eine äußere Gewolt beschränkt würde, oder darüber gar Spaltungen und Partheien entstehen, mithin Friede und Ordnung in der Kirche wie im Staate bedroht würden, die höchste weltliche Macht eine ganz gleichgültige müßige Zuschauerin dabei bleiben sollte. Unter solchen Umständen war es ja offenbar des Kaisers, als Schirmvogts der Kirche und höchsten weltlichen Oberhaupts der Christenheit, heiligste Pflicht, durch sein Ansehen die gestörte Ordnung wieder herzustellen, unter den streitenden Partheien die streitigen Punkte auszugleichen, oder jener, welche das Recht auf ihrer Seite hatte, die Oberhand zu verschaffen; kurz, es war in einem solchen Falle seine unerläßliche Pflicht, darüber zu wachen, daß nach der Richtschnur der Canones und dem bestehenden Herkommen gesetzlich verfahren werde. Da nun bei der Wahl Eugenius II., Paskals unmittelbaren Nachfolgers, Spaltungen entstanden, so erklärt sich auch hieraus, ohne mit den Bestimmungen der Urkunde in Widerspruch zu gerathen, die Gegenwart zweier kaiserlichen Commissäre bei der Consecration des zwar von der gesammten Geistlichkeit, jedoch nur von einem Theile des römischen Adels und Volkes gewählten Pabstes. — Daß des gelehrten Pagi Einwendun-

gen gegen die von Ludwig ausgestellte Urkunde nicht ungegründete Zweifel an der Aechtheit derselben erregen können, dies ist nicht zu leugnen. Aber um die Urkunde geradezu mit apodiktischer Gewißheit gänzlich zu verwerfen, dazu sind dieselben offenbar noch lange nicht hinreichend. Das einzige, was sie bewirken können, ist blos, daß man allenfalls das Diplom in die zweite Classe der Urkunden, nämlich in die Classe der Urkunden zweifelhafter Aechtheit setzen müßte.

6. Uebrigens bedarf der römische Hof durchaus nicht dieser Schenkung Ludwigs. Der Päbste weltliche Souverainität nebst allen daraus fließenden oder damit verbundenen Rechten, nicht blos durch langen, schon in dem grauen Alterthum gegründeten Besitz und die Gerechtigkeit ihrer Erwerbung, sondern gleichsam unmittelbar von Gott selbst geheiligt, steht auch ohne diese Urkunde unantastbar da. Ihre Herrschaft über Rom und dessen Gebiet beruhet nicht einmal auf Pipins und Carls des Großen Schenkung; denn bevor noch das Auge selbst des Urgroßvaters dieser Monarchen sich dem Licht der Welt geöffnet hatte, waren längst schon faktisch die Päbste Herren von Rom. Ihre weltliche Herrschaft entsprang aus ihrer menschenbeglückenden Herrschaft über die Gemüther; sie gründete sich auf Liebe und Ehrfurcht und jenes grenzenlose Zutrauen, das eine lange, ununterbrochen fortlaufende Reihe gleich heiliger und weiser Päbste jedem dem Gefühle des Erhabenen nicht völlig verschlossenen Herzen einflößt; sie gründete sich ferner auf die zahllosen Verdienste des heiligen Stuhles um die Erhaltung Roms und des römischen Staates. Ohne die Päbste wäre vielleicht schon seit einem Jahrtausend von Rom, der einst den Erdkreis beherrschenden Stadt, kaum Etwas

mehr als einige traurige stumme Ruinen noch übrig. Von den ältesten Zeiten an waren alle Schätze und Reichthümer der Päbste blos das Eigenthum der Christenheit. Ihre mehr als christliche, wahrhaft evangelische, ganz dem Geiste der Religion Jesu entsprechende Freigebigkeit erstreckte sich nicht blos auf Roms Einwohner, sondern auf alle italiänische Provinzen, sogar auf jene, welche unter der Herrschaft der Longobarden standen, und auch wieder nicht blos auf diese Provinzen, sondern selbst auf die entferntesten Länder, Syrien, Aegypten, Afrika, Spanien ꝛc., die alle in calamitösen Zeiten, ohne darum gebeten zu haben, aus der Päbste väterlichen Händen Geld, Getraide und Früchte jeder Art erhielten; und wie vielen tausend in den Fesseln heidnischer oder muhamedanischer Völker schmachtenden Christen wurden nicht oft die Päbste rettende Engel, die ihr Elend linderten, oder aus der Sclaverei sie gar loskauften. Auf diese Weise hatten die Päbste längst schon in den Herzen aller christlichen Völker sich einen Thron erbauet, schöner und dauerhafter, als selbst der Thron der späteren christlichen römischen Imperatoren *). Als daher Rom, trotz den entgegengesetzten Bemühungen Gregors, durch Gottes sichtbare Lenkung sich von dem griechischen Reiche losgerissen hatte, erkannten alle Römer sogleich den Pabst für ihren **einzigen** wahren Herrn. Von diesem Augenblicke an übten die Päbste alle Rechte eines weltlichen Souverains. Sie schufen Herzoge und Grafen, besetzten alle Stellen in der höhern Magistratur wie bei der römischen Miliz, ernannten Statthalter in den Städ-

*) Die historischen Belege zu dem hier oben Gesagten wird jeder, der die frühern Bände unserer Geschichte mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, von selbst zu finden wissen.

ten und Provinzen, übten das Begnadigungsrecht aus, ertheilten sogar Lehen, schloßen Verträge mit fremden Mächten, erhoben den Frankenkönig zur Würde eines römischen Patriciers, und schmückten endlich Carl den Großen mit dem Titel und der Würde eines abendländischen (römischen) Kaisers. Pipins und Carls Schenkungen erstreckten sich also blos auf das Exarchat und noch einige andere, früher zu dem longobardischen Reiche gehörige Distrikte. Rom und das römische Herzogthum konnten sie den Päbsten nicht geben, denn sie waren mehrere Jahre vorher schon im Besitz der Stadt und deren Gebiet, und jene beiden Monarchen hatten durch die Erlangung ihrer neuen Würden, auf welche sie einen so hohen Werth legten, ja selbst schon die wohlthätigen Wirkungen der päbstlichen souverainen Gewalt empfunden. Die Schenkung des Exarchats war demnach nur eine Erweiterung des päbstlichen Territoriums. Eine vorherrschende, im politischen Sinne Ton gebende Macht sollten die Päbste nicht werden; dies lag nicht im Plane der Vorsehung. Aber offenbar war es ihr heiliger Wille, daß der Pabst mächtig genug würde, um unabhängig von jeder andern irdischen Macht, im wahren Sinne der gemeinschaftliche Vater aller christlichen Völker zu seyn, und keinem verwandt oder unterthan, aber auch keinem fremd oder abgeneigt, alle mit gleich väterlicher Sorgfalt und Liebe zu umfassen. Kurz, der Pabst, auch als weltlicher Souverain, hatte, selbst gleich von Anfang an, nie einen andern obersten Lehnsherrn, als blos Gott Selbst; und gleich dem päbstlichen Hofe wird gewiß keine andere zeitliche Macht auf Erden eben so schöne und erhabene Rechtstitel ihrer Herrschaft aufzuweisen haben; und so möchte denn das für die Päbste unmittelbar an dem Throne Gottes ausgefertigte Herr-

erdiplom es uns völlig gleichgültig machen, ob r fromme Kaiser Ludwig wirklich jene Donations-kunde gegeben hat oder nicht; obgleich wir an m Erstern zu zweifeln noch bei weitem keine uns nreichend scheinende Gründe vor uns sehen *).

7. Das sogenannte Bestätigungsrecht der abstwahlen, oder die sonderbare, anmaßungsvolle ehauptung, daß nur die Bestätigung von Seiten r weltlichen Macht eine Pabstwahl vervollständi-n und gesetzliche Kraft ihr ertheilen könne, begann st mit der Herrschaft der Gothen über Rom und :alien. Aber Theodorich, der Eroberer des Landes, ar kein Sohn der Kirche. Er und seine Gothen aren bekanntlich Arianer. Die Kirche befand sich mnach in einem Zustande des Druckes, und der 'enbaren Gewalt mußte das anerkannte Recht eichen. Indessen bediente sich der gothische Mo-rch des sogenannten Confirmationsrechtes mit vie-

*) Selbst Pasquier — was viel gesagt ist — scheint die Aechtheit der Urkunde anzuerkennen; denn er geräth darüber in einen nicht kleinen Eifer gegen den frommen Kaiser Ludwig und behauptet sogar, daß die fränkische Nation, ebenfalls höchst unzufrieden damit, dem Monarchen von dieser Zeit an den Beinamen **Debonnaire** gegeben habe; ein Wort, das gegenwärtig in der französischen Sprache mit dem Begriffe des Gutmüthigen auch jenen des Einfältigen verknüpft. Da man jedoch auf Münzen, noch unter Ludwigs Regierung geschlagen, schon diesen Beinamen findet, so ist dies ein unumstößlicher Beweis, daß das Wort **Debonnaire** damals noch nicht den Sinn hatte, den die Franzosen ihm heute zu Tage beilegen; indem ja sonst sich gewiß niemand erkühnt haben würde, den Kaiser schon zu seinen Lebzeiten unter diesem, den Begriff des Verächtlichen mit sich führenden Beinamen sogar auf Münzen zu bezeichnen.

ler Mäßigung, und sein Betragen gegen die Kirche in einem ihrer kritischen Momente hätte selbst den byzantinischen Prinzen, die sich Söhne der Kirche nannten, zum Muster dienen können. Mit Ausnahme seiner grausamen Härte gegen den ehrwürdigen Pabst Johannes, beherrschte überhaupt Theodorich der Große seine katholischen wie arianischen Unterthanen mit gleicher Milde und Gerechtigkeit. — Als die Griechen Italien erobert und das gothische Reich zerstört hatten, gingen natürlicher Weise alle Prärogative der gothischen Könige an den griechischen Kaiser über, und zwar so, daß der rechtgläubige, auf seine tiefe Wissenschaft in der wahren Lehre so stolze Justinian nun ein auf die Kirche sich beziehendes Recht, nämlich das Confirmationsrecht der Pabstwahlen, welches die gothischen arianischen Fürsten usurpirt hatten, ebenfalls usurpiren zu dürfen glaubte. Welchen Gebrauch, oder vielmehr welchen schändlichen, unerhörten Mißbrauch die griechischen Kaiser nicht selten davon machten, haben wir im Laufe dieser Geschichte nur zu oft gesehen, besonders gegen das Ende ihrer Herrschaft über Rom, als sie das Recht, die Pabstwahlen in ihrem Namen zu bestätigen, den Exarchen von Ravenna überließen, die bald vor, bald nach der Pabstwahl ungeheure Summen von der römischen Kirche erpreßten, oft noch gar den Palast und die Kirche im Lateran rein ausplünderten, und dann gleich wahren Dieben bei Nacht und Nebel mit ihrem Raube sich davon schlichen. Mit einem Worte, das Bestätigungsrecht war in den Händen der byzantinischen Prinzen nichts, als eine neue Art der schändlichsten, schmählichsten und gottlosesten Bedrückung der Kirche und ihres Oberhaupts. — Ganz anders gestaltete sich jedoch die Lage der Dinge, als die Päbste, nachdem der römische Staat sich von

em griechischen Reiche losgerissen hatte, endlich
ebst dem Patriciat auch die Kaiserwürde, zwar
icht in dem rohen despotischen Sinne der byzan-
inischen oder alten römischen Cäsaren, sondern als
in zum Theil wahrhaft hohes geistliches Amt Carl
em Großen übertragen hatten *). Von jetzt an
onnten und durften die abendländischen Kaiser bei
en Päbstwahlen keine theilnahmslose Zuschauer mehr
leiben; denn da nach der damals bestehenden
ußerst fehlerhaften Wahlform die Geistlichkeit
er römischen Kirche nicht ganz allein, sondern auch
er römische Adel, die Miliz und das Volk die
Päbste wählten; so konnten die Kaiser, blos schon
n ihrer Eigenschaft als Patricier, mithin zu dem
Adel gehörend und an dessen Spitze stehend, an der
Wahl einen Antheil in Anspruch nehmen; und wenn
ie diesen nun einzig auf das Recht beschränkten,
en neu gewählten Pabst zu confirmiren, so war
ffenbar ihre Foderung hierin nichts weniger als
ibertrieben. Im Gegentheil war die Theilnahme
er abendländischen Kaiser an den Pabstwahlen,
etzt wo der römische Staat nach Zerbrechung des
riechischen Joches seine Freiheit errungen und in
er Zwischenzeit von dem Tode eines Pabstes bis
ur Erhebung seines Nachfolgers sich selbst regierte,
ft durchaus nothwendig und im höchsten Grade
eilsam; denn wenn der Faktionsgeist sich einer
Wahl zu bemächtigen, wenn der reiche und daher
tets unruhige, mehr das Familieninteresse als das
Wohl der Kirche berechnende Adel der Christenheit
ach frecher Willkühr ein Oberhaupt aufzudringen
uchte, daher Spaltungen und Partheiungen erregte
nd endlich gar Auftritte herbeiführte, welche die

*) Man sehe die Einleitung zu dem 12. Bande unserer Fortsetzung der Geschichte der Religion Jesu.

Geschichte in einen ewig undurchdringlichen Schleier verhüllen möchte; wo nämlich nicht mehr die Richtschnur heiliger Canons, nicht die christlichen Gesinnungen der Bessern unter den Römern, nicht die Freiheit der Wählenden, noch die Heiligkeit der zu Wählenden, sondern blos zügellose Gewalt, Schwert und Kolbenschlag eine Pabstwahl entschieden: wer anders konnte und mußte unter solchen tief beugenden Umständen mit seinem ganzen weltlichen und geistlichen Ansehen dazwischen treten, der unterdrückten Kirche und schwer beleidigten Christenheit zu Hülfe eilen, als der Kaiser, nicht nur als das höchste weltliche Oberhaupt aller christlichen Völker, sondern auch noch in das Besondere als Schutzherr Roms und Schirmvogt des heiligen Stuhles? Indessen, wie es scheint, betrachteten die damaligen Römer diese Sache nicht aus dem hier aufgestellten Gesichtspunkte. Gingen die Wahlen ruhig in Gemäsheit der Canons und des bestehenden Herkommens von Statten; so schien ihnen das kaiserliche Bestätigungsrecht nicht nur ganz überflüssig, sondern sogar eine höchst lästige, und weil von einem Fremden ausgeübte, auch für sie sehr schmähliche Beaufsichtigung und Bevormundung. Sie umgingen es daher auch gewöhnlich und berichteten dem Kaiser blos die vollkommen regel- und gesetzmäßig geschehene Wahl. Entstanden aber Partheiungen, deren gegeneinander laufende Interessen sich nicht leicht vereinbaren ließen; dann rief auch bald der eine, bald der andere Theil das kaiserliche Bestätigungsrecht wieder zu Hülfe, wodurch natürlicher Weise die Kaiser immer auf das Neue aufgemuntert wurden, dieses Recht als ein ihrer Würde anklebendes Prärogativ auch in der Zukunft, selbst bei den ruhigsten und gesetzmäßigsten Wahlen, geltend zu machen. In diesem schwankenden Zu-

stande blieb nun die für die Kirche und gesammte Christenheit so wichtige Angelegenheit bis auf den großen und heiligen Pabst Gregor VII., der das Grundübel mit seiner Wurzel herausriß, durch weise Gesetze und Einrichtungen nämlich den Pabstwahlen eine andere, dem Geist der Kirche mehr entsprechende Form und Gestalt gab, alle Laien, den römischen Adel wie das römische Volk davon gänzlich ausschloß, und sie ausschließlich in die Hände der Vornehmsten der römischen Geistlichkeit (Cardinäle) legte. Die Frage über das Bestätigungsrecht war nun gelößt; denn ohne alle Gefahr für die Kirche erlosch das letztere jetzt von selbst. Entstanden auch nachher, obgleich nur selten, noch Spaltungen, so hatten dieselben in einem höhern Interesse ihren Grund; größtentheils ganz andere Motive erfoderten auch ganz andere Heilmittel und bedurften nie mehr des gewaltsamen oder gebieterischen Einschreitens irgend einer weltlichen Macht. — —
Von den frühesten Zeiten an, und auch unter den ersten christlichen Kaisern, wählte stets die Kirche selbst ihre Vorsteher, und um so mehr ihr höchstes Oberhaupt. Als die Apostel, nachdem Judas von ihnen aus und an seinen Ort gegangen war, dessen Stelle besetzten, fragten sie weder die Gemeinde um Rath und noch viel weniger den Landpfleger Pontius Pilatus oder dessen Herrn, den römischen Imperator. Der Apostel Beispiel hätte zur unabweichbaren Richtschnur dienen müssen. Wenn jedoch dem ungeachtet in den frühern Jahrhunderten, in Zeiten, wo der Glaube nicht völlig erloschen und die Liebe nicht gänzlich erkaltet war, es dem Volke gestattet ward, an der Wahl seiner Bischöfe Theil zu nehmen; so geschah dies blos, um dem neu Gewählten desto sicherer das Zutrauen seiner Heerde zu gewinnen. Indessen gebührt das Recht, einen

Bischof zu wählen, offenbar blos der Geistlichkeit der bischöflichen Kirche. Sie allein kennt am Besten den weiten Umfang der bischöflichen Pflichten, die zum Kirchenregiment nöthigen Eigenschaften und die schwere, furchtbare Bürde des hohen bischöflichen Amtes. Ihre Wahl wird alsdann auch der Wille Gottes lenken, und dieser und die Kraft des heiligen Geistes sind es ganz allein, die einen Bischof machen und machen können. Alles Uebrige ist dem Geiste der Religion Jesu, mithin auch dem Geiste der Kirche fremd; und wenn diese doch noch Manches, wie z. B. das Vergeben bischöflicher Stühle und anderer geistlicher Aemter durch weltliche Regenten erlaubt oder vielleicht ad evitanda majora mala erlauben muß; so ist dies alles zusammen doch wahrhaftig nicht vom — Guten *).

8. Bald darauf, nachdem die päbstlichen Gesandten mit Ludwigs Schenkungsurkunde nach Rom zurückgekehrt waren, kam noch in demselben Jahre 817, auf Verlangen des Kaisers, in Aachen ein zahlreiches Concilium zusammen, auf welchem eine allgemeine Reform der Klöster nach der Anleitung des heiligen Benedikts von Anian beschlossen ward. Dem Namen nach folgten zwar alle fränkischen Klöster der Regel des heiligen Benedikts von Monte Cassino; aber durch den Wechsel der Zeiten und Sitten war die Lebensweise der Mönche von den klösterlichen Vorschriften dieses Heiligen ungemein abgewichen, auch die innere Einrichtung in den Klöstern und die Tagesordnung der Mönche so verschieden, daß wenn ein Mönch in ein anderes, ob-

*) Daß das Oberhaupt der Kirche, der Pabst, bischöfliche Stühle vergeben kann und sie auch jetzt noch vergibt, dies versteht sich von selbst.

gleich oft ganz nahe gelegenes Kloster kam, er gleichsam wie ein Fremdling sich darin fand. Da man von dem Grundsatz ausging, daß die Verschiedenheit der klösterlichen Einrichtungen und der Lebensregeln der Mönche die wahre Ursache des Verfalls klösterlicher Zucht und Frömmigkeit sey, so ward der neuen Reform die primitive strenge Regel des heil. Benedikts von Cassino und zwar mit vielen erläuternden Anmerkungen zum Grunde gelegt. Indessen ließ man doch, wo der Unterschied des Nationalcharakters oder des Climas oder auch andere Localumstände es erfoderten, einige Milderung der Vorschriften eintreten. So z. B. wurden, weil die Franken als kräftige Esser bekannt waren, stärkere Portionen, als die Regel des großen Patriarchen der abendländischen Orden erlaubte, bei dem Mittag- und Abendmahl ferner noch gestattet. Auch erhielten die fränkischen Mönche mehrere und für die Winterzeit besser wärmende Kleidungsstücke. Uebrigens ward Benedikts Regel nach ihrem ganzen Inhalt wieder angenommen; nur machte das Concilium zu derselben, weil es sie für die gegenwärtigen Zeiten nicht für vollständig genug hielt, auf den Antrag des Arnolds von Noirmoutier, des Apollinaris von Monte Cassino, des Josue von St. Vinzenz am Volturno und noch einiger andern Aebte, denen der Kaiser das Reformgeschäft vorzüglich übertragen hatte, nachstehende Supplementarvorschriften.

1) Der Gottesdienst soll in allen Klöstern nach der Weise des heil. Benedikts von Cassino gehalten werden. — Der Zweck dieser Verordnung war, eine vollkommene Gleichheit in allen Klöstern einzuführen, wovon einige bisher den Gottesdienst nach dem römischen Ritus, andere nach der Vorschrift des heil. Benedikts gehalten hatten.

2) In dem Kapitelsaale soll jeden Morgen nach der Prim das Leben eines Heiligen, hierauf die Klosterregel oder eine Homilie gelesen werden.

3) Die Mönche sollen ihre Kleider selbst waschen. In der ganzen Fastenzeit bis auf den Samstag vor Ostern dürfen sie sich den Bart nicht scheeren lassen. Während der übrigen Zeit im Jahr ist es ihnen alle vierzehn Tage zu thun erlaubt. Wenn die Gesundheit eines Bruders es erfodert, darf der Prior ihm den Gebrauch des Bades erlauben.

4) Weder in noch außer dem Kloster ist es den Mönchen erlaubt, Geflügel zu essen. Eine Ausnahme machen jedoch die vier höchsten Feste im Jahr. Auch sollen sie außer dem Refektorium und den zum Mittag- und Abendmahle bestimmten Stunden weder Obst noch etwas anderes genießen.

5) Zum Aderlassen soll in Zukunft keine bestimmte Zeit mehr festgesetzt, sondern dem, bei welchem es Noth thut, an jedem Tage zur Ader gelassen, auch demselben eine Zulage an Speise an diesem Tage gegeben werden *).

6) Bei schwerer Arbeit soll selbst in der Fastenzeit den Mönchen des Abends noch ein Trunk Wein, oder wo es an diesem gebricht, eine doppelte Portion Bier gereicht werden. — Dieß ist der Ursprung der nachher auch an allen Festtagen eingeführten Abendscollationen.

7) Ein Mönch, der von seinem Prior einen

*) Vorher waren in den Klosterkalendern die Tage, an welchen zur Ader durfte gelassen werden, besonders bemerkt. Man nannte einen solchen Tag dies aeger, oder auch minutionis.

Verweis erhalten hat, soll sogleich an seine Brust schlagen und in Demuth sprechen: mea culpa, hierauf vor seinem Obern auf die Kniee fallen und erst dann, wenn dieser ihm aufzustehen erlaubt hat, seine Entschuldigungsgründe mit ehrfurchtsvoller Bescheidenheit vortragen.

8) Welches schwere Vergehen ein Mönch auch begangen haben mag; so darf er doch nie in Gegenwart der Brüder entkleidet und gegeißelt werden.

9) Jedem Mönche, wenn er aus dem Kloster gesandt wird, soll einer der Brüder als Gefährte beigesellt werden.

10) Die Mönche sollen keine Kinder aus der heiligen Taufe heben, auch die Frauen nicht nach Art der Weltleute grüßen *).

11) Die Mönche sollen gegenseitig einander die Füße waschen. Aber am Grünendonnerstag ist es das Geschäft des Abtes, allen seinen Religiosen die Füße zu waschen, zu küssen, und hierauf Allen, deren Füße er gewaschen hat, mit eigener Hand einen Becher Wein oder Bier zu reichen **).

12) Die Mönche sollen hinreichend und reinlich, jedoch nicht kostbar gekleidet seyn. Der Abt wird dafür Sorge tragen, daß jeder seiner Religiosen mit folgenden Kleidungsstücken versehen sey: 1. mit zwei Hemden, 2. zwei Leibröcken ohne

*) Es war nämlich damals Sitte, die Frauen auf der Stirne zu küssen.

**) Das Fußwaschen am grünen Donnerstag ward mandatum genannt und zwar aus der Ursache, weil der Abt, während er dieses Geschäft verrichtete, die Worte Jesu sang: „Mandatum novum do Vobis" etc. — Daher auch der Ausdruck mandatum facere, welches eben so viel hieß, als Einem die Füße waschen. (Longuev. Hist. d. l'ég. gall. T. 5. p. 245.)

Aermel, 3. einem Rocke, 4. zwei Cucullen *), 5. zwei Mänteln, 6. zwei mit Pelz gefütterten und bis auf die Sohlen herabgehenden Oberröcken, 7. zwei Paar Schuhen und zwei Paar Sandalen, 8. zwei Paar Ueberhosen, 9. zwei Paar Handschuhen, wovon ein Paar für den Winter mit Schafpelz gefüttert seyn muß, 10. einigen Paar Socken, jedoch ebenfalls blos für die Wintermonate, und endlich 11. mit einer hinreichenden Quantität Seife, um seine Kleider zu waschen.

13) Bevor die Novitzen das Gelübde des Gehorsams abgelegt haben, darf ihnen weder der Kopf geschoren, noch das Mönchsgewand gereicht werden, aber haben sie auch ihr Gelübde abgelegt, so sollen sie noch drei Tage mit verhülltem Kopf und Angesicht **) ihrer Einkleidung harren.

14) Wenn Aeltern ihre Kinder schon in deren zartestem Alter dem klösterlichen Leben widmen wollen; so müssen Vater und Mutter sie vor dem Altar während der Messe unter dem Offertorium Gott und der Klostergemeinde darstellen, und hierauf in Gegenwart zweier Zeugen aus dem Laienstand ihr Begehren dem Abte vortragen.

15) Für Geld darf niemand in das Kloster

*) Damals ein kleines Oberkleid, das man über das gewöhnliche Gewand anlegte, und an welchem zu Bedeckung des Kopfes und Gesichtes eine Kappe befestiget war. Nach der neuen Ordensregel durfte die Cucull nur eine Länge von zwei Ellen haben, außer wenn der Abt aus besondern Gründen sie länger zu tragen erlaubte. (Long. Hist. ecc. T. 5. p. 245.)

**) Man wollte ihnen dadurch zu erkennen geben, daß von jetzt ihr Auge sich der Welt und allem Irdischen schließen, und ihr Geist blos zu dem Unsichtbaren sich erheben müsse.

aufgenommen werden. Wenn daher Erwachsene um Aufnahme bitten; so soll blos genaue Prüfung ihres bisherigen Wandels, wie ihres klösterlichen Berufes, es entscheiden, ob ihr Begehren ihnen gewährt, oder nicht gewährt werden kann.

16) Die Aebte können Zellen haben, das heißt, kleine von dem Hauptkloster abhangende Nebenklöster, sowohl für Mönche, als auch Chorherren, nur muß ihre Anzahl wenigstens aus sechs Personen bestehen *).

17) Die Mönche sollen ihren Obern stets den ehrenvollen Titel Nonnes **) geben.

18) Wenn auch der Abt nicht Priester seyn sollte, so ist er dennoch ermächtigt, seiner Gemeinde den Segen zu geben. Aber die Eulogien (das gesegnete Brod) sollen in dem Refektorium den Mönchen blos von Priestern ausgetheilt werden.

19) Den Mönchen, über welche eines Vergehens oder Verbrechens wegen die Gefängnißstrafe verhängt wird, sollen zu ihrem Gefängniß heizbare Zimmer und ganz nahe dabei auch ein Ort angewiesen werden, wo sie die ihnen täglich aufgetragene Handarbeit verrichten können ***).

---

*) Dies ist der Ursprung und erste Anfang der späteren, von Abteien abhängigen Priorate.

**) Eine Benennung, die aus dem Orient von den ägyptischen und syrischen Mönchen nach dem Abendland kam.

***) Später ward die Gefängnißstrafe in den Klöstern ungleich härter, und zwar so, daß die von christlicher Liebe und Schonung dem Strafrecht gezogene Scheidelinie oft sehr weit überschritten ward. Die Gefängnisse waren düstere unterirdische Kerker, und die, welche dazu verurtheilt waren, mußten gewöhnlich ihr ganzes übrige Leben hindurch darin schmachten; daher

Auf diesem Concilium in Aachen wurden auch die verschiedenen, dem Leser schon bekannten Leistungen bestimmt, welche die diesfalls in drei Klassen getheilten Klöster an den Monarchen zu entrichten hatten *)

9. Bei Einführung dieser Reform hatte man anfänglich mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, und ein gleichzeitiger Geschichtschreiber sagt, daß es leichter gewesen seyn würde, ein ganzes Reich umzugestalten, als die fränkischen Mönche zurechtzuweisen und zum Gehorsam zu bringen. Beinahe in allen Klöstern entstanden die größten Unruhen, gewöhnlich auch gehässige Spaltungen, da ein Theil der Mönche sich für die Reform, der andere aber dagegen erklärte. Mehrere Klöster fielen sogar gänzlich ab; indem die Mönche sich eigenmächtig in Chorherren verwandelten, und von jetzt an der ungleich mildern Regel der Canonici folgten. Unermüdet reisten der heilige Benedikt von Anian und noch einige andere fromme Aebte, wie die von Noirmontier und St. Vinzenz, im ganzen Reiche umher;

man sie auch Vade in pace nannte, von dem letzten Gruß, welchen dem Unglücklichen dessen Mitbrüder, bevor er auf immer von ihnen getrennt ward, noch geben konnten. Gegen diese allzugroße Härte erhob sich zuerst gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts der Erzbischof Stephan von Toulouse. Er klagt darüber bei dem König Johann von Frankreich und bewirkte von dem Monarchen einen Befehl, daß die Obern der Klöster zweimal des Monates ihre gefangenen Religiosen besuchen und ihnen die Erlaubniß ertheilen sollten, alle vierzehn Tage einen ihrer Mitbrüder den Tag über zu ihrer Gesellschaft zu haben.

*) Man sehe den ersten Abschnitt dieses Bandes S. 22. ff.

und ihre ungemeine Geduld, Sanftmuth und kluges Betragen bewirkten endlich, daß die Mönche sich sämmtlich unterwarfen. Die Reform gewann nun bald ein so großes Ansehen, daß sie sogar auch in den Klöstern von Italien angenommen ward.

10. Da der ikonoklastische Patriarch von Constantinopel, der berüchtigte Theodotus, von dessen Beruf zum Patriarchat und Verwaltung seines hohen Amtes wir schon in dem vorigen Band das Nöthige berichteten, durch das Gerücht die Wahl Paskals I. erfahren hatte; so war er nun frech genug, ihm einige Apocrisiarien seiner Kirche mit einem Schreiben zu senden, worin er ihm seine eigene Erhebung auf den Patriarchenstuhl von Constantinopel bekannt machte. Paskal ließ die Abgeordneten gar nicht vor sich; vielweniger, daß es ihm eingefallen wäre, die von ihnen mitgebrachten Briefe sich überreichen zu lassen. Aber eine desto freundlichere Aufnahme fand das von dem heiligen Theodor Studita, im Namen aller rechtgläubigen, jetzt schwer verfolgten griechischen Bischöfe, Priester, Aebte und Mönche, an den Pabst gesandte Schreiben. Paskal beantwortete es mit väterlicher Zärtlichkeit, und that dem Theodor und den frommen Bekennern zu deren nicht kleiner Freude zu wissen, daß er den eingedrungenen Patriarchen nicht anerkenne, mithin auch dessen Synodalschreiben nicht angenommen habe. Merkwürdig sind die Worte, mit welchen der heilige Theodor und die rechtgläubige griechische Geistlichkeit den Pabst in ihrem Schreiben anredeten: „Audi Apostolicum Caput, a Deo „praeposite Pastor ovium Christi, Janitor regni „coelorum, Petra fidei, super quam aedificata „est catholica ecclesia!“ — Bald darauf sandte Paskal, um die wahre Lehre der Kirche zu erklären

und zu vertheidigen, einige Legaten nach Constantinopel, die aber leider des Kaisers harten Sinn nicht zu beugen vermochten. Roms Stimme ward von Leo dem Armenier nicht gehört; der ketzerische Wahn behielt also die Oberhand, die Verfolgung dauerte fort, und die päbstliche Gesandtschaft hatte keinen andern Nutzen, als daß sie die Rechtgläubigen tröstete, und sie um so mehr in ihrem Glauben stärkte, da ja jetzt selbst das Oberhaupt der ganzen Kirche sich für die Wahrheit und Gerechtigkeit ihrer Sache so laut und unumwunden erklärt hatte. Doch dabei ließ es des Pabstes zärtliche Theilnahme an den Leiden der orientalischen rechtgläubigen Christenheit nicht bewenden. Für alle, welche, um der Wuth der Ikonoklasten zu entgehen, sich nach Rom geflüchtet hatten, oder in der Zukunft noch dahin fliehen würden, ließ er bei der Kirche der heiligen Praxedis ein sehr geräumiges Kloster erbauen, wo nun alle, die unter den Stufen des päbstlichen Thrones Rettung und Schutz suchten, durch Paskals Freigebigkeit einen ihrem geistlichen Stande angemessenen Unterhalt fanden.

11. Das Ende von Paskals Regierung trübte ein Ereigniß, das, an sich schon höchst traurig, nun auch den Gegnern des römischen Stuhles wieder eine erwünschte Gelegenheit darbot, den Pabst bei dem Kaiser Ludwig dem Frommen, und wo möglich bei der ganzen Christenheit zu verläumden. Theodor, Primicerius der römischen Kirche und der Nomenclator Leo, ein Anverwandter desselben, wurden in den letzten Monaten des Jahres 823., in welchem Paskal den jungen König Lothar von Italien in Rom zum Kaiser gekrönt hatte, plötzlich ergriffen, zuerst die Augen ihnen ausgestochen, und dann beide im Lateran in der Stille enthauptet. Jetzt hieß

es sogleich, diese Hinrichtung, die man einen schändlichen Mord nannte, sey auf Befehl des Pabstes geschehen, und treue Anhänglichkeit an den jungen Kaiser Lothar das einzige Verbrechen der Ermordeten gewesen. Ludwig der Fromme, über diese Nachricht äußerst bestürzt, sandte unverzüglich den Adalong, Abt des Klosters zum heiligen Vedastus, nebst dem Grafen Humfried von Chur nach Rom, um dort alles genau zu erforschen, und ihm dann umständlichen Bericht darüber zu erstatten. Bevor noch die kaiserlichen Abgeordneten in Rom angekommen waren, trafen schon päbstliche Legaten am Hofe Ludwigs ein, den Monarchen bittend, dem gegen den Pabst ausgestreuten Gerüchte ja keinen Glauben beizumessen; der heilige Vater sey jener blutigen That ganz fremd, die ohne sein Wissen und Willen geschehen sey. Abt Adalong und Graf Humfried konnten indessen in Rom nicht das mindeste ausrichten. Alle ihre Bemühungen, einige Nachrichten einzuziehen, waren fruchtlos, und sie vermochten am Ende ihrem Herrn nichts anders zu berichten, als daß der Pabst sich von jedem Verdacht eines mittelbaren oder unmittelbaren Antheils an dem Tode jener beiden Römer, in ihrer und der Gegenwart von vier und dreisig Bischöfen, Priestern und Diaconen, durch einen feierlichen Eid gereinigt habe. Aber bei allem dem nahm dennoch Paskal die Thäter gegen die gerichtlichen Verfolgungen der Anverwandten der Hingerichteten in Schutz, und erklärte öffentlich, daß die Getödteten, als Majestätsverbrecher und Hochverräther, die erduldete Todesstrafe verdient hätten. Der Pabst schickte auch noch eine zweite Gesandtschaft an den Kaiser, die den Monarchen von Theodors und Leos Verbrechen, wie von deren gerechten Bestrafung und allen damit verbundenen Nebenumständen in Kenntniß setzte,

und auf diese Weise das Gemüth des frommen Kaisers wieder vollkommen beruhigte *).

---

*) Durch die willkührlichsten Deuteleien eines an sich ganz einfachen, leicht begreiflichen Ereignisses wollten aus demselben die Gegner des römischen Stuhles einen doppelten Vortheil zu ziehen suchen. Erstens sollte der Pabst Paskal in einem recht gehässigen Licht erscheinen, wovon nun auch ein Reflex ganz natürlicher Weise auf alle übrigen Päbste hätte fallen müssen; und zweitens glaubten sie darin einen schlagenden Beweis der oberrichterlichen Gewalt des Kaisers über Rom und die Päbste zu finden. — Anastasius macht von dieser Begebenheit gar keine Erwähnung und die fränkischen Geschichtschreiber sprechen nur in ganz kurzen und wenigen Worten davon; ungefähr gerade so, wie wir hier oben den Hergang unsern Lesern berichtet haben. Indessen erfodert es doch gerade nicht eine sehr große historische Combinationskraft, um aus dem Wenigen, was die fränkischen Chroniken uns darüber melden, den wahren geschichtlichen Faden herauszufinden, an welchen sich dann alle übrigen Nebenumstände sogleich von selbst anschließen. Als nämlich König Lothar in Rom war, um von dem Pabste zum Kaiser gekrönt zu werden, suchten Theodor und Leo, in der Hoffnung höherer Ehrenstellen, größeren Einflusses und reicher Belohnung, die Gunst dieses jungen, herrschsüchtigen, äußerst gewaltthätigen Prinzen auf alle Weise zu gewinnen. Um ihren Zweck zu erreichen, schmeichelten sie Lothars Stolz und Herrschsucht, ermunterten ihn zu gewaltsamen Eingriffen in die Rechte des römischen Stuhles und schmiedeten Gott weiß was noch für andere verrätherische, gottlose Plane; kurz, sie waren Hochverräther, und daß sie dies wirklich waren, darüber geht der Beweis ganz klar daraus hervor, daß ein so heiliger, äußerst gewissenhafter, sanftmüthiger und menschenfreundlicher Pabst, wie Paskal der I., öffentlich sie des Hochverraths und Majestätsverbrechens schuldig erklärte. Einige der ersten Räthe und Beamten des Pabstes glaubten in ihrem gerechten Eifer für die Erhaltung des päbstlichen Stuhles ein solches

12. Wenige Monate darauf starb Paskal I. am 11. Mai des Jahres 824. Die Kirche hat ihn

---

Verbrechen nicht ungestraft lassen zu müssen. Da sie aber wohl wußten, daß der Pabst, der das Leben eines wahren Heiligen führte, seine Hände nicht mit dem Blute selbst des größten Verbrechers würde beflecken wollen, doch auch auf der andern Seite wohl fühlten, daß die Größe des Verbrechens keine Begnadigung zuließe, im Gegentheil ein abschreckendes Beispiel um so mehr jetzt nothwendig wäre, als die Straflosigkeit der Verbrecher den unruhigen, selbst- und herrschsüchtigen römischen Adel nur zu ähnlichen verderblichen Versuchen ermuntern würde; so ließen sie die beiden Verräther, ohne den Pabst darum zu befragen, hinrichten; vollkommen überzeugt, daß nach geschehener That Paskal diesen nothwendigen Akt strenger Gerechtigkeit eher billigen als tadeln würde. Natürlicher Weise verbreiteten sich über diese heimliche Hinrichtung sogleich eine Menge falscher, den Pabst anklagender Gerüchte, die den frommen Ludwig um so mehr beunruhigen mußten, da er weder das Verbrechen der Getödteten, noch die damit verbundenen Nebenumstände recht kannte, und überhaupt von dem ganzen Vorgang nichts wußte, als was er durch lügenhafte, wahrscheinlich sich widersprechende Gerüchte davon erfahren hatte. Ludwigs in diesem Falle gewiß höchst lobenswürdige Neugier ward also jetzt auf das Höchste erregt. Es schmerzte ihn, in seinem Herzen einen Pabst einer wenn auch nicht gerade grausamen, doch wenigstens allzuharten und strengen Handlung beschuldigen zu müssen. Um Gewißheit hierin zu erhalten, sandte er demnach den Abt Adelong und den Grafen Humfried nach Italien. Aber diese erschienen in Rom durchaus nicht als kaiserliche, mit richterlicher Gewalt ausgerüstete Beamten oder Bevollmächtigte; denn wären sie dieses gewesen, so würden sie sicher auch Mittel gehabt haben, die Römer zu zwingen, vor ihrem Richterstuhle zu erscheinen; sie würden wenigstens deren Aussagen, wie man heut zu Tage zu sprechen pflegt, zu Protokoll genommen und doch irgend eine richterliche Funktion

und auf diese Weise das Gemüth des frommen Kaisers wieder vollkommen beruhigte *).

---

*) Durch die willkührlichsten Deuteleien eines an sich ganz einfachen, leicht begreiflichen Ereignisses wollten aus demselben die Gegner des römischen Stuhles einen doppelten Vortheil zu ziehen suchen. Erstens sollte der Pabst Paskal in einem recht gehässigen Licht erscheinen, wovon nun auch ein Reflex ganz natürlicher Weise auf alle übrigen Päbste hätte fallen müssen; und zweitens glaubten sie darin einen schlagenden Beweis der oberrichterlichen Gewalt des Kaisers über Rom und die Päbste zu finden. — Anastasius macht von dieser Begebenheit gar keine Erwähnung und die fränkischen Geschichtschreiber sprechen nur in ganz kurzen und wenigen Worten davon; ungefähr gerade so, wie wir hier oben den Hergang unsern Lesern berichtet haben. Indessen erfodert es doch gerade nicht eine sehr große historische Combinationskraft, um aus dem Wenigen, was die fränkischen Chroniken uns darüber melden, den wahren geschichtlichen Faden herauszufinden, an welchen sich dann alle übrigen Nebenumstände sogleich von selbst anschließen. Als nämlich König Lothar in Rom war, um von dem Pabste zum Kaiser gekrönt zu werden, suchten Theodor und Leo, in der Hoffnung höherer Ehrenstellen, größeren Einflusses und reicher Belohnung, die Gunst dieses jungen, herrschsüchtigen, äußerst gewaltthätigen Prinzen auf alle Weise zu gewinnen. Um ihren Zweck zu erreichen, schmeichelten sie Lothars Stolz und Herrschsucht, ermunterten ihn zu gewaltsamen Eingriffen in die Rechte des römischen Stuhles und schmiedeten Gott weiß was noch für andere verrätherische, gottlose Plane; kurz, sie waren Hochverräther, und daß sie dies wirklich waren, darüber geht der Beweis ganz klar daraus hervor, daß ein so heiliger, äußerst gewissenhafter, sanftmüthiger und menschenfreundlicher Pabst, wie Paskal der I., öffentlich sie des Hochverraths und Majestätsverbrechens schuldig erklärte. Einige der ersten Räthe und Beamten des Pabstes glaubten in ihrem gerechten Eifer für die Erhaltung des päbstlichen Stuhles ein solches

12. Wenige Monate darauf starb Paskal I. 11. Mai des Jahres 824. Die Kirche hat ihn

---

Verbrechen nicht ungestraft lassen zu müssen. Da sie aber wohl wußten, daß der Pabst, der das Leben eines wahren Heiligen führte, seine Hände nicht mit dem Blute selbst des größten Verbrechers würde beflecken wollen, doch auch auf der andern Seite wohl fühlten, daß die Größe des Verbrechens keine Begnadigung zuließe, im Gegentheil ein abschreckendes Beispiel um so mehr jetzt nothwendig wäre, als die Straflosigkeit der Verbrecher den unruhigen, selbst- und herrschsüchtigen römischen Adel nur zu ähnlichen verderblichen Versuchen ermuntern würde; so ließen sie die beiden Verräther, ohne den Pabst darum zu befragen, hinrichten; vollkommen überzeugt, daß nach geschehener That Paskal diesen nothwendigen Akt strenger Gerechtigkeit eher billigen als tadeln würde. Natürlicher Weise verbreiteten sich über diese heimliche Hinrichtung sogleich eine Menge falscher, den Pabst anklagender Gerüchte, die den frommen Ludwig um so mehr beunruhigen mußten, da er weder das Verbrechen der Getödteten, noch die damit verbundenen Nebenumstände recht kannte, und überhaupt von dem ganzen Vorgang nichts wußte, als was er durch lügenhafte, wahrscheinlich sich widersprechende Gerüchte davon erfahren hatte. Ludwigs in diesem Falle gewiß höchst lobenswürdige Neugier ward also jetzt auf das Höchste erregt. Es schmerzte ihn, in seinem Herzen einen Pabst einer wenn auch nicht gerade grausamen, doch wenigstens allzuharten und strengen Handlung beschuldigen zu müssen. Um Gewißheit hierin zu erhalten, sandte er demnach den Abt Adelong und den Grafen Humfried nach Italien. Aber diese erschienen in Rom durchaus nicht als kaiserliche, mit richterlicher Gewalt ausgerüstete Beamten oder Bevollmächtigte; denn wären sie dieses gewesen, so würden sie sicher auch Mittel gehabt haben, die Römer zu zwingen, vor ihrem Richterstuhle zu erscheinen; sie würden wenigstens deren Aussagen, wie man heut zu Tage zu sprechen pflegt, zu Protokoll genommen und doch irgend eine richterliche Funktion

unter die Zahl der Heiligen gesetzt und verehrt sein Andenken jedes Jahr am 14. Mai. Schön und herrlich ist das Zeugniß, welches die Geschichte durch den Mund des Bibliothekars Anastasius diesem großen Pabste ertheilt *); auch beglaubigte Gott selbst

---

ausgeübt haben. Aber zu Folge der fränkischen Geschichtschreiber geschah von allem diesem nichts. Die kaiserlichen Abgeordneten forschten einige Zeit rechts und links in Rom herum, erfuhren nichts und gingen unverrichteter Dinge wieder nach Hause. Aber der Pabst, der in den Augen des Kaisers und der Welt in der ganzen Reinheit seines heiligen Charakters erscheinen wollte, ordnete an Ludwig eine Gesandtschaft, die den Monarchen von Allem in Kenntniß setzte, ihn daher vollkommen beruhigte und zugleich allem Gerede ein Ende machte. — Aus dieser einfachen, aus dem Wenigen, was die fränkischen Chroniker uns darüber berichten, von selbst hervorgehenden und auch sich selbst ordnenden Darstellung erklärt es sich nun ganz natürlich und ungezwungen, wie und warum der Pabst vor dem von ihm selbst zusammenberufenen Concilium, daß er keinen Antheil an jener Hinrichtung genommen, eidlich erklären, und doch nachher jene, welche sie befohlen hatten, in Schutz nehmen konnte; und warum endlich auch der Kaiser, nachdem man ihn gehörig belehrt hatte, vollkommen beruhigt von der ganzen Sache nichts mehr hören wollte, auch nichts weiteres davon zu hören mehr nöthig hatte; und so wäre denn abermals Alles, was man aus diesem an sich traurigen Ereigniß schließen oder darauf begründen will, nichts als eine höchst armselige, boshafte Consequenzenmacherei.

*) „Erat autem vir sanctus, castus, pius, innocens, magnanimus, loquela devotus, pudicitia plenus, et nimis hilariter jocundeque in eleemosynas pauperum cuncta, quae habebat, opportune distribuens, et diu noctuque in orationibus ac vigiliis, cotidianisque jejuniis humiliter et honeste vigebat.“ — — Ferner: „Erat enim Patrum praeceptorum, seu

: Heiligkeit dieses seines Knechts, und zwar noch
dessen Lebzeiten, durch ein offenbares Wunder.
.s nämlich in Rom das große, sehr nahe bei St.
eter gelegene angelsächsische Hospitium in Brand
rieth, niemand mehr der Wuth der Flammen
inhalt zu thun vermochte, und diese schon an den
der Kirche des Apostelfürsten führenden Säulen=
ng schlugen, mithin dem prachtvollen Tempel
nzlichen Untergang droheten, eilte der Pabst baar=
ß herbei, fiel unter den Augen des Volkes auf

„institutorum Pontificum, atque Canonum nec
„non legum, sanctionumque decentissimus ob-
„servator, et cuique justitiae normae a tempore
„ordinationis suae nobilissimus promulgator;
„tardus ad irascendum et velox ad miseren-
„dum. Nullum malum pro malo reddens, *ne-*
„que vindictam secundum cujusquam commissum
„tribuens, sed semper misericors pia dilectio-
„ne omnibus civibus et a Deo commisso po-
„pulo romano amator et gubernator existebat."
— — Kann nun wohl eine so seltene hohe und hei=
lige Natur, wie Paskal, eines heimlichen, blos von
einer unchristlichen, im Finstern schleichenden Politik
gebotenen Mordes fähig seyn? und läßt es sich, ohne
die Tugend selbst zu lästern, auch nur von weitem
denken, daß ein so weiser, gerechter und heiliger
Pabst das Andenken der beiden hingerichteten Römer
noch nach deren Tod durch eine lügenhafte An=
klage des Hochverraths und Majestätsverbrechens habe
brandmarken wollen? — Aller Zauber der Darstel=
lung vermag nicht Unwahrheit in Wahrheit umzuge=
stalten; und eben so fruchtlos ist das Bemühen, die
Geschichte zur Lügnerin zu machen, oder ihre Stimme
durch lügenhaftes, leidenschaftliches Geschrei zu über=
täuben. Bescheiden schweiget zwar, so lange das Jo=
len dauert, die himmlische Muse, findet aber dann
zu seiner Zeit stets taugliche Organe, durch welche sie
in ganz einfachen, ungekünstelten Accenten ihre Stim=
me wieder hörbar werden läßt.

die Kniee und hatte kaum seine Hände betend zum Himmel erhoben, als der Wind sich plötzlich drehte, die Flammen zurücktrieb, und alle Gefahr für die schöne und große Kirche verschwand. Auch das zum Löschen herbeigelaufene Volk, gestärkt durch das augenscheinliche Wunder und voll Vertrauen auf des heiligen Pabstes viel vermögendes Gebet, verdoppelte seine Anstrengungen, bemeisterte sich, was einige Augenblicke vorher gar nicht zu hoffen war, in kurzer Zeit der Flammen und löschte das Feuer so schnell, daß sogar noch ein Theil des angelsächsischen Gebäudes erhalten ward.

13. Auch den längst für verloren gehaltenen Körper der heiligen Märtyrin Cäcilia fand Pabst Paskal wieder *). Schon mehrmals, jedoch stets fruchtlos, hatte man denselben gesucht, und man war nun in Rom allgemein der Ueberzeugung, daß ihn der longobardische König Aistulph, als er die Stadt belagerte, heimlich habe fortführen lassen. Schon um das Jahr 500 gab es in Rom eine der heiligen Cäcilia geweihete Kirche; aber sie war nach und nach gänzlich zerfallen und stand jetzt nur noch in ihren Ruinen da. Paskal ließ sie auf das Neue wieder aufbauen und sehnlichst wünschend, die neu aufgebaute Kirche mit der bis jetzt stets vergebens gesuchten Reliquie zu schmücken, wandte er sich an Gott, inbrünstig flehend, daß der Allwissende auf irgend eine Art ihm kund geben möge, ob die Gebeine jener heiligen Märtyrin noch in Rom vorhanden wären oder nicht. Als nun Paskal eines Morgens, wie er oft zu thun pflegte, den Frühmetten in der St. Peterskirche beiwohnte, ward er plötzlich vom Schlafe überfallen. Gegen seinen Willen

*) Anastas. de vit. pont. Rom. p. 322 et 23.

schlossen sich seine Augen und er sank in tiefen Schlaf. In strahlendem Gewand erschien ihm jetzt die Heilige im Traume. Sie entdeckte ihm, daß zwar die Longobarden ihren Körper gesucht, aber weil Gott es nicht zugelassen, ihn auch nicht gefunden hätten. Die Heilige ermunterte ihn, neue Nachforschungen anstellen zu lassen. Sie sagte ihm, er sey ihrem Körper oft schon sehr nahe gewesen, und werde ihn jetzt unter dem Beistande Gottes unfehlbar finden. Die liebliche himmlische Gestalt verschwand hierauf aus Paskals Augen und er selbst erwachte wieder aus dem Schlafe. Der fromme Pabst, der nun an der Erhörung seines Gebetes nicht mehr zweifelte, gab sogleich Befehl, an mehreren Orten zu Folge der vorhandenen Muthmaßungen zu graben, und nun dauerte es nicht lange, so fand Paskal zu seiner größten Freude das, was er so sorgfältig suchte, auf dem außerhalb der Stadt an dem appischen Wege gelegenen Kirchhof des Prätextatus. Man fand in dem Grabe hinreichende Beweise der Aechtheit der gesuchten Reliquie. Zu den Füßen des Körpers lag Leinwand, noch gefärbt mit dem Blute der heiligen Märtyrin; auch wurden jetzt die Körper noch mehrerer anderer heiligen Blutzeugen gefunden, nämlich jener des Gemahls der heiligen Cäcilia, des heiligen Valentinians, ferner des Tiburtius, Maximus, Urbanus und Lucius *). Sämmtliche heilige Reliquien wurden in zierlicher Procession von dem Pabste, in Begleitung der ganzen römischen Geistlichkeit und eines

*) Die weit in das Alterthum hinauf reichenden Märtyrerakten der heiligen Cäcilia, ihres Gemahles und der übrigen heiligen Blutzeugen waren noch in Rom vorhanden, und dienten zu Führern bei den von dem Pabste angeordneten Nachsuchungen.

zahllosen Volkes, theils in die der heiligen Cäcilia geweihte Kirche, theils auch auf den Kirchhof der Märtyrer gebracht, und über deren aus Marmor verfertigten Grabe eine sehr schöne und geräumige Kapelle erbaut. Der Kirche der heiligen Cäcilia schenkte Paskal nun eine Menge goldener und silberner Gefäße von großem Werthe, ließ auch bald darauf an der Kirche ein Kloster erbauen, das er hinreichend dotirte, und dessen Mönche zu Ehren der heiligen Cäcilia nun abwechselnd Tag und Nacht Gott preisen und sein Lob in Psalmen und Hymnen ununterbrochen verkündigen sollten.

14. Unter dem Pontificat Paskals I. ward ebenfalls der Körper des heiligen Marcus nach Venedig gebracht. Zwei venetianische Kaufleute, Bonus, Tribun von Malamoco, und Rusticus von Torcello, befanden sich in dem Jahre 821 in Alexandrien. Aus besonderer Andacht zu dem Heiligen besuchten sie sehr oft dessen Kirche, beteten an dem darin dem heiligen Evangelisten errichteten Grabmal, und als die beiden Mönche Staurazius und Theodorus, denen die Aufsicht über das Grab und die Bewahrung des darin ruhenden Körpers übertragen war, ihnen die Gebeine des Heiligen sehen ließen, geriethen sie besonders durch den jetzt plötzlich wunderbarer Weise durch die ganze Kirche sich verbreitenden himmlischen Geruch in ein so frommes Entzücken, daß sie sich kaum mehr von der heiligen Reliquie trennen wollten. Beide kamen also auf den Gedanken, mit diesem kostbaren Schatz von nicht zu berechnendem Werthe ihrer Vaterstadt ein Geschenk zu machen, und es gelang ihnen jetzt um so leichter, die beiden griechischen Mönche für ihr Vorhaben zu gewinnen, als es schon allgemein bekannt war, daß auf Befehl des Kaliphen die aus

lauter Marmorsteinen erbaute Kirche abgebrochen und der kostbare Marmor zum Bau eines Palastes verwendet werden sollte. Da die beiden Venetianer wie auch die beiden Mönche wohl einsahen, daß, wenn das Volk von Alexandrien ihren Raub entdecken sollte, er ihnen ganz gewiß wieder abgenommen werden würde; so waren sie nun auf die Fortschaffung desselben ganz vorzüglich bedacht. Mit der feinsten Leinwand umwunden, legten sie also den Körper in ein eigens dazu verfertigtes Behältniß, bedeckten ihn mit allerlei Kräutern, und packten endlich noch oben darauf eine nicht kleine Quantität Schweinefleisch. Als am Thore von Alexandrien die sarazenischen Zollinspektoren die Kisten der Reisenden visitirten, ließen sie aus Abneigung gegen das ihnen gehässige Schweinefleisch jenes Behältniß ununtersucht und der darin liegende Schatz ward demnach glücklich zu Schiffe gebracht. Bei günstigem Wind und Wetter erreichten sie in kurzer Zeit den Hafen von Umago, wo die beiden Venetianer nebst den zwei griechischen Mönchen, welche sie mitgenommen hatten, an das Land traten. Von hier aus schrieben Bonus und Rusticus an Partipizatio, den damaligen Herzog von Venedig, berichteten ihm den Zweck ihrer Reise nach Alexandrien, baten um Verzeihung, das Verbot der Republik übertreten zu haben *), und meldeten ihm, welches herrliche Geschenk sie dem Staate von Venedig mitgebracht hätten. Die erhaltenen Nachrichten machte der Herzog sogleich bekannt. Er selbst fuhr in Begleitung der gesammten Geistlichkeit am folgenden Tage der von seinen beiden Landsleuten eroberten heiligen Beute entgegen. Ihm folgten dahin der größte

*) Aller Handelsverkehr mit sarazenischen Häfen war damals auf einige Zeit den Venetianern verboten.

Theil des venetianischen Adels und eine zahllose Menge Volkes. Der ganze Kanal war mit schön gezierten Barken und Fahrzeugen bedeckt und unter dem allgemeinen Jubel aller Stände und Classen der Republik ward die kostbare Reliquie nach Venedig gebracht, anfänglich in der herzoglichen Kapelle aufbewahrt, aber sobald die zu Ehren des heiligen Evangelisten erbaute und nach ihm genannte Kirche fertig war, abermals mit der größten Feierlichkeit dahin gebracht und dort beigesetzt. Daß der Körper des heiligen Marcus in Venedig in der St. Marcuskirche aufbewahrt sey, daran ist nicht wohl zu zweifeln; nur weiß man nicht mit Bestimmtheit den Ort anzugeben, wo derselbe begraben liegt *), aber der Wahrscheinlichkeit, wie der allgemeinen Meinung nach, ruhet derselbe unter dem Hauptaltar der so eben erwähnten Cathedrale.

15. Gleich allen seinen heiligen Vorfahrern machte auch Paskal I. die Erhaltung und Verzierung der dem lebendigen Gott errichteten Kirchen und Kapellen zu einem vorzüglichen Gegenstand seiner unermüdeten Sorgfalt. Er ließ nicht nur die zerfallenen, Ruin drohenden Kirchen ausbessern und oft prachtvoller, als sie vorher waren, wiederherstellen, sondern selbst einige ganz neu erbauen. Allen schenkte er eine Menge der prächtigsten Tempelgaben, goldene und silberne Gefäße, große, viele Pfund schwere ganz aus Silber verfertigte Leuchter und Lampen, seidene Teppiche und Vorhänge, die kostbarsten, in Gold und Silber gestickten und mit

*) Man hatte nämlich, Gott weiß aus welchem Grunde, aus dem Begräbnißort ein Geheimniß gemacht, das blos dem Dogen von Venedig und dem Primicerius der St. Marcuskirche anvertraut ward.

welen besetzten Gewänder und Paramente; und
lich eine nicht minder große Anzahl heiliger, von
chickten Künstlerhänden verfertigter Bilder und
mälde. Vorzüglich merkwürdig ist eines der letz-
n. Es stellt die hochheilige jungfräuliche Mutter
sers göttlichen Erlösers vor, wie sie in dem Grabe
rch die Kraft des Allerhöchsten zum Leben geweckt,
n mit ihrem engelreinen, selbst nicht von der Erb-
ıde befleckten, mithin auch der Verwesung nicht
mgefallenen heiligen Körper in den Himmel auf-
ıommen und über alle Chöre der Engel und
igen Geister, als wahre Königin Himmels und
Erde, erhoben wird. — Ein schöner und auf-
lender Beweis, daß man schon in dem grauen
terthum, und selbst in Rom an der Quelle der
ahrheit, von Mariens Himmelfahrt den näm-
ıen Begriff hatte, den auch jetzt noch in der
holischen Kirche alle wahren und inbrünstigen
rehrer Mariä damit verknüpfen.

16. Es wäre beinahe überflüssig, von der
f alle unsere heiligen Päbste sich forterbenden,
d nun auch in Paskal sich wieder kund gebenden
nzenlosen Freigebigkeit gegen die Armen und zärt-
ıer Sorgfalt für deren Erhaltung, hier auch nur
Wort noch zu sagen. Wahre, mithin thätige,
ht blos über die Geister, sondern auch über die
rper sich erstreckende Nächstenliebe hat längst schon
ichsam aufgehört, für unsere ehrwürdigen heiligen
ibste eine Tugend zu seyn; sie ist ihnen völlig zur
dern Natur geworden, und so wie sie nur in
Furcht des Herrn athmen, eben so ist auch
ohlthun und die ganze Menschheit mit liebevoller
orgfalt Umfassen für sie ein ganz natürlicher und
her unwiderstehlicher Zug ihres Herzens. Wie
nnte dies auch anders seyn? Der Geist, den Je-

sus Christus über seine Kirche und in vorzüglicherm Maaß über das Oberhaupt derselben ausgoß, ist ja ein Spiritus benignitatis, bonitatis, longanimitatis et mansuetudinis. Von diesem getrieben und entflammt, kannte und kennt der Päbste Wohlthätigkeit stets weder politische Grenzen, noch irgend eine räumliche Beschränkung ihres segenvollen Wirkungskreises. Auch Paskal folgte hierin vollkommen seinen vielen heiligen Vorbildern. Um Gutes zu thun, wartete er nicht bis der Armen um Hülfe flehende Hände sich gegen ihn ausstreckten. Einige seiner Hausgeistlichen hatten den Auftrag, alle Straßen und Winkel Roms zu durchwandern, um das im Stillen seufzende Elend zu entdecken, es zu trösten und eine helfende Hand ihm zu reichen; und während alle Armen und Nothleidenden in Rom, sammt den vielen täglich allda ankommenden Pilgern, an Paskal stets einen zärtlich sorgsamen Vater fanden, reißten seine Abgeordneten nicht nur in Spanien, sondern selbst in den entferntesten Ländern jenseits der Meere, in Afrika, Syrien, Aegypten umher, um — Christensklaven loszukaufen, alle ihre Leiden zu lindern und für ihre Rückkehr in ihr Vaterland zu sorgen *). Ungeheure Summen

*) Wollte man alle Denkmäler, die der Päbste Wohlthätigkeit in den Herzen aller Völker sich erbaut, wirklich sammeln und aufrichten; sie würden wahrhaftig mehr als zwei Drittheile des Erdkreises, von den Ufern des Ganges bis unter die nördlichen Zonen Amerikas, bedecken. Rom und Italien, obgleich voll sprechender Beweise und Monumente des ununterbrochenen, der Menschen zeitliches wie ewiges Wohl umfassenden Strebens unserer ehrwürdigen Päbste, genügten doch noch lange nicht ihrem heiligen Triebe zum Wohlthun. Dieser erstreckte sich selbst in die entferntesten, oft kaum dem Namen nach bekannten Länder. Welche unermeßliche Summen ver-

rden dazu erfordert, und wenn es wirklich alle

---

wendete Rom nicht unaufhörlich für die Missionäre in Asien, wie in den beiden Indien? mit welchem kein Opfer scheuenden Aufwand sorgte es nicht für die Bildung tauglicher, durch der Päbste Unterstützung in alle Weltgegenden sich verbreitender Missionäre, wie überhaupt für alle nur gedenkbaren Erziehungs-, Bildungs-, Verpflegungs- und Wohlthätigkeitsanstalten, die alle, wie selbst Kunst und Wissenschaft, ihre Entstehung und schönste Blüthenzeit blos der Großmuth unserer Päbste zu danken haben. Fürwahr, die trefflichsten und ausgezeichnetsten weltlichen Regenten, selbst Ludwig den Heiligen von Frankreich nicht ausgenommen, haben alle zusammen nicht so viele, an dem Throne Gottes mit goldenen Buchstaben aufgezeichnete Werke menschenbeglückender Weisheit und Sorgfalt aufzuweisen, als blos die Päbste eines einzigen Jahrhunderts. Welcher wahrhaft Unglückliche, schuldlos Verfolgte fand je noch in Rom nicht den, ihn gegen alle Stürme schützenden Hafen seines Heiles; und wo gab und giebt es noch irgend etwas Gutes, das nicht von Rom und unserer Kirche ausgegangen wäre? und so ging es, von den Zeiten der Gründung des römischen Stuhles in dem grauesten Alterthum bis auf unsere Tage herab, stets ununterbrochen fort. Sahen und erstaunten wir nicht selbst, als während der alle göttliche und menschliche Ordnung umstürzenden französischen Revolution Bischöfe, Priester, Mönche, Nonnen und selbst Laien schaarenweise nach Rom kamen, und alle wieder unter den Cherubsflügeln des heiligen Petrus Schutz, Trost und Rettung fanden; und wie viele andere ebenfalls in dem Umkreise unserer eigenen Erfahrung liegende, ähnliche Epochen und Beispiele könnten wir hier nicht noch anführen? Möchten doch alle, die gegen die zu jeder Zeit nur sparsam, aber nie so sparsam und karg als jetzt nach Rom fließenden Geldbeiträge ein so abgeschmacktes, das Ohr jedes Edeln längst schon ermüdendes und beleidigendes Geschrei erheben, doch nur auf einige Augenblicke in das römische Archiv treten, die Rechnungen der päbstlichen

unsere Begriffe übersteiget, wie zu allem diesem die päbstlichen Einkünfte hinreichend seyn konnten; so wird man wahrhaft gezwungen, darin eine offenbare Analogie mit jener wunderbaren Brodvermehrung in dem Evangelium zu erblicken. — Mit Recht setzt also unsere Kirche Pabst Paskal I. unter die Schaar vorzüglich heiliger Freunde Gottes; denn er sorgte nicht nur für das, was Gottes ist, sondern übte auch täglich zahllose Werke der Barmherzigkeit, und zwar blos aus Liebe zu Gott, und mit einer, weil an der Liebe Gottes entzündeten, daher auch gegen die ganze Menschheit erglühten Nächstenliebe.

17. Um die nämliche Zeit, wenigstens in demselben Jahre, in welchem Pabst Paskal in die Freude seines Herrn einging, starb auch in dem Kloster von Reichenau in der Diözes Constanz ein Mönch, Namens Vetin, der, wie erzählt wird, einige Zeit vor seinem Tode eine nicht unmerkwürdige Vision gehabt haben soll. Vetin gehörte zu den Gelehrten jener Zeit. Er war Lector in dem Kloster, und trug mit großem Beifall die Grammatik, Poetik, Rhetorik und übrigen zu den damals sogenannten sieben freien Künsten gehörigen Wissenschaften vor. Eines Abends fühlte er sich unpäslich, legte sich frühzeitig zu Bette, fiel auch sogleich

Kammer durch alle Jahrhunderte hindurch sich vorlegen lassen, mithin, wenn anders sie nicht ihr Herz und ihren Verstand jedem Lichtstrahl vorsätzlich verschlossen haben, von der weisen, großmüthigen, Gott so wohlgefälligen Verwendung nicht blos jener im Ganzen genommen nie besonders bedeutenden Beiträge, sondern selbst der eigenen Einkünfte des päbstlichen Stuhles sich überzeugen, und dann wo möglich über ihren eigenen Unverstand erröthen!

in einen tiefen Schlaf, aus welchem er aber eben sobald durch einen furchtbaren Traum wieder aufgeschreckt ward. Von einem seiner Brüder im Kloster ließ er nun das letzte Buch der Dialogen des heiligen Pabstes Gregorius des Großen, in welchem viel von Erscheinungen der Todten, und dem Zustande der Seelen nach diesem Leben gesprochen wird, sich vorlesen. Ein paar Stunden darauf schlief er wieder ein, und seine höchst wahrscheinlich von der vorhergegangenen Lectüre entzündete Einbildungskraft ließ ihn nun im Traume das Paradies unter dem Bilde einer ausnehmend anmuthigen, mit den herrlichsten Fruchtbäumen bepflanzten, und auf einer ungemein freundlich beleuchteten Anhöhe liegenden Aue erblicken. Aber um die so liebliche und einladende Anhöhe zog sich ein breiter dampfender Feuerstrom, in welchem alle jene sich befanden, die, nicht völlig entsündigt, noch einer Reinigung von den einst in ihrem Leben und vielleicht auch noch nach ihrem Tode ihnen anklebenden Fehlern und Schwachheiten bedurften. Zu seinem Erstaunen sah Vetin hier die ihm wohlbekannten Gesichtszüge mehrerer vor nicht sehr langer Zeit verstorbener Bischöfe und Aebte. Sein Führer, ein Engel, sagte ihm, daß allzugroße Anhänglichkeit an das Zeitliche und eitle Prachtliebe ihnen diese Strafe zugezogen hätten. Lauigkeit und Liebe zu sinnlichen Vergnügungen, setzte der Engel hinzu, und besonders die Lust in dem Glanze eines Thrones sich zu sonnen, und den Großen dieser Erde statt Wahrheit nur Schmeicheleien zu verkaufen, machten die Bischöfe untauglich, die ihnen anvertrauten Völker vor Gott zu vertreten, daher auch der Ewige vor zwei Jahren ihr Gebet nicht erhört und die damals in Frankreich wüthende Pest von dem Volke nicht abgewandt habe. Vetin bemerkte in dem Reinigungsfeuer auch

einen schon vor zehen Jahren verstorbenen
Reichenau, welcher vorzüglich deßwegen
in einem leidenden Zustand befand, wei
vernachlässigt hatte, für die Ruhe seiner
beten. Der Engel führte den Vetin er
über den Strom, die Anhöhe hinauf, i
radies. Hier sah er die Glorie der selig
Gottes. Er gerieth darüber in ein nicht
ten auszusprechendes Entzücken, besonders
auch unter ihnen einige seiner ehemaligen
erkannte, die, wie es ihm schien, seinen
baten, ihn gleich jetzt schon in ihrer Mitte
sen. Aber der Engel gab ihnen zur Antwort,
Vetin seinen Brüdern im Kloster nur gar
nicht mit hervorleuchtendem Beispiel vorangega
sey und daher wieder auf die Erde zurück
um vorher noch manches dort gegebene Aerg
wieder gut zu machen. Auf dem Rückwege ga
sein heiliger Führer noch viele sehr heilsame
über klösterliche Zucht und die Aufführung der M
vorzüglich empfahl er diesen die Demuth, A
und eine nur das höchst Nothwendige verla
Genügsamkeit; und als Vetin ihn fragte, in w
Lande die vollkommenste Ordensregel zu finden
gab er ihm zur Antwort: „jenseits des Me
wahrscheinlich also in England, welches man
wegen seiner vielen ausgezeichneten Bischöfe
frommen Ordensmänner nur die heilige
nannte *). Sobald Vetin wieder erwachte,

*) Wie möchte der Engel diese Insel wohl jetzt
wo klingende Münze, Wollsäcke und Waare
den Werth aller ehemals, gegenwärtig und
der Zukunft noch lebender heiliger Bischöfe,
und Ordensmänner bei weitem und über alle
hältniß hinaus aufwiegen.

kinst gar wohl auf gleiche Weise vergolten, und ihm, wie jenem Abte in Vetins Vision, die Dauer einer schmerzhaften Läuterung um vieles verlängert werden. Aber welches große, gar nicht zu berechnende Geschenk sind demnach nicht auch die von der Kirche, dieser zart fühlenden liebevollen Mutter, ihren treuen Söhnen und Töchtern verliehenen Ablässe, wenn man anders sie in ihrem wahren Sinne auffaßt, und die damit verbundenen Bedingungen im Geist und der Wahrheit erfüllt; und es muß nothwendig eine äußerst niederschlagende, schmerzhafte Empfindung erregen, wenn man sieht, wie diese großen, selbst in die Ewigkeit sich hinüber erstreckenden Wohlthaten der Kirche von Vielen, größtentheils aus den sogenannten gebildeten Ständen, blos aus Unverstand und Mangel an gehöriger Belehrung so muthwillig zurückgestoßen werden.

XIII.

1. Nach dem Tode Paskals I. blieb die Kirche des Sohnes Gottes nur vier Tage ohne sichtbares Oberhaupt. Aber bei der Wahl eines Nachfolgers des verstorbenen Pabstes entstand eine Spaltung. Die Geistlichkeit, der römische Adel und auch ein Theil des Volkes wählten den Erzpriester der Kirche zur heiligen Sabina. Eine andere Parthei wählte den Diacon Laurentius. Aber der Erstere hatte die Mehrheit der Stimmen, und unterstützt von dem Adel, der Gewalt mit Gewalt zu vertreiben drohete, bestieg derselbe unter dem Namen Eugenius II. den römischen Stuhl. Dem ungeachtet wollte die Gegenparthei ihn noch nicht anerkennen, und um ein jetzt drohendes Schisma gleich in seiner

aber die zeitliche Strafe nachgelassen werde. Wenn nun noch überdies es keine wahre Tugend gibt, als die, welche sich unmittelbar auf Gott bezieht, und aus der Liebe zu Ihm entspringt; wenn ferner jede Anhänglichkeit an das Zeitliche, unter welcher täuschenden, oft der Tugend ähnlichen Form sie auch erscheinen mag, jeden Aufschwung der Seele zu Gott lähmt und niederschlägt, wenn endlich selbst von jedem unnützen Wort und müßigem und *eitelm* Gedanken einst strenge Rechenschaft gegeben werden muß; wer möchte da, besonders in den Augen Dessen, vor dem selbst die Himmel nicht rein sind, nicht auch des Feuers der Reinigung und Läuterung bedürfen, welches sehr wohl für diejenigen, die durch Unenthaltsamkeit oder gar Sünden der Wollust einen Theil ihres Lebens befleckt *hatten*, auch ein von der göttlichen Strafgerechtigkeit angezündetes wirkliches Feuer seyn könnte *). Unstreitig ist es demnach eine heilige, unerläßliche und von dem Geiste der Liebe unserer Religion durchaus gefoderte Pflicht, ununterbrochen für die Verstorbenen zu beten, also nicht nur bei gewissen Gelegenheiten oder zu gewissen im Jahre vorgeschriebenen Zeiten, sondern jeden Tag während des heiligen Opfers, so wie in jeder dem täglichen Gebete geweihten Stunde, und zwar ja nicht blos mit den Lippen, sondern mit so viel als möglich erhöhter Inbrunst, aus dem Innersten des Herzens und aus reiner feuriger Liebe zu unsern, obgleich nicht mehr im Fleische unter uns wandelnden, jedoch noch immer der Kirche, mithin auch uns selbst angehörigen Brüdern und Schwestern. Wer hierin sich saumselig, schläfrig und vergeßlich zeigt, dem möchte

*) Dieß ist auch die Meinung vieler und dabei sehr angesehener Theologen.

nſt gar wohl auf gleiche Weiſe vergolten, und
m, wie jenem Abte in Vetins Viſion, die Dauer
iner ſchmerzhaften Läuterung um vieles verlängert
erden. Aber welches große, gar nicht zu berech-
nde Geſchenk ſind demnach nicht auch die von der
irche, dieſer zart fühlenden liebevollen Mutter, ih-
n treuen Söhnen und Töchtern verliehenen Ab-
iſſe, wenn man anders ſie in ihrem wahren Sinne
ffaßt, und die damit verbundenen Bedingungen
n Geiſt und der Wahrheit erfüllt; und es
uß nothwendig eine äußerſt niederſchlagende, ſchmerz-
ifte Empfindung erregen, wenn man ſieht, wie
eſe großen, ſelbſt in die Ewigkeit ſich hinüber er-
reckenden Wohlthaten der Kirche von Vielen, größ-
ntheils aus den ſogenannten gebildeten Stän-
n, blos aus Unverſtand und Mangel an gehöri-
r Belehrung ſo muthwillig zurückgeſtoßen werden.

XIII.

1. Nach dem Tode Paskals I. blieb die
Kirche des Sohnes Gottes nur vier Tage ohne
chtbares Oberhaupt. Aber bei der Wahl eines
Nachfolgers des verſtorbenen Pabſtes entſtand eine
Spaltung. Die Geiſtlichkeit, der römiſche Adel und
uch ein Theil des Volkes wählten den Erzprieſter
er Kirche zur heiligen Sabina. Eine andere Par-
hei wählte den Diacon Laurentius. Aber der Erſtere
atte die Mehrheit der Stimmen, und unterſtützt
on dem Adel, der Gewalt mit Gewalt zu vertreiben
rohete, beſtieg derſelbe unter dem Namen Euge-
ius II. den römiſchen Stuhl. Dem ungeachtet
wollte die Gegenparthei ihn noch nicht anerkennen,
und um ein jetzt drohendes Schisma gleich in ſeiner

Geburt zu ersticken, ward die Dazwischenkunft des Kaisers nothwendig. Ludwig schickte demnach seinen Sohn Lothar wieder nach Italien, der sogleich nach Rom eilte, dort Ordnung und Ruhe wieder herstellte und dann gemeinschaftlich mit dem Pabste eine Verordnung erließ, die lebenslängliche Verbannung gegen jeden aussprach, der in Zukunft sich unberufen in die Pabstwahl mischen, oder diese zu stören einen Versuch machen würde *).

2. Durch Michaels Gesandtschaft an den Kaiser, wie auch an den Pabst, ward der Streit wegen Verehrung der Heiligen in ihren Bildern auf das Neue wieder auch in dem Abendlande und besonders in Frankreich geweckt. Ludwig schrieb demnach an den Pabst, und erbat sich von ihm die Erlaubniß, die gelehrtesten Männer seines Reiches zusammen zu berufen, welche diese Materie gemeinschaftlich mit einander untersuchen, alle sich darauf beziehenden Texte aus den heiligen Schriften, wie aus jenen der Kirchenväter sammeln, und dann ihr Gutachten darüber abgeben sollten. Eugenius gab sehr gerne seine Einwilligung dazu, und die Versammlung hatte nun wirklich in Paris im Monate November des Jahres 824 statt. Wenn es wirklich die gelehrtesten Männer waren, welche sich jetzt in Paris versammelt hatten; so sah es wahrhaftig mit der Gelehrsamkeit damals in Frankreich sehr schlecht aus. Die Arbeit, welche sie nach ziemlich langer Berathung dem Kaiser übergaben, [illegible] offenbar unter aller Kritik. Nicht einmal die Sammlung der Schrifttexte war mit Verstand gemacht; man findet mehrere darunter, welche mit der [illegible]

*) Man sehe den zweiten Abschnitt dieses Bandes S. 57.

Die Streitfrage wegen Verehrung der Bilder war jetzt in Frankreich an der Tagesordnung. Wer nur schreiben konnte, schrieb über diesen Gegenstand, und allenthalben regnete es jetzt Schriften darüber, wovon jedoch die wenigsten etwas taugten, indem ihre Verfasser bald in das eine, bald in das andere Extrem fielen. Indessen gab es doch rühmliche Ausnahmen, wie z. B. des berühmten Walafried Strabos Schrift, die gründlich und völlig in dem Sinne und nach der Lehre der katholischen Kirche abgefaßt ist *).

Thatsachen und aus Briefen ganze Stellen anführt; Fleury aber alles blos ziemlich summarisch, und nicht ohne sichtbare Vorliebe gegen die fränkischen Bischöfe behandelt, so glaubten wir sowohl deswegen, als auch noch aus andern Gründen, die man bei Marchetti (Critica della storia ecclesiastica di Fleury) angegeben findet, eher dem Erstern als dem Andern folgen zu müssen.

*) Die Versammlung zu Paris war nichts weniger als ein Concilium. Es war eine bloße Privatberathung, die mithin gar keine Autorität hat, auch daher nichts beweisen kann, und zu welcher noch überdieß diejenigen, welche dazu berufen waren, größtentheils ganz unvorbereitet kamen. Ein Beweis ihrer Unbedeutenheit oder vielmehr völligen Nullität liegt schon darin, daß sie frühzeitig in gänzliche Vergessenheit fiel, und man in dem Laufe von acht hundert Jahren nirgends die geringste Erwähnung davon findet. Erst ganz am Ende des 16. Jahrhunderts erschienen sogenannte Akten dieser Versammlung, die man dem Vorgeben nach in einer uralten Urkunde gefunden haben wollte, in Frankfurt zum erstenmale im Druck. Johann Dalläus, ein Calvinist, soll derjenige gewesen seyn, dem man diese dem Wahne der Gegner unserer Kirche so sehr zusagende Entdeckung zu danken hat. Aber schon der Titel: „*Synodus* Parisiensis de Imaginibus anno Christi 824, ex vetustissimo codice des-

fen, wovon der eine, welchen der Pabst zu schreiben hatte, an den griechischen Kaiser, der andere aber, welchen Ludwig zu copiren hatte, an den Pabst sollte geschickt werden. Der erstere war ganz dazu geeignet, den Despoten von Constantinopel in blutiger Verfolgung seiner rechtgläubigen Unterthanen zu bestärken. Unter anderm läßt die Versammlung den Pabst darin sagen, daß Michael und sein Sohn Theophilus die Kirche nach dem Willen und den Vorschriften Gottes regierten *). Der andere an den Pabst war in jenem insolenten Ton geschrieben, den Unverstand und Dünkel, sobald sie es ungestraft thun zu können glauben, gegen weit Höherstehende gewöhnlich anzunehmen pflegen. Ludwig war jedoch viel gescheidter als seine gelehrten Männer. Den für den Kaiser in Constantinopel bestimmten Brief schickte er zwar dem Pabste, aber an diesen selbst sandte er ein ganz anderes, mit der dem römischen Stuhle gebührenden Ehrfurcht abgefaßtes Schreiben **). –

*) Auch abgesehen davon, daß der Kaiser in Constantinopel durchaus nichts an und in der Kirche zu regiegen hatte; so stehet auch noch obiges dem Michael und dessen Sohne von der pariser Versammlung ertheilte Lob in einem schreienden Widerspruch mit dem, was der heilige Theodor Studita, der heilige Nicetas und noch verschiedene andere heilige Bischöfe und Aebte der griechischen Kirche in ihren Briefen, sowohl an den Pabst als auch an die drei orientalischen Patriarchen, von Michaels und Theophilus sonderm Kirchenregiment uns berichten.

**) Man sehe über die Verhandlungen der pariser Versammlung Longuev. hist. de l'ég. gall. T. V. p. 126 — 132. Der Bericht, den dieser geistvolle und wahrheitliebende Geschichtschreiber darüber erstattet, weichet von jenem, den wir in Fleury's Kirchengeschichte finden, sehr weit ab. Da jedoch Longueval

ie Streitfrage wegen Verehrung der Bilder war
zt in Frankreich an der Tagesordnung. Wer nur
reiben konnte, schrieb über diesen Gegenstand,
ıd allenthalben regnete es jetzt Schriften darüber,
ovon jedoch die wenigsten etwas taugten, indem
re Verfasser bald in das eine, bald in das andere
ctrem fielen. Indessen gab es doch rühmliche
ısnahmen, wie z. B. des berühmten Walafried
trabos Schrift, die gründlich und völlig in dem
inne und nach der Lehre der katholischen Kirche
gefaßt ist *).

Thatsachen und aus Briefen ganze Stellen anführt; Fleury aber alles blos ziemlich summarisch, und nicht ohne sichtbare Vorliebe gegen die fränkischen Bischöfe behandelt, so glaubten wir sowohl deswegen, als auch noch aus andern Gründen, die man bei Marchetti (Critica della storia ecclesiastica di Fleury) angegeben findet, eher dem Erstern als dem Andern folgen zu müssen.

*) Die Versammlung zu Paris war nichts weniger als ein Concilium. Es war eine bloße Privatberathung, die mithin gar keine Autorität hat, auch daher nichts beweisen kann, und zu welcher noch überdieß diejenigen, welche dazu berufen waren, größtentheils ganz unvorbereitet kamen. Ein Beweis ihrer Unbedeutenheit oder vielmehr völligen Nullität liegt schon darin, daß sie frühzeitig in gänzliche Vergessenheit fiel, und man in dem Laufe von acht hundert Jahren nirgends die geringste Erwähnung davon findet. Erst ganz am Ende des 16. Jahrhunderts erschienen sogenannte Akten dieser Versammlung, die man dem Vorgeben nach in einer uralten Urkunde gefunden haben wollte, in Frankfurt zum erstenmale im Druck. Johann Dalläus, ein Calvinist, soll derjenige gewesen seyn, dem man diese dem Wahne der Gegner unserer Kirche so sehr zusagende Entdeckung zu danken hat. Aber schon der Titel: „*Synodus* Parisiensis de Imaginibus anno Christi 824, ex vetustissimo codice des-

„die den Heiland gebar. Ihr müßt ferner alle „Barken anbeten, weil Christus aus einem Schiff„lein einst das Volk lehrte. Endlich müßt ihr selbst „alle Esel anbeten, weil Christus auf einem solchen „Thier seinen Einzug in Jerusalem hielt.“ — In der nämlichen Schrift warnt Claudius auch, daß man ja kein Vertrauen auf die Fürbitte der Heiligen setzen möge, und läugnet geradezu alle Theilnahme an deren Verdiensten. Von dem Pabst sagt er, daß nicht derjenige das Oberhaupt der Kirche sey, welcher, von der Geistlichkeit und dem Volke gewählt, auf dem Stuhle des heiligen Petrus sitze, sondern nur jener, welcher alle Pflichten eines Apostels erfülle *). Claudius zwar nicht neue, sondern nur auf das Neue wieder vorgesuchte Ketzereien erregten endlich die Aufmerksamkeit des Kaisers und der Bischöfe. Es versammelte sich ein Concilium, welches den Bischof von Turin vor seine Schranken rief, um über seine verkehrten Lehren Rechenschaft zu geben. Aber Claudius erschien nicht, und gleich allen Neuerern und sogenannten Reformatoren, die sich stets klüger und gescheidter als die ganze übrige Welt glauben, nannte er das Concilium, das ihn hatte citiren lassen, ein Concilium von Eseln. Die versammelten Bischöfe ließen sich jedoch nicht irre machen. Sie untersuchten die Schriften des Claudius, erkannten sie für ketzerisch, drückten demnach ihnen sämmtlich das Brandmal der Verdammung auf, wagten sich aber nicht an die Person des Irrlehrers selbst, und zogen sich dadurch in den Augen Gottes, der Kirche und aller rechtgläubigen Christen eine furchtbare Verantwortung zu; denn Claudius, welcher erst in dem Jahre 839 oder 40 starb, fuhr

*) Diesen Satz stellte nachher zu seiner Zeit auch Johannes Huß auf.

nun fort den bischöflichen Stuhl zu entweihen, verbreitete immer noch weiter seine falschen Lehren, erzog sich eine ganze Schaar Schüler und Anhänger, und als er endlich starb, fand man sogar nach seinem Tode in der bischöflichen Wohnung noch eine Menge von ihm hinterlassener Schriften, voll der gottlosesten Irrlehren des Arius.

4. Man weiß nicht, wie Eugenius die fränkischen Bischöfe, welche ihm die Akten der pariser Versammlung überbrachten, aufnahm. Indessen ist es gewiß, daß der Pabst sich keinen Schritt, selbst nicht die mindeste Aeußerung erlaubte, welche mit den Beschlüssen des nicänischen Conciliums im Widerspruch gewesen wäre. Ueberhaupt benahm sich der Pabst während des Streites in Frankreich über die Bilder mit ungemeiner Klugheit, Schonung und Nachsicht gegen die fränkischen Bischöfe, und trug auf diese Weise nicht wenig dazu bei, daß, früher als man hätte glauben mögen, die Hitze der streitenden Partheien verflog, endlich auch das zweite nicänische Concilium, sobald man nur dessen wahren Sinn richtig aufgefaßt, und von dem ihm boshafter Weise unterschobenen, ganz falschen Sinn zu unterscheiden gelernt hatte, allgemein angenommen, und die darin in Beziehung auf die Verehrung der Heiligen und deren Bilder gezogene Richtschnur in allen Kirchen Frankreichs befolgt ward.

5. Nicht unbemerkt darf gelassen werden, daß die vielen über die Verehrung der Heiligen, deren Bilder und Reliquien jetzt in Frankreich erschienenen Schriften, wovon die meisten sich auf die Seite der griechischen Ikonoklasten neigten, bei den Franken gerade eine entgegengesetzte Wirkung hervorbrachten. Ein ganz ungewöhnliches Verlangen nach heiligen

Reliquien erwachte jetzt plötzlich unter allen Ständen der Nation. Der Kaiser, die Kaiserin, auch einige Bischöfe, jedoch eine ungemein große Anzahl frommer Aebte, und selbst viele weltliche Großen bestürmten den römischen Hof mit Bitten, irgend einen Theil des Körpers eines in Roms geheiligter Erde ruhenden heiligen Märtyrers oder Bekenners zu erhalten. Bis auf den heiligen Pabst Gregorius den Großen war der römische Stuhl mit dergleichen in heiligen Reliquien bestehenden Geschenken äußerst sparsam. Nach dieser Zeit ward Rom nach und nach damit immer freigebiger. Aber jetzt gelangten auf einmal so viele Bitten um Reliquien nach Rom, daß Eugenius darüber in einige Verlegenheit gerieth. Die frommen Wünsche des Kaisers und einer ganzen großen Nation wollte jedoch der liebevolle Pabst nicht unbefriedigt lassen, und so ging denn jetzt jeder, der in dieser Angelegenheit sich an den römischen Stuhl wandte, vollkommen zufrieden und mit dankbarem Herzen gegen die Milde des Pabstes von Rom wieder hinweg. Die Ueberbringung solcher heiligen Reliquien geschah stets mit der größten Feierlichkeit. In zahllosen Schaaren strömte überall das Volk weit umher derselben entgegen, und die vielen bei solchen Gelegenheiten von Gott gewirkten und von den glaubwürdigsten Geschichtschreibern, wie z. B. von Eginhard selbst, erzählten Wunder waren nun die beste und kräftigste Widerlegung der vielen damals in Frankreich erschienenen und gegen die Verehrung der Heiligen und deren Reliquien declamirenden Schriften.

6. Um diese Zeit war es auch, daß Pabst Eugenius, auf Bitten des Kaisers und des Abtes Hilduin von St. Medardus, diesem Kloster einen ungemein großen Partikel des Körpers des heiligen

Sebastianus zum Geschenk machte. Sobald Ludwig der Fromme Nachricht von dieser Translation erhalten hatte, machten Er und seine Gemahlin sogleich eine Wallfahrt nach dem Kloster. Eine kleine Stunde vor demselben stieg der Kaiser vom Pferde und die Kaiserin aus ihrer Sänfte. Beide legten den kaiserlichen Ornat ab und gingen baarfuß nach dem Grabe des heiligen Märtyrers, nachdem sie schon am Vorabend dieses Tages durch das Sacrament der Beichte sich in den Stand der Gnade gesetzt hatten. Während des heiligen Opfers machten Ludwig und Judith unter dem Offertorium dem Kloster reiche Geschenke in goldenen und silbernen Kirchengefäßen; und die vielen Opfer an Geld, welche jetzt gebracht wurden, waren so bedeutend, daß, außer neun hundert fränkischen Goldstücken, noch fünf und achtzig Scheffel mit Silbermünzen jeder Art angefüllt wurden. Von diesem Gelde machte Abt Hilduin einen trefflichen Gebrauch, denn er erbaute damit die große prachtvolle, nach dem heiligen Sebastianus genannte Kirche zu Soissons.

7. Unter den verschiedenen Berichten über die Translation heiliger Reliquien, und die dabei geschehenen wunderbaren göttlichen Krafterweisungen ist jener des Eginhard von nicht gemeinem Interesse *). Nach dem Tode Carls des Großen hatte er mit Genehmigung seiner Gemahlin lebenslängliche Enthaltsamkeit gelobt, und getrennt von Emma unterzog er sich jetzt der Leitung der von seinem königlichen Wohlthäter ihm gegebenen Abteien. Auch Eginhard hatte das sehnlichste Verlangen, die Kirche der Abtei, in welcher er sich aufhielt, mit irgend

*) Dieselbe ist verloren gegangen, man kennt sie nur aus andern Schriften.

einer heiligen Reliquie zu schmücken. Zufälliger Weise beherbergte Eginhard eines Tages einen römischen Diacon, Namens Deus-Dona, welcher in Geschäften des römischen Stuhles sich einige Zeit an dem Hofe Ludwigs aufgehalten hatte. Dieser zeigte dem Eginhard ein Verzeichniß mehrerer Reliquien, welche er, wie er sagte, in seiner Wohnung in Rom habe, und versprach die Hälfte davon an Eginhard abzutreten, wenn er ihm zu seiner Rückreise ein Maulthier schenken wollte. Eginhard war sogleich bereit, diese Bedingung zu erfüllen. Er gab dem Diacon nicht nur das gefoderte Maulthier, sondern auch noch eine hinreichende Summe Geldes, um unter Weges sich alle nur mögliche Bequemlichkeiten verschaffen zu können; und in Begleitung eines Secretärs des Eginhards und noch einiger Andern von dessen Dienstleuten trat Deus-Dona seine Rückreise an. Aber in Rom angekommen, zeigte es sich bald, daß der Diacon ein eitler Schwätzer war, der keine Reliquien besaß, mithin auch keine geben konnte. Um jedoch gegen seinen Wohlthäter sich dankbar zu erzeigen, führte er den Ratlev, so hieß Eginhards Secretär, bei nächtlicher Weile auf den Kirchhof der Märtyrer. Hier traten sie zuerst in die über dem Grabmahl des heiligen Tiburtius erbaute Kapelle; stiegen hierauf in die nahe dabei befindliche Grotte, wo sich das Grabmahl des heiligen Priesters Marcellinus und dessen Gesellen, des heiligen Petrus des Exorcisten, befand. Sie untersuchten und beobachteten alles sehr genau, und kehrten dann mit dem Vorsatze, bald wieder zu kommen, in die Stadt zurück. Damit ihr Vorhaben ihnen gelingen möge, bereiteten sie sich durch ein dreitägiges Fasten zu dem frommen Diebstahl vor. Am Abend des dritten Tages gingen sie wieder auf den erwähnten Kirchhof, und zwar zuerst in die Kapelle des heiligen Tiburtius.

Aber allen ihren Versuchungen widerstand hier die Festigkeit des aus lauter starken Marmorsteinen errichteten Grabmahls; sie mußten davon ablassen, waren aber desto glücklicher in der Grotte an dem Grabe des heiligen Marcellinus und Petrus des Exorcisten; sie öffneten es ohne große Mühe, nahmen die Körper der beiden Heiligen heraus und kehrten dann mit ihrem Raube eiligst nach Frankreich zurück. So lange sie nicht auf fränkischem Boden waren, sprachen Ratlev und dessen Leute gegen Niemand ein Wort von dem Schatz, den sie bei sich führten. Aber auf Frankreichs Grenze bei dem Kloster Agaune angekommen, machten sie gar kein Geheimniß mehr daraus; wofür ihnen nun auch von einem Priester aus Hilduins Abtei, der unter Weges sich zu ihnen gesellt hatte, ein Theil ihrer Reliquien gestohlen und nach dem Kloster von St. Medardus gebracht ward *). Ratlev nahm seinen Weg über Straßburg, ging oberhalb der Stadt über den Rhein nach dem Odenwald, wo er die mitgebrachten Reliquien in die neu erbaute, jedoch noch nicht eingeweihte Kirche der Abtei von Michelstadt niedersetzte. Eginhard, welcher von seines Secretärs glücklicher Rückkehr schon benachrichtigt war, kam selbst bald darauf in Michelstadt an. Er fand das Behältniß, in welchem die Körper der Heiligen lagen, nicht kostbar genug, und befahl demnach unverzüglich einen neuen, ungleich prächtigern und dem hohen Werth des Schatzes, den er einschließen sollte, angemessenern Schrein zu verfertigen. Aber wie erstaunte nicht Eginhard, seine Geistlichen und alles Volk, als man

*) Hilduin selbst entdeckte einige Zeit nachher diesen Diebstahl dem Eginhard, welcher hierauf mit Bitten nicht nachließ, bis der Abt die entwendeten Partikel ihm wieder zurückgeben ließ.

das alte Behältniß öffnete und nun sah, wie an dem Tuch, welches die beiden Körper bedeckte, Bluttropfen herabflossen. Dieses Wunder dauerte acht Tage ununterbrochen fort. Um die Bedeutung desselben zu erforschen, ward ein mit Fasten verbundenes dreitägiges öffentliches Gebet verordnet, worauf man dann allgemein auf den Gedanken fiel, daß wahrscheinlich nach Gottes besonderm geheimen Rathschluß die beiden Heiligen an einem andern Ort verehrt seyn wollten. Eginhard traf nun sogleich Anstalt, die beiden Reliquien nach Mühlheim bringen zu lassen *). Bei dieser Translation von Michelstadt nach Seligenstadt war Eginhard selbst Augenzeuge nachstehenden, in gewisser Hinsicht höchst merkwürdigen Ereignisses. Als nämlich die endlose Prozession, welche die heiligen Reliquien begleitete, unter Weges Halt machte, um den allenfalls Müden eine kurze Zeit zum Ausruhen zu gestatten, setzte man den Reliquienkasten auf die Erde nieder, und viele aus dem Volke knieten betend um denselben herum. Aber plötzlich drang jetzt eine Frau durch die dichten Reihen hindurch. Sie hatte einen Mann an der Hand und führte ihn an den Schrein, worin die Heiligen lagen. „Dieser da", sagte sie nun laut vor allem Volke, „war mir Geld schuldig, und ich ganz fest „entschlossen, ihn dießfalls ohne alle Schonung und „Nachsicht vor den Gerichten zu verfolgen. Aber „bei dem Anblick der heiligen Reliquien haben „sich auf einmal meine Gesinnungen geändert, und „ich nehme nun die beiden Heiligen und alle Um-

---

*) Dieser Ort ward von jetzt an Seligenstadt, das heißt, die Stadt der Seligen und Heiligen, genannt. Das Städtchen, welches am Main liegt, und zu dem Fürstenthum Aschaffenburg gehörte, führt noch bis auf den heutigen Tag diesen Namen.

stehenden zu Zeugen, daß ich ihm die ganze Schuld nachlasse, und er nicht das Mindeste mehr von mir zu besorgen hat." — Eginhard wollte so eben m großmüthigen Weibe das ihr gebührende Lob theilen, als aus dem ihn umgebenden Haufen zwei Männer hervorstürzten, wovon ebenfalls Einer den ndern fest an der Hand hielt: "Dieser da," sagte der ine, "den ich hier an der Hand halte, hat einst neinen Vater erschlagen. Viele Jahre war ich sein Todfeind, und Tag und Nacht darauf bedacht, en Tod meines Vaters in dem Blute seines Mörers zu rächen. Aber bei dem Anblicke dieser beiden eiligen Reliquien hat mein ganzes Herz sich umgeandt. Die beiden seligen Märtyrer und euch lle nehme ich zu Zeugen, daß ich ihm jetzt völlig erzeihe, und in Zukunft wie einen Bruder ihn ieben werde." — Mit Thränen in den Augen armten sich nun beide, und ihre Aussöhnung war n dieser Stunde an vollkommen. — Die plötze Umwandelung eines durch Leidenschaft verblenen und lang genährte Bosheit verhärteten Herns ist unstreitig ein eben so großes, vielleicht noch höheres Wunder, als die augenblickliche Heilung es Blinden oder Lahmen. — Noch eine große enge anderer Translationen heiliger Reliquien, die r hier mit Stillschweigen übergehen, hatte um se Zeit in Frankreich statt *). Die Aufstellung

*) Auch die Translation des heiligen Hubertus fällt in diese Epoche. Es erhellet aus uralten Urkunden, daß schon in jenen Zeiten diejenigen, welche von einem wüthenden Hund waren gebissen worden, zu der Fürbitte dieses Heiligen ihre Zuflucht nahmen, stets die wohlthätigsten Wirkungen davon fühlten und von der durch einen solchen Biß sich mittheilenden Wuth verschont blieben. Dergleichen wunderbare Heilungen geschahen auch noch sehr viele selbst in unsern, je-

heiliger Bilder und Gemälde in den Kirchen wie in Privathäusern ward immer allgemeiner. Selbst an den Heerstraßen prangte jetzt oft das Bild des Gekreuzigten. Kurz die Lehre von der Verehrung der Heiligen, deren Bilder und Reliquien, so wie das Zutrauen zu der Fürbitte solcher heiligen Freunde Gottes wurzelten jetzt tiefer als vorher in den Herzen aller fränkischen Völker, und vor den vielen von Gott zur Verherrlichung seiner Heiligen gewirkten Wundern verschwanden alle Einwendungen gegen jene Lehre der Kirche, wie Erdendünste vor den Strahlen der aufgehenden Sonne.

8. In dem Jahre 826 ward unter dem Vorsitze des Pabstes ein Concilium in Rom gehalten. Es war zahlreich, und bestand aus 62 Bischöfen, sämmtlich aus den italiänischen Provinzen, ferner aus 18 Priestern, 6 Diaconen und noch mehrern andern Geistlichen. Acht und dreisig Canons wurden auf demselben gemacht. Der Erste erinnert daran, welche Eigenschaften diejenigen, welche zu Bischöfen sollten geweihet werden, besitzen, und der zweite und dritte bestimmen, wie der Wandel und die Lehre eines Bischofes beschaffen seyn müssen. Die übrigen Canons sind gröstentheils Vorschriften und Sittengesetze für die übrige Geistlichkeit. — Um unwissenden Priestern, Diaconen oder auch Subdiaconen, zum Studieren und zu ihrer eigenen Besserung die nöthige Muße zu verschaffen, sollen die Bischöfe sie auf einige Zeit von allen geistlichen Funktionen, die Priester sogar von Darbringung des heiligen Opfers suspendiren, und im Falle diese

dem politischen Aberglauben und allen nur möglichen Vorurtheilen anklebenden, aber ja keine wunderbare göttliche Kraftäußerung mehr glaubenden Zeiten.

Warnung nicht beachtet würde, gänzlich absetzen. Das nämliche sollen die Metropoliten in Ansehung ihrer Suffraganbischöfe beobachten. — Bei allen bischöflichen Kirchen sollen Schulen errichtet werden, und die bei einer Kathedrale angestellten Geistlichen (nach dem Muster der fränkischen Kirche) gemeinschaftlich in einem Kloster, unter der Leitung fähiger, von dem Bischofe ernannter Obern leben. — Die Geistlichen sollen sich der Jagd enthalten, nicht auf Pfänder leihen, überhaupt keine Geldgeschäfte noch auch Feldarbeit treiben *), und um sich keinen Beleidigungen von Seiten des gemeinen Volkes auszusetzen, außer ihrer Wohnung nie anders als in der ihnen vorgeschriebenen geistlichen Tracht erscheinen. — Die Bischöfe, wie die Geistlichkeit überhaupt, sollen weder in ihren eigenen, noch auch in den Angelegenheiten ihrer Kirchen vor Gericht erscheinen, sondern durch eigene Advocaten, welches Männer von unbescholtenem Rufe seyn müßen, sich vertreten lassen. Criminalfälle machen jedoch eine Ausnahme. Auch wird den Geistlichen in dem Falle, daß ohne ihr Zeugniß die Wahrheit nicht entdeckt, oder gar Unrecht in Recht verwandelt werden könnte, gestattet, nach Gutbefinden des Bischofes entweder vor diesem oder einem weltlichen Richter als Zeugen aufzutreten. — Wenn Laien ein Kloster oder eine Kirche gründen, so sollen sie auch

*) In den ältesten Zeiten der Kirche war Feldarbeit den Priestern erlaubt, wie sich solches aus dem Beispiele des heiligen Felix von Nola und noch mehrerer Andern erweisen läßt. Als aber die germanischen Völkerstämme, welche bekanntlich den Feldbau als eine knechtische Arbeit betrachteten, sich in den Provinzen des römischen Reichs niedergelassen hatten, ward der Feldbau den Geistlichen, um deren Würde nicht in den Augen des Volkes herabzusetzen, verboten.

das Recht haben, die Priester dazu zu ernennen, jedoch mit Genehmigung des Bischofes, von dem auch die von den Patronatsherren ernannten Priester in allem völlig abhängig bleiben. — Durch den 31. Canon wird den weltlichen Richtern erlaubt, im Falle wenn an einem Sonntag Mord, Diebstahl, oder ein anderes Verbrechen begangen würde, den Verbrecher, oder jenen, auf welchem ein starker Verdacht des Verbrechens haftet, ergreifen, sich von ihm Bürgschaft stellen, oder ihn in das Gefängniß führen zu lassen, jedoch alle weiteren Proceduren gegen denselben erst an einem hiezu geeigneten Wochentage vorzunehmen. — Die Bischöfe sollen darüber wachen, daß die Mönche nicht blos dem Gewand, sondern auch dem Geiste nach wahre Religiosen sind. Wenn jemand nicht aus eigenem Antriebe und freiem Willen, sondern aus Zwang in ein Kloster gegangen, so kann derselbe aus dem Kloster wieder entlassen werden; was sich jedoch nicht auf jene bezieht, welche zur Strafe wegen eines vorhergegangenen Verbrechens zum Klosterleben gezwungen wurden. — Um den Aebten größeres Ansehen zu verschaffen, sollen in Zukunft nur gelehrte Männer, welche zugleich auch Priester sind, zu Aebten gewählt werden. — Da an manchen Orten an den Fest- und Sterbtagen der Heiligen viele, besonders Frauen, sich baden, hierauf zum Tanz in Reigen und Chören sich versammeln, sogar verbuhlte Lieder dabei singen; so sollen die Priester sich alle Mühe geben, durch Predigten und Ermahnungen diese die Festtage entweihenden und nur noch größere Sünden veranlassenden Ueberreste heidnischer Gebräuche zu unterdrücken *).

*) Als einen Beweis, auf welcher tiefen Stufe damals selbst in Italien und unter den Geistlichen wissen-

9. Bald darauf, nämlich am 27. August des
zenden Jahres 827, starb Eugenius II., nach ei-
kurzen Regierung von drei Jahren und nicht
len drei Monaten. Er war ein geborener Römer,
d wie gewöhnlich alle Päbste ein sehr gelehrter,
mmer, demüthiger und äußerst milder Herr. Nach
em Tode blieb die Kirche nur vier Tage ohne
erhaupt, und schon am ersten September ward
ilentinus auf den päbstlichen Stuhl erhoben, und
demselben Tage consecrirt. Ebenfalls aus Rom
ürtig, war er von zartester Kindheit an im La-
an erzogen worden. Pabst Paskal weihte ihn
n Subdiacon und Diacon, und nahm ihn hie-
tf in seine Dienste. Eugenius liebte ihn wie
en Sohn, erhob ihn zur Würde eines Erzdia-
is, und hatte ihn stets um seine Person. Leider
rb dieser Pabst schon wieder am 10. October
selben Jahres, und nun blieb der päbstliche Stuhl,
f welchem Valentin nur sechs Wochen gesessen
tte, für die noch übrige Zeit dieses Jahres erle-
;t. Die Einmüthigkeit der Geistlichkeit, des Adels
d des Volkes bei Valentins Wahl, und der all-
neine Jubel der Römer über die Erhebung des-
ben, lassen mit Grund schließen, daß der allzu-
ihzeitige Tod dieses Pabstes kein kleiner Verlust
r die Kirche Gottes und die gesammte Christen-
it war.

---

schaftliche Cultur stand, müssen wir noch folgendes
anführen. Als nämlich das Concilium geschlossen war,
fand sich Niemand, welcher Kopf und Sprachfertig-
keit genug gehabt hätte, um die gewöhnlich allen Con-
cilien vorangehende Einleitung zu entwerfen. Man
war also gezwungen, die kleine Einleitung eines un-
ter Gregor II. gehaltenen Conciliums wörtlich abzu-
schreiben, und den Akten des Conciliums voranzusetzen.

XIV.

1. **Christliche Missionäre in Dänemark und Schweden.** — Schon weit früher hatten fromme und heilige Missionäre, wie z. B. der heilige Willibrod, ihre Blicke nach den im Norden Europens liegenden Ländern gerichtet. Einige davon hatten auch wirklich angefangen, den Dänen das Wort vom Kreuze zu verkündigen; aber dem guten Samen, den sie streuten, fehlte es, wie es scheint, an befruchtendem Regen und Sonnenschein. Alle Bemühungen der Missionäre, selbst des heiligen Willibrods, scheiterten an der unbeugsamen Gemüthsart der wilden, in heidnischen Aberglauben versunkenen Nation und ihrer Fürsten, und die ganze Frucht von Willibrods apostolischen Arbeiten bestand blos in einigen dänischen Knaben, die er gekauft und in verschiedenen sächsischen Klöstern im Christenthum hatte erziehen und unterrichten lassen. Erst noch vor wenigen Jahren (822) war es dem uns schon bekannten Erzbischof Ebbo von Rheims ebenfalls eingefallen, der Dänen großer Apostel zu werden. Er hatte viele der angesehensten Männer dieser Nation am Hofe Ludwigs kennen gelernt, und in einer Anwandlung von frommem Eifer, vielleicht auch von Priesterstolz, glaubte er sich schon berufen, alle nordischen Reiche zum Christenthum zu bekehren. Dem Kaiser machte er sein Vorhaben bekannt, und dieses ward darauf sogleich auf einem mit vielem Prunk gehaltenen Nationalconcilium von beinahe allen Bischöfen der fränkischen Monarchie auf eine für den Bischof sehr schmeichelhafte Weise genehmiget. Doch damit war Ebbo noch nicht zufrieden. Seinen Auftrag, den nordischen heidnischen Völkern das Wort vom Kreuz zu

·kündigen, wollte er unmittelbar von dem Pabste
)st erhalten. Er ging also nach Rom, ward von
ıskal sehr ehrenvoll empfangen, und zum Legaten
; römischen Stuhles für alle zum Christenthum
bekehrenden Länder des Nordens ernannt. Ein
bstliches Schreiben an die gesammte abendländische
)ristenheit machte nun unverzüglich allen Bischöfen,
ırsten, Herzogen und Grafen bekannt, daß der
nische Stuhl seinem Legaten, dem Erzbischof von
)eims, an dem Grabe des heiligen Petrus den
ıftrag ertheilt habe, die Leuchte des Evangeliums
den noch in dem Schatten des Todes und der
ısterniß schlummernden Völkern des Nordens zu
ngen. Jeder Gläubige ward in dem päbstlichen
kret aufgefodert, diese Mission nach Kräften zu
ördern, und endlich der Bannfluch über alle aus-
prochen, welche dieses fromme Unternehmen zu
ımen oder gar zu stören sich erkühnen würden.
ı dem Ebbo die Arbeit zu erleichtern, gab der
ıbst ihm den wegen seiner Gelehrsamkeit in großem
ıfe stehenden Halitgar zum Gehülfen. Aber mit
:m diesem, nur ungemeines Aufsehen erregenden
parat ward im Ganzen wenig oder gar nichts
3gerichtet. Bei Gottfrieds beiden Söhnen, welche,
hdem sie ihren Oheim, den Harald, vertrieben
ten, jetzt in Dänemark herrschten, fand Ebbo
ır aus Rücksicht auf den Kaiser, welchen die
rmänner damals noch fürchteten, sehr gute Auf-
)me. Er erhielt die Erlaubniß, im ganzen Land
; Evangelium zu predigen. Wirklich hatte das
mme Werk anfänglich sehr guten Fortgang. Meh-
en Götzendienern hatten Ebbo und sein Gehülfe
)n die heilige Taufe ertheilt, und allem Ansehen
h würde die Mission bald noch viel reichere
üchte gebracht haben, hätte es nicht leider den
den Missionären gerade an dem Nothwendigsten,

nämlich an ausdauernder Beharrlichkeit, gefehlt. Schon im zweiten Jahre ward Ebbo seiner apostolischen Arbeiten müde; ging daher unter einem nichts bedeutenden Vorwand nach Frankreich zurück, versprach zwar wieder zu kommen, setzte aber nie mehr einen Fuß auf dänischen Boden, sondern hielt es für ungleich rathsamer, bei der Empörung der Söhne Ludwigs gegen ihren Vater eine bedeutende, seinem Charakter mehr entsprechende Rolle zu spielen, als den armen nordischen Heiden die Lehren des Christenthums zu verkündigen. Dem Ebbo war sein Gehülfe Halitgar auf dem Fuße nach Frankreich gefolgt. Auch bei ihm war der Bekehrungseifer so ziemlich erkaltet, und der reiche bischöfliche Stuhl von Cambrai hatte in seinen Augen ungleich mehr Reiz, als der mit so vielen Mühseligkeiten verbundene Beruf eines nordischen Apostels. Sehr begreiflicher Weise fielen die Neubekehrten in Dänemark, weil ohne Priester, ohne Lehrer, oder irgend jemand, der sie in ihrem Glauben hätte stärken können, nun bald wieder in ihren alten abgöttischen Wahn zurück.

2. Ein neuer Strahl der Hoffnung ging für den Norden auf, als Harald in dem Jahre 826 durch das Bad der heiligen Taufe zu Mainz ein Christ geworden war. Der aus seinen Staaten vertriebene Fürst fühlte sehr wohl, daß das Christenthum, wenn es sich unter seinen ehemaligen Unterthanen verbreiten sollte, ihm die Rückkehr in seine Länder ungemein erleichtern, auf das Neue den Weg zum Thron ihm ebnen und in der Zukunft dessen festeste Stütze seyn würde. Er bat also den Kaiser, ihm einige Missionäre mitzugeben, welche unterweges ihn selbst in seinem Glauben stärken, und dann, ihm vorangehend, auch in Dänemark die Lehre

des Gekreuzigten dem Volke verkündigen sollten. Ludwig der Fromme, voll flammenden Eifers für Alles, was hier auf Erden zur Erweiterung der Grenzen des Reiches Gottes beitragen konnte, genehmigte mit Freude dem dänischen Könige seine Bitte, trug auch sogleich auf dem in demselben Jahre zu Aachen gehaltenen Reichstag diese Angelegenheit den allda versammelten Bischöfen vor. Aber leider bekannten diese alle, daß in dem ganzen weiten Kreise ihrer Bekanntschaft sie kein einziges Individuum kennten, welches einem so mühevollen, mit so vielen Gefahren verbundenen Auftrage sich freiwillig würde unterziehen wollen. Nur Abt Wala allein trat am Ende noch auf, und sagte dem Kaiser, daß in seinem Kloster zu Neu-Corbie*) ein

*) Diese Klostergemeinde, eine Tochter jener von Alt-Corbie in Frankreich, war erst vor einigen Jahren von dem heiligen Adalard, Abt von Alt-Corbie, gegründet worden. Adalard liebte die sächsische Nation, und trauerte darüber, daß es in ihrem Lande zur Erbauung des Volkes und Stärkung seines Glaubens noch so wenige Klöster gebe. Mit Genehmigung des Kaisers ging er demnach in dem Jahre 824 in Begleitung seines Bruders, des Abtes Wala, nach Sachsen. Der Letztere hatte einst an der Spitze der siegreichen Heere Carls des Großen an der Weser und der Elbe gefochten. Die Sachsen kannten ihn daher nur als einen Helden und waren jetzt ganz außer sich vor Erstaunen, als sie den großen Feldherrn, den Anverwandten des kaiserlichen Hauses, in einem demüthigen Mönchsgewand erblickten. Aber eben dieser Anblick flößte ihnen eine noch größere Ehrfurcht gegen das klösterliche Leben ein. Mit Zustimmung Hatamars, ersten Bischofes von Paderborn, und aller sächsischen Großen und Grafen, wie des ganzen Volkes, wählten nun Adalard und Wala an der Weser eine freundliche und fruchtbare Gegend, erbaueten allda eine Kirche und ein Kloster, bevölker-

Mönch lebe, von dem er glaube, daß er sich glücklich schätzen würde, in den Händen der Vorsehung ein Werkzeug ihrer unendlichen Erbarmungen zu werden. Um den Namen des Mönchs befragt, nannte Wala den Ansgarius *). —

3. Ansgarius aus einem edeln Geschlechte entsprossen, und einer der größten und heiligsten Männer des neunten Jahrhunderts, gehörte unstreitig zu jenen privilegirten Seelen, welche Gott, weil er vermöge seiner Allwissenheit voraussieht, daß sie dem Rufe seiner Gnade stets mit kindlicher Treue folgen werden, vor Millionen Anderer sich vorzüglich auszuerwählen pflegt. Wie bei allen Heiligen waren auch bei Ansgarius die Wege höchst wunderbar, auf welchen es dem heiligen Geist gefiel, das Herz desselben schon von dem frühesten Alter an in Geheim sich vorzubereiten, und dann gleichsam sichtbar durch alle Stufen seines Lebens ihn immer zu größerer Heiligkeit und Vollkommenheit zu führen **). —

---

ten es mit einer Colonie von Mönchen aus Alt-Corbie und nannten es, weil ein Filialstift von dem letztern, nun auch nach demselben Neu-Corbie, nach deutscher Mundart Corvei. Dieses neue Kloster erfüllte in der Folge vollkommen seine Bestimmung; denn es ward eine viele Früchte bringende Pflanzschule für die Missionäre in die nordischen Länder.

*) Von einigen Andern wird er auch Anskerus genannt, und in einer Urkunde Ludwigs des Frommen heißt er Ansgar.

**) Unsere einzigen und sichersten Quellen sind jetzt des heiligen Anscharius oder Ansgars von Rembert und später noch von einem andern, in der Mitte des 11. Jahrhunderts lebenden Mönche aus Alt-Corbie, Namens Gualdo, und von diesem sogar in lateinischen Versen gefertigte Lebensbeschreibungen. Beide

findet man in den zuerst von Lucas d'Achery und dann von Johannes Mabillon gesammelten Akten der Heiligen aus dem Benediktiner-Orden; im zweiten Theile S. 75 und 115. — Rembert war des heiligen Ansgars geliebtester Schüler, auch nachher sein unmittelbarer Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle von Hamburg. Nur ihm hatte Anscharius das Geheimniß der vielen wunderbaren Offenbarungen, mit denen er von seiner zartesten Kindheit an von Gott war begnadiget worden, unter der Bedingung unverbrüchlichen Stillschweigens anvertraut. So lange der Heilige lebte, blieb Rembert seinem Versprechen getreu; als derselbe aber gestorben war, hielt er es nun eben so sehr für seine Pflicht, den Namen des Ewigen, durch Kundmachung der wunderbaren Werke seiner Erbarmung, vor den Zeitgenossen wie vor der Nachwelt zu verherrlichen. Uebrigens ward auch Rembert seiner höhern Tugenden und weit leuchtendeu Frömmigkeit wegen nach seinem Tode von der Kirche den Heiligen beigezählt. Für den Geschichtschreiber, wenigstens für den katholischen Historiographen, ist demnach Rembert unstreitig ein höchst zuverlässiger, weil wahrheitliebender Führer. — In den ältern, besonders den ältesten Zeiten, waren es gewöhnlich selbst Heilige, welche das Leben anderer Heiligen zu beschreiben sich zur Aufgabe machten. Es waren demnach im wahren Sinne des Wortes Männer vom Fach, deren eigene Erfahrungen in dem mystischen Leben ihnen über viele Dinge Aufschluß gaben, die den Männern, welche nicht vom Fach sind, ewig verschlossen, ewig unverständlich bleiben. Ihre Biographien, von heiliger Hand geschrieben, wie z. B. grade die des heiligen Anscharius von dem heiligen Rembert, tragen daher auch eine eigene, durchaus andere Physiognomie, als — zwar nicht alle — doch die meisten der in neuern und neuesten Zeiten erschienenen Lebensbeschreibungen von Heiligen. In diesen findet man zwar lauter fromme, weise, kluge, thätige und ihre Nebenmenschen liebende Männer, aber selten oder nie auch nur einen einzigen Heiligen, und der großartige Stempel, den Gott seinen vorzüglich Auserwählten schon in diesem

Leben aufdrückt, wird überall darin vermißt, oder ist, weil mehr als zur Hälfte ausgelöscht, kaum mehr kennbar, und noch weniger die darauf stehende geheime Signatur dem Auge noch leserlich. Von dem *vertrauten* Umgang und *unmittelbaren* Verkehr der Heiligen — auch sie nur Staub und Asche — mit dem Unendlichen, diesem höchsten Wunder der Natur, wie der erbarmenden Liebe Gottes; von der geheimnißvollen Weise, wie der heilige Geist alle Lebenskeime seiner Auserwählten frühzeitig schon bereitet; von der ununterbrochenen, in die Heiligen hinüber gehenden Gnadenströmung; von dem völligen Versinken und Untergehen ihres Willens in dem heiligen Willen Gottes; von jener himmlischen Lebensflamme, die in ihnen alles Irdische verzehrt, sie aller materiellen Bande entfesselt, und getragen auf den Flügeln unendlicher Erbarmung bis zu dem Allerhöchsten sich zu heben ihnen gestattet, daher auch sie in ganz *eigenthümliche*, der Welt völlig *fremde*, von ihr auch gar nicht gekannte und *verstandene* höhere heilige Naturen umwandelt: von allem diesem vernimmt man darin gewöhnlich gar keinen, oder höchstens blos einen sehr entfernten, äußerst schwachen und matten Anklang. Wir müssen es aufrichtig gestehen, uns kommen dergleichen Lebensbeschreibungen wie versteinerte, vulkanische Lavaklumpen vor. Auch in diesen erblickt man noch alle Formen und Gestaltungen organischer Wesen, aber freilich völlig versteinert; eben so findet man auch in jenen Vieles und Mancherlei über Heilige und Heiligkeit gesprochen; aber so kalt, so todt, so völlig petrificirt, daß auch nicht der matteste Reflex irgend eines göttlichen Strahls auf den Leser zurückfällt, seinen Geist erleuchtet und sein Herz erwärmt. Der Grund und die Wurzel, worauf und woraus solche unheilige Lebensbeschreibungen der Heiligen hervorsprossen, ist offenbar die in ihnen, so wie in noch manchen andern katholischen Schriften sich immer mehr kund gebende *Wunderscheu*. Um, wie man zu sagen pflegt, den *Herren Protestanten* nicht zu mißfallen, — fürwahr kein kleines Unglück! — muß vor allem ja schon der ganze Vortrag den Regeln der Schullogik vollkommen anpassen. Alles muß daher stets in dem

bekannten Gleiße der Sinnenwelt bleiben. Von etwas Außerordentlichem, obgleich das Leben jedes Heiligen an sich schon außerordentlich ist, darf durchaus keine Rede seyn, und am Allerwenigsten von der in den Heiligen sich so klar spiegelnden wunderbar wirksamen Gotteskraft. — Auch Wir wollen weder den Herren Protestanten, noch irgend jemand mißfallen. Da wir aber einmal glauben, daß, nachdem die Heiligen, diese auserwählten, höheren Freunde Gottes, durch völlige Selbstentäußerung die Macht der Sinnlichkeit gänzlich gebrochen, und alle Illusionen der sie umgebenden Außenwelt zerstört, nun auch Gott selbst in ihnen Wohnung nehme, gleichsam seine Gedanken in ihnen denke, sein Licht in ihnen leuchten lasse, und seinen Willen zu dem ihrigen mache; so sind wir auch der Ansicht, daß sie durch eben diesen engen Rapport und ununterbrochenen Verkehr mit Gott, und indem sie nun nichts, als was Gott will, wollen können, auch wahrhaft Herren der Natur und ihrer Gesetze werden müssen. Was dem sinnlichen Auge verborgen ist, durchschaut ihr geistiger Blick, und der von der ihnen inwohnenden Gottheit sie umstrahlende Schimmer erleuchtet und erhellet ihnen selbst die dunkelsten Geheimnisse einer höhern, übersinnlichen Welt. Sie erfreuen sich also hienieden schon des Umganges mit seligen Geistern, gebieten den Dämonen, heilen Kranke, Blinde und Lahme, und wenn ihr Mund sich öffnet, entströmen ihm bald tröstende, bald warnende oder furchtbar schreckende Weissagungen. Da wir nun alles dieß fest glauben, und dieser Glaube durch die alle Jahrhunderte hindurch laufende Geschichte der höhern Mystik zur höchsten Evidenz in uns erhoben worden; so werden wir auch keinen Anstand nehmen, alles Wunderbare, alle geheimen Offenbarungen, nächtliche Gesichte, Visionen und Erscheinungen, wie alle thaumaturgischen Thaten, denen wir in dem Leben der Heiligen begegnen, sobald sie nur auf vollkommen bewahrheiteten Zeugnissen beruhen, auch unserer Erzählung mit einzuflechten. Wir fürchten nicht, irgend jemand dadurch zu mißfallen, und sollte dieses dennoch der Fall seyn, so liegt gewiß nicht die Schuld an uns, sondern wahrhaftig an etwas ganz Anderem.

4. Das Jahr 802 war das Geburtsjahr unseres Heiligen. Von frommen Aeltern geboren, hatte er das Unglück, bevor er noch das fünfte Jahr erreicht hatte, schon seine Mutter, die zarte und sorgsame Pflegerin seiner Kindheit, zu verlieren. Aus dem väterlichen Hause ward der junge Ansgar nun in die Klosterschule von Alt-Corbie gebracht, um dort mit noch mehreren andern, ebenfalls zum geistlichen Stande bestimmten Kindern erzogen zu werden. Aber gleich beinahe allen Knaben dieses Alters liebte der kleine Ansgar mehr das Spielen als das Lernen, lief gerne mit seinen Kameraden herum, schwatzte manches müßige Zeug, trieb allerlei den Kinderjahren anklebenden kindischen Muthwillen, und berechtigte überhaupt nicht gerade zu sehr glänzenden Hoffnungen. Aber welche menschliche Weisheit vermag in irgend einem der so unendlich mannigfaltig organisirten Menschenkinder die entfernteren Folgen eines auch noch so unbedeutend scheinenden kindischen Leichtsinnes zu überschauen. Der Stein, den auf dem Gipfel des Berges die Hand eines Kindes zurückhalten kann, gewinnt im Herabrollen eine Kraft, die den, auf welchen er fällt, zu zerschmettern im Stande ist. Kurz, der muthwillige Ansgar bedurfte einer ihn unsichtbar führenden Hand, und ein nächtlicher Traum war nun der Bote Gottes, der in dem leichtfertigen Knaben eine ganz unerklärbare Umwandlung hervorbrachte. Ihm träumte nämlich, er befinde sich in einer äußerst öden, sumpfigen und schlammigen Gegend, in welcher er kaum mit der größten Anstrengung herum zu waden vermochte. Aber längs den Sümpfen und Morästen, in welchen er sich befand, zog sich eine ungemein anmuthige, mit Bäumen und Blumen bepflanzte Straße hin. Mit Wohlgefallen ruhete des Knaben Auge auf dieser freundlichen Pflanzung, als er

auf eben dieser Straße eine zahlreiche Schaar lieblicher Frauen in blendend weißen Gewändern einherwandeln sah. Ihnen voran ging eine, in Gang und Geberden durch hehre Majestät sich auszeichnende, wahrhaft himmlische weibliche Gestalt. Als diese sich ihm näherte, erkannte er in ihr die über alle Chöre der Engel erhabene Königin Himmels und der Erde, und geschlagen von blendendem Licht floh sein Auge furchtsam zurück. Mit ernster, jedoch sanfter, gleich himmlischen Melodien tönender Stimme rief die Erhabene ihn bei seinem Namen: „Mein Sohn Ansgar!“ Jetzt erhob der Knabe wieder sein Haupt, und erblickte zu seiner unaussprechlichen Freude in dem Gefolge der Königin auch seine eigene Mutter. Alsogleich wollte er in ihre Arme eilen; aber er vermochte es nicht. Schon zu tief wadete er in dem Morast, und der sumpfige, schlammige Boden hielt seine Füße fest. „Sieh mein Sohn,“ sprach jetzt die Hochgebenedeite, „wenn du zu „deiner Mutter und in den Kreis ihrer und meiner „Freundinnen kommen willst, mußt du ein ganz „anderer Knabe werden. Fliehe unnützes Spiel und „kindisches Geplauder, werde ein fleißiges, gehorsa„mes, frommes Kind, und dann wirst du auch „zu seiner Zeit zu deiner Mutter und in unsere „Gesellschaft kommen.“ — Dieses nächtliche Gesicht machte einen tiefen Eindruck auf das Herz des jungen Ansgar; und eine eben so plötzliche, als totale Umwandlung, wie solche nur ein besonderer Strahl der göttlichen Gnade hervorbringen kann, war die Folge dieses Traumes. Von nun an floh er jeden kindischen Zeitvertreib, ward der Fleißigste, Sittsamste in der ganzen Schule, und zeigte jetzt schon als Knabe die ganze Reife eines frommen und züchtigen Jünglings. Alle seine Gespielen staunten ob dieser schnellen, unbegreiflichen Veränderung; und niemand

zweifelte endlich mehr daran, daß mit dem sonst so muthwilligen Ansgar sich etwas ganz außerordentliches zugetragen haben müsse.

5. In seinem 14. Jahre erhielt Ansgar von dem heiligen Adalard, der ihn wie seinen Sohn liebte, die Tonsur und das klösterliche Gewand. Der berühmte Paschasius Radbert*) ward

*) Es war zu jener Zeit Sitte, denjenigen, welche zu höhern geistlichen Würden befördert wurden, aber einen fränkischen, oder wie man damals zu sagen pflegte, barbarischen Namen hatten, einen lateinischen Namen zu geben, oder wenigstens einen solchen dem ihrigen vorzusetzen. — Wegen seiner tiefen und gründlichen Kenntniß der griechischen Sprache und aller Zweige der Theologie ward Radbert als einer der gelehrtesten Männer seines Zeitalters verehrt. Er ward nachher Abt von Alt-Corvei, legte aber, weil die Aufsicht über die zahlreichen Mönche dieses Klosters alle seine Zeit in Anspruch nahm, die er doch lieber den Wissenschaften gewidmet hätte, einige Jahre nachher schon wieder diese Würde nieder. Radbert erreichte ein sehr hohes Alter und hinterließ mehrere auf uns gekommene gelehrte Werke. Die merkwürdigste seiner Schriften ist die de Sacramento Eucharistiae. Radbert spricht darin die Lehre von der wirklichen Gegenwart in dem allerheiligsten Altarssacrament in so klaren und bestimmten Ausdrücken aus, daß auch von weitem keine Deutelei mehr möglich ist. Er sammelte in dieser Schrift eine Menge auf denselben Gegenstand sich beziehender Bruchstücke aus den Werken der Kirchenväter, die alle die nämliche Lehre eben so klar und deutlich aussprechen; wie z. B. jene Stelle aus einer Predigt des heiligen Augustinus, wo dieser große und heilige Kirchenlehrer seinen Zuhörern zuruft: „Empfanget in dem „Brode Das, was einst an das Kreuz ange„heftet worden; und aus dem Kelche Das, was „einst aus der Seite Jesu Christi geflossen ist." — Trotz dieser Wolke von Beweisen über das hohe

ßt sein Lehrer in allen damals blühenden Wissen-
)aften; und Ansgar machte solche Fortschritte, daß
, wie wir bald sehen werden, schon im zwanzig-
:n Jahre seines Lebens die Schule selbst überneh-
en, und mit dem grösten Beifall seiner Obern
r vorstehen konnte. Je weiter er indessen in den
Wissenschaften fortschritt, je mehr schien sein früherer
ttseliger Eifer zu erkalten. Aber bei gewissen, von
ott auserwählten Seelen bedarf es oft nur eines
inen, von dem, was wir Zufall nennen, in sie
schleuderten Funkens, der alsdann, von der Vor-
ung wunderbar bearbeitet, in ihnen sogleich zu
er heiligen, alles Irdische in ihrer Brust verzeh-

Alterthum dieser schon von Anbeginn des Christen-
thums an bestandenen Grundlehre des christlichen
Glaubens erfrechen sich dennoch protestantische Ge-
schichtschreiber, wie z. B. Remer in seinem
Lehrbuch der allgemeinen Geschichte S. 320 zu
behaupten, Paschasius Radbert habe zuerst diese
Lehre aufgestellt, und Innozenz III. sey ebenfalls der
erste gewesen, welcher sie im Anfange des 13. Jahr-
hunderts zu einem Dogma erhoben. — Unver-
stand, Unwissenheit und Frechheit kann man unmög-
lich noch weiter treiben. Es ist doch gewiß eine höchst
billige und vernünftige Foderung, daß derjenige, wel-
cher in das lange und breite über einen Gegenstand
schwatzen oder schreiben will, sich auch mit demselben
wenigstens doch einigermaßen bekannt machen müsse.
Aber der tiefe, göttliche Inhalt des katholischen Glau-
bens erfodert ein lauteres, wahrheitliebendes Herz,
und dabei ein mit anhaltendem Gebete um Erleuch-
tung verbundenes Studium. Man will jedoch weder
das Eine noch das Andere; daher nun auch der immer
größer, schneidender und schreiender werdende Con-
trast zwischen dem tief liegenden unerschöpflichen Reich-
thum der katholischen Lehre und den oberflächlichen,
seichten, unaufhörlich wiederholten, und doch schon
tausend und tausendmal widerlegten und pulverisirten
Einwendungen ihrer mit Blindheit geschlagenen Gegner.

renden Flamme erglühet. Auch bei Ansgarius war dies wieder der Fall. Als er nämlich die Nachricht von dem Tode Carls des Großen erhielt, den er noch unlängst in dem ganzen Glanze des Diadems und aller irdischen Herrlichkeit erblickt, und von dessen Macht, Größe und Weisheit er so vieles gehört hatte, führte dieser obgleich nicht unvermuthete Todesfall ihn auf einmal wieder zu den ernstesten Betrachtungen. Tiefer als je erkannte er jetzt in seinem ganzen Umfang das Nichts des flüchtigen Lebens, den trügerischen Schimmer weltlicher Herrlichkeit, die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit jeder menschlichen Größe, und so faßte er von diesem Augenblicke an den festen Entschluß, der Welt völlig zu sterben, um blos in Jesu Christo, seinem Erlöser, zu leben. Was alle Heilige vor ihm gethan, that nun auch Ansgar. Der Welt und ihren Lockungen waren alle seine Sinne geschlossen, und sein Geist, dem er durch Abtödtungen und die härtesten Bußwerke seinen Leib immer mehr zu unterwerfen suchte, fand nur in anhaltendem Gebete und Betrachtung göttlicher Dinge die einzige ihm noch willkommene Nahrung. Kurz, nach menschlichen beschränkten Ansichten wandelte Ansgarius jetzt schon unter allen übrigen Brüdern des Klosters als ein völlig vollendeter Heiliger.

6. Wahrscheinlich damit Ansgar auf der einmal betretenen, und vielleicht auch jetzt noch für ihn dornigen Bahn*) nicht straucheln, viel weniger noch je einen Rückschritt mehr thun möge, ward ihm nun abermals eine wunderbare höchst merkwürdige Vision.

*) Für jeden Heiligen war im Anfange die Bahn der Vollkommenheit eine blos mit Dornen, aber nachher auch nur mit Blumen des Paradieses bestreute Bahn.

Es träumte ihm nämlich, ein widriger Zufall habe ihn an den Rand des Grabes geführt; er müsse jetzt sterben, und hätte nun in dem entscheidenden Momente, wo er fühlte, daß die Seele sich von dem Körper trenne, kaum noch so viel Zeit, die beiden heiligen Apostel Petrus und Johannes um ihren Beistand anzurufen. Jetzt war es ihm, als sey er wirklich gestorben, und seine Seele gleich nach Ablegung ihrer irdischen Hülle mit einem neuen, mit Unsterblichkeit begabten ätherischen Körper bekleidet. Vor ihm standen zwei Männer. Der Eine in einem weisen mit Purpur verbrämten Kleide, der Andere in einem weit herunter wallenden seidenen Gewand. Der erstere war viel älter als dieser, aber von minderer Höhe, hatte einen ehrwürdigen grauen Kopf, glattes und dichtes Haar, ein lebhaftes feuriges Gesicht, aber etwas trauriges in seinem Blick. Der Andere, weit jünger als der Erstere, glich dem Ansehen nach einem Jüngling. Er war von schlanker hoher Statur, hatte schwarzbraunes, sich kräuselndes Haar, einen leichten Bart, mageres Gesicht, aber ein ungemein sanftes, liebevolles Auge*). Ansgar, ohne daß es ihm wäre gesagt worden, erkannte in beiden Männern die zwei in dem Augenblicke seines Hinscheidens von ihm um Beistand angerufenen heiligen Apostel Petrus und Johannes. Eine unbeschreibliche Klarheit umgab ihn jetzt; aber durch diese führten ihn die beiden Männer auf wunderbare Weise an eine Stelle, die er sogleich für den Ort der Rei-

*) — — Quorum erat unus senior, cano capite, capillo plano et spisso, facie rubenti, vultu subtristi, veste candida et colorata, statura brevi. Alter vero juvenis erat, statura procerior, barbam emittens, capillo subfusco et subcrispo, facie macilenta, vultu jucundo, in veste serica. (S. Remb. in vit. S. Ansch. p. 80.)

nigung erkannte, und wo seine beiden heiligen Führer ihn verließen. Eine unaussprechliche Angst kam jetzt über ihn. Es schien ihm, als wenn aller Welt Sünden auf ihm lasteten, ihn niederdrückten und zermalmten. Seine Leiden waren so groß, daß er alles Bewußtseyn und alle Rückerinnerung, nur nicht das Gefühl seiner gegenwärtigen Schmerzen verlor, die jetzt gleichsam sein ganzes Wesen wie sein ganzes Daseyn ausmachten. Nachdem er drei Tage, die ihm aber eben so viele Jahre schienen, die schrecklichsten Seelenleiden ausgestanden hatte, kamen die beiden heiligen Apostel, aber ungleich heiterer und freundlicher als das erstemal, wieder zu ihm, geboten ihm, ihnen zu folgen, und erhoben sich mit ihm, ohne daß ihre Körper sich zu bewegen schienen, durch lichtvolle Räume in immer höhere Regionen von stets zunehmender Klarheit. Hier erblickte er ganze Schaaren von Heiligen, die, mit dem Angesicht nach dem Aufgang aus der Höhe gerichtet, theils in näherer, theils weiterer Entfernung Den anbeteten, Der dort in der Höhe sich ihnen sichtbar offenbarte, Dessen Antlitz der Seraph mit heiliger Sehnsucht zu schauen verlangt, und aus dessen Anblick alle Chöre heiliger Geister namenlose Wonne schöpfen. Einige beteten mit gesenktem, Andere mit emporgerichtetem Haupte; aber alle mit verlangungsvoll ausgespannten Armen. Noch höher mit seinen heiligen Begleitern sich erhebend, gelangte er zu den vier und zwanzig Stühlen der mit goldenen Kronen geschmückten apocalyptischen Greise. Auch sie hatten, ehrfurchtsvoll anbetend, ihr von himmlischer Klarheit umstrahltes Antlitz nach dem Aufgange gerichtet. Sie sangen gemeinschaftlich ein Lied, dessen harmonische Töne noch kein menschliches Ohr jemals berührt hatten. Namenloses Entzücken durchströmte Ansgars Seele. Bei den himmlischen Melodien schien sich sein gan-

zes Wesen aufzulößen, und völlig entkörpert schwamm er jetzt in einem gestadelosen Meere von Wonne und Seligkeit. In dem Orient selbst thronte in undurchdringlichem Licht Derjenige, Der da ist, Der da war und Der da seyn wird. Von ihm aus strömten Leben, Seligkeit und Wonne auf all die zahllosen Schaaren der Heiligen in naher und weiter Entfernung. Er Selbst war in Allen und sie alle waren in Ihm. Er war es, der sie hielt, sie nährte, sie beseligte und mit stets neuem Jubel erfüllte. Der selbst das Auge eines Unsterblichen blendende Glanz, der den Thron des Allerhöchsten umfloß, gestattete dem Ansgar nicht, in das Innere des Heiligthums zu schauen; aber er fühlte mit allen zur feurigsten Anbetung ihm verliehenen Kräften die Nähe der hier in dem Mittelpunkt ewiger Glorie sich ihm offenbarenden Gottheit. In anbetender Anschauung versunken, und in dem Gefühl einer ihn immer mehr überströmenden, durch keine Worte zu bezeichnenden Seligkeit, stand Ansgar jetzt einige Augenblicke vor dem Thron des Allerhöchsten. Aber aus dem Innern des Heiligthums ging nun, gleich den Tönen vieler Harfen eine Stimme hervor, die zu ihm sagte: „Gehe jetzt wieder auf die Erde, und komme dann „einst mit der Krone der Märtyrer geschmückt wieder zu Mir zurück." — Ein Gefühl süßer Schwermuth bemächtigte sich der Seele des Ansgar. Er trauerte, den Sitz der Seligkeit, den Aufenthalt so vieler reinen, von Liebe zu Gott erglühenden Geister verlassen zu müssen, freuete sich jedoch auch, einst sogar der Glorie der Märtyrer gewürdigt zu werden. Seine heiligen Begleiter führten ihn nun wieder zurück; aber wie auf dem Herwege, so auch auf dem Rückwege sprachen sie kein Wort zu ihm, schaueten ihn aber ununterbrochen mit so viel Liebe und inniger Theilnahme an, als kaum die zärtlichste

Mutter auf ihr einziges Kind herabblicken kann. — Tief prägten sich alle diese Bilder in Ansgars Seele. Sie waren ihm ein Trost, wenn er des Trostes bedurfte, und Labung und Stärkung, wenn, wie wir in der Folge sehen werden, seine Kräfte unter der Last seiner apostolischen Arbeiten erliegen wollten*).

7. Diesen wunderbaren Gesichten, durch welche die Vorsehung den Anscharius zu einem ihrer treuesten Knechte vorbereiten wollte, setzte endlich zwei Jahre nachher eine neue, eine völlige Transformation unsers Heiligen bezweckende Erscheinung gleichsam die Krone auf. — Seit einiger Zeit stand nämlich Ansgar der Schule zum heiligen Petrus vor. So oft er aus dem Kloster dahin ging, oder aus der Schule wieder in seine Zelle zurückkehrte, pflegte er stets in einer dem heiligen Johannes geweihten Kapelle zu beten. Im Geiste entrückt, sah er sich eines Tages in diese Kapelle versetzt. Wie gewöhnlich verrichtete er an den Stufen des Altars sein Gebet. Bald ward er jedoch darin unterbrochen, denn er vernahm ganz deutlich ein obgleich nur leise aus dem untern Theile der Kirche ihm entgegen tönendes Geräusch, aber so sanft und lieblich, wie das Säuseln der Morgenlüfte eines anbrechenden Sommertages. Als Ansgar aufstand und, nach der Ursache desselben forschend, herumschauete, öffnete sich

*) Als der heilige Anscharius nachher dieses nächtliche Gesicht dem heiligen Rembert erzählte, schwebten noch alle Bilder und alles, was er gesehen hatte, ganz klar und deutlich vor seiner Seele, nur das Lied, welches die Greise vor dem Thron Gottes gesungen, war ihm völlig aus dem Gedächtniß verschwunden, und er bekannte, daß er sogar gleich nach seinem Erwachen sich auch nicht einer einzigen Sylbe davon mehr hätte erinnern können.

plötzlich eine der Kirchenthüren, und eine schöne hohe männliche Gestalt, nach morgenländisch jüdischer Weise gekleidet, trat in die Kirche. Ansgar fühlte sogleich, daß es ein überirdisches Wesen sey; denn von keiner menschlichen Stirne strahlte ihm je noch solche Majestät, je noch so viel Hohes und Göttliches entgegen. Aber aus dem flammenden Auge des Eintretenden fuhr ein Liebespfeil in Ansgars Herz, der dessen Innerstes durchdrang und ihm zu erkennen gab, daß Derjenige, Der ihn jetzt seiner Gegenwart würdige, Jesus Christus selbst sey. Voll Glut der Liebe eilte Ansgar zu seinem Erlöser, stürzte auf die Erde und wollte die Füße des Gottmenschen mit seinen Küssen bedecken. Aber Christus befahl ihm aufzustehen, und ein vollständiges Bekenntniß seiner Sünden Ihm abzulegen. „Herr“, antwortete Ansgar, „Dein Blick durchdringt die verborgensten Falten „des menschlichen Herzens. Du weißt es, daß ich „ein Sünder bin. Besser als ich selbst, kennst Du „ja alle meine Sünden, Schwachheiten und zahllo„se Untreuen.“ — „Ja wohl“, erwiederte Jesus, „kenne und prüfe ich das Herz und die Nieren der „Menschen; nichts ist mir unbekannt, und was im „Verborgenen geschieht, zieht mein Auge an das „Licht. Aber mein Wille ist, daß der Mensch seine „Sünden bekenne, und dadurch seine Rechtfertigung „erlange.“ — Ansgar fiel vor seinem Gott und Herrn nun wieder auf die Kniee. Sein ganzes Herz schüttete er vor Demselben aus, ging bis in die frühesten Zeiten seines kindlichen Alters zurück, und bekannte von dem Augenblicke an*), wo er sündigen

*) Nach der Meinung mehrerer, der Wege Gottes und der Menschen ziemlich kundiger heiliger Männer, tritt dieser Augenblick ungleich früher ein, als man gewöhnlich glaubt.

konnte, alle seine begangenen Sünden und Schwachheiten. Als er geendiget hatte, gebot der Herr ihm wieder aufzustehen, und eine Absolution erfolgte, wie nur Gott sie zu geben vermag. „Blicke", sprach der Heiland, „zu Mir herauf und erkenne in Mir „Den, Der die Sünden der Welt hinwegnimmt; „und so nehme ich nun auch von Dir alle Deine „Sünden, Deine Fehler und Gebrechen." — Die göttliche Erscheinung verschwand und Ansgar erwachte aus seiner Extase. Aber in einen ganz andern Menschen fühlte er sich verwandelt. Eine neue zweite Schöpfung war mit ihm vorgegangen. Das in seiner Brust einst verloren gegangene Ebenbild Gottes hatte er wieder gefunden, und Niemand im Himmel noch auf Erden vermochte ihn jetzt mehr einer Sünde zu zeihen.

8. Von jetzt an ward Ansgar in jedem bedeutenden Momente seines Lebens immer noch mehrerer, ihn bald tröstenden, bald stärkenden oder leitenden göttlichen Offenbarungen gewürdiget. In seinem lautern, von allem Irdischen gereinigten Herzen hatte nun Jesus sich eine Wohnung bereitet; unsichtbar stand Er ihm daher stets zur Seite, und man möchte wohl sagen, daß es sein göttlicher Erlöser selbst war, der von jetzt an die fernere Erziehung und Führung seines Dieners ausschließlich übernahm. — Nachdem der heilige Adalard Neu-Corvei im Sachsenlande gegründet hatte, befand sich Ansgar ebenfalls unter den frommen Colonisten, welche aus Alt-Corbie dahin gesandt wurden. Auch hier übernahm er die Klosterschule, und ihm untergeordnet ward noch ein anderer, ebenfalls durch Frömmigkeit und Wissenschaft ausgezeichneter Mönch, Namens Wittmar, ihm zum Gehülfen gegeben. Eines Tages geschah es nun, daß ein Knabe von un-

gemein wilder und hitziger Gemüthsart Einem seiner Mitschüler mit einem Brett so heftig auf den Kopf schlug, daß derselbe tödtlich verwundet zu Boden sank. Ansgar war abwesend, nur Wittmar Zeuge dieses traurigen Ereignisses gewesen. Als der Erstere es erfuhr, überfiel ihn eine unglaubliche Selenangst. Sein zartes Gewissen machte ihm heftige Vorwürfe, daß unter seiner obersten Aufsicht und Leitung solcher mörderische Unfug geschehen. In Thränen zerfließend, warf sich Ansgar auf die Kniee, und die Kraft seines Gebetes öffnete ihm nun abermals die Pforten der unsichtbaren Welt. In der ganzen Wonne himmlischer Seligkeit sah er nämlich jetzt den getödteten Knaben und zwar, was noch mehr ist, sogar unter der Zahl heiliger Märtyrer. Es ward ihm zu verstehen gegeben, daß, weil der Erschlagene in dem Augenblick, da er den tödtlichen Streich erhielt, seinem Mörder dennoch nicht gezürnt, ihn immer noch als seinen Bruder geliebt und selbst in der Todesstunde für ihn noch gebeten, ihn Gott auch der Märtyrerkrone würdig gefunden habe. — Bald darauf trat Wittmar ein und meldete ihm den nun wirklich erfolgten Tod des Knaben. Ansgar sagte ihm, daß er schon davon unterrichtet sey, auch der Verstorbene für die Ruhe seiner Seele keines weitern Gebetes bedürfe. Er erzählte hierauf dem Wittmar die ihm gewordene Offenbarung, und Beide waren nun voll des göttlichen Trostes.

9. Dieser heilige Mann, auf den sich die göttliche Weihe schon in solcher Kraft und Fülle ergossen hatte, war nun derselbe Anscharius, den auf dem Reichstage zu Aachen Abt Wala dem Kaiser zu der Mission nach dem Norden empfohlen hatte. Auf Ludwigs Befehl ward derselbe unverzüglich nach Hof berufen. Als zuerst Abt Wala und nachher der Kai-

ser selbst und dieser unter der huldvollsten Versicherung, daß hier auch nicht von dem mindesten Zwang die Rede seyn dürfte, ihn befragten, ob er sich entschließen könnte, den heidnischen Normännern das Evangelium zu verkündigen, gab er in Demuth und holder Einfalt die schöne Antwort, daß er stets bereit sey, freudig dahin zu gehen, wohin ihn der Wille Gottes und seiner Obern rufen würden. Als mehrere Mönche aus seinem Kloster, die mit ihrem Abt ebenfalls an den Hof nach Aachen gekommen waren, Ansgars Entschluß erfuhren, suchten sie auf alle Weise ihn von seinem frommen Vorhaben wieder abzulenken. Die Rohheit, Wildheit und Grausamkeit der Normänner, die gefahrvolle weite Reise und die fruchtlosen Bemühungen so vieler frühern Missionäre waren der gewöhnliche Text, der ihrem eiteln Zureden zu Grunde lag. Einige beschuldigten ihn sogar einer leichtsinnigen Ueberschätzung seiner Kräfte, indem er sich Gefahren aussetzen wolle, denen schon so manche andere unterlagen und welchen er gewiß nicht besser als jene gewachsen seyn würde. Aber Ansgars Ohr blieb allen Vorstellungen seiner noch schwachen oder noch zu fleischlich gesinnten Brüder verschlossen, und um sich ihren Zudringlichkeiten zu entziehen, wählte er für die ganze Zeit, die er in Aachen zubringen mußte, einen nicht sehr weit von der Stadt entfernten, einsam gelegenen Weinberg zu seinem Wohnort. Zu dem ihm übertragenen Apostelamt sich vorbereitend, machte er hier gleichsam seine Exercitien, und sammelte im Stillen durch Gebet und Betrachtung jenen heilbringenden Samen, den er nun bald auf heidnischem Boden zu säen berufen war.

10. Wie verborgen und abgeschieden von der Welt sich auch Ansgar in seinem Weingarten glaubte,

ırd er doch von einem der Brüder aus seinem
:oster, Namens Autbert, ganz unvermuthet mit
ıem Besuche überrascht. Anfänglich stellte sich
rselbe, als wenn er, gleich den bisherigen lästigen
athgebern, in der nämlichen Absicht gekommen
äre. Als aber Ansgars diesmal sehr ernsthafte Ant-
ort ihn von der Festigkeit des einmal gefaßten Ent-
)lusses vollkommen überzeugte, gestand er ihm auf-
htig, daß er blos deswegen gekommen sey, um
n zu bitten, daß er ihn zu seinem Gehülfen an-
hmen und ihm erlauben möge, ihn, wohin er nur
ımer gehen würde, zu begleiten. Jetzt erheiterte
h das Gesicht unsers Heiligen; mit Freude ge-
ährte er dem Autbert seine Bitte, jedoch unter der
edingung, wenn auch der Abt seine Einwilligung
zu geben würde. Wala war ganz erstaunt, als er
ıtberts Entschluß erfuhr. Derselbe gehörte einer
r edelsten und vornehmsten fränkischen Familien an,
ar schon Prior in dem Kloster, und hatte die ge-
isse und nahe Aussicht auf eine der reichsten und
ıgesehensten Abteien im Reiche. Aber gerade in
esem verächtlichen Hinwegsehen über eitle Vorzüge
ıd der kalten Gleichgültigkeit bei so lockenden Aus-
hten erkannte Wala Autberts höheren Beruf, und
eit entfernt ihn davon abzuhalten, bestärkte er ihn
elmehr in einem Vorhaben, wozu er nun selbst
it der größten Bereitwilligkeit seine Zustimmung
ıb.

11. Im Gefolge des Königs Harald traten
ıdlich Ansgar und Autbert im Frühjahre 827 die
eise nach dem Norden an. Aber gleich der Anfang
rer apostolischen Wanderung schien von keiner gu-
n Vorbedeutung; denn die Beschwerden, welche
: in den ersten paar Tagen zu ertragen hatten,
aren wirklich von der Art, daß sie sicher den Ei-

ser jedes Andern erkaltet haben würden. Harald, in dem Christenthum noch wenig unterrichtet, ohne allen Begriff von kirchlicher oder priesterlicher Würde, daher auch ohne die mindeste Ehrfurcht gegen den hohen Beruf eines Heidenapostels, bekümmerte sich gar nichts um die in seinem Gefolge reisenden Missionäre. Des Königs Dienerschaft, noch roher und unwissender als ihr Herr, behandelte beide mit der größten Geringschätzung, und dachte auch nicht von weitem daran, ihnen nur die unbedeutendsten Liebesdienste zu erweisen. Zu Fuße mußten sie den ganzen Weg bis nach Cöln machen, ihre Habseligkeiten, die größtentheils in den von dem Kaiser ihnen geschenkten, zum heiligen Opfer erfoderlichen Gefäßen und dem nothwendigsten Kirchenornat bestanden, mußten sie selbst tragen, waren Wind und Wetter, Nässe und Kälte ausgesetzt, und hatten entweder gar keine, oder nur äußerst dürftige und schlechte Nahrung. Diese Mühseligkeiten hatten jedoch in Cöln ein Ende. Der dortige Erzbischof Hadebold erbarmte sich ihres verlassenen Zustandes, und nahm sie liebevoll in seine bischöfliche Wohnung auf. Hier erholten sie sich einige Tage von ihren ausgestandenen Beschwerden, erhielten von Hadebold, welcher schon früher die Nation der Normänner kennen gelernt hatte, manchen guten Rath; und als sie endlich von ihm Abschied nahmen, schenkte er ihnen, um ihre Reise zu Wasser fortzusetzen, ein wohlgebautes, mit Wein, Lebensmitteln und allen andern Bedürfnissen hinreichend versehenes Schiff. Damit die beiden Missionäre, wie es ihrer Würde geziemte, von dem übrigen Schiffsvolk getrennt, ungestört dem Lesen heiliger Schriften, dem Gebete und Betrachtungen obliegen konnten, hatte Hadebold auf dem Schiffe zwei besondere, sehr bequeme Zimmer für sie einrichten lassen. Als Harald das Schiff be-

sah, dessen Struktur ihm ebenso unbekannt war, als die sich darauf darbietenden Bequemlichkeiten ihm gefielen, äußerte er den Wunsch, dasselbe ebenfalls besteigen zu dürfen. Mit der größten Freude gab Ansgar seine Einwilligung dazu, und überließ es sogar dem dänischen Fürsten, von den beiden Zimmern sich das bequemste zu wählen. Die beiden Missionäre kamen nun mit Harald, und gewiß zu dessen eigenem Heile, in tägliche und immer nähere Berührung, was jetzt auch für sie sehr angenehme Folgen hatte; denn als die Dienerschaft ihres Herrn vertraulichen Umgang mit den Missionären sah, behandelte sie dieselben mit der größten Ehrerbietung, und wetteiferte gleichsam unter sich, ihnen bei jeder Gelegenheit die erforderlichen Dienstleistungen zu erweisen. Sie fuhren nun den Rhein hinunter bis an das Meer, und obgleich das von Hadebold ihnen gegebene Fahrzeug nur ein Flußschiff war, bestand es doch sehr gut die Seefahrt, und an der friesischen Küste hinaufsegelnd, gelangten sie ohne irgend einen widrigen Zufall glücklich an Dänemarks Grenze an. Hier trennte sich Harald von ihnen. Er durfte es jetzt noch nicht wagen, den für ihn immer noch feindlichen dänischen Boden zu betreten, und zog sich demnach auf seine, von Ludwig dem Frommen ihm in Friesland geschenkten Domänen zurück.

12. Die Missionäre waren zu Hollingsstedt an der Treen, damals die Hauptniederlage aller über die Nordsee für Dänemark kommenden Waaren, gelandet. In dieser Stadt wie in der nächsten Umgegend gab es schon ziemlich viele Christen. Ansgar und Autbert stärkten diese in ihrem Glauben, belehrten auch einige Heiden, und ertheilten ihnen die heilige Taufe. Da es aber ihr eigentlicher Beruf war, dem heidnischen Dänenvolk das Evangelium

zu predigen; so weilten sie nicht sehr lang in Hollingsstedt, sondern gingen nach Haddeby, einem auf dem rechten Ufer der Sley, Schleswig gegenüber, mithin auf der äusersten Grenze des dänischen Gebietes liegenden Ort. Gleich den frühern Missionären errichteten sie hier eine christliche Kinderschule, kauften von den Bewohnern der Umgegend mehrere Knaben, die sie in dem Christenthum unterrichten ließen, und zu welchen bald noch mehrere Kinder auch von freien Aeltern hinzukamen. Diese Schule kam sehr schnell in immer größern Flor, und lieferte nachher die ersten Bischöfe für Dänemark und Schweden. Auch eine christliche Kirche, die erste und älteste in ganz Dänemark, ward in der Folge zu Haddeby erbaut. Das Wort, das der heilige Ansgar und sein Gehülfe hier predigten, erscholl bald weit und breit in der ganzen Gegend, drang endlich selbst in das Innere des Landes. Aus weiter Ferne kamen Götzendiener herbei, begehrten Unterricht, wurden von der Schönheit und dem Beseligenden des Christenthums gerührt, und begehrten und erhielten die heilige Taufe. Eines Tages geschah es, daß mehrere an ihrem heidnischen Wahne mit Starrsinn hangende Götzendiener sich zusammenrotteten, in der Absicht, die gottesdienstliche Versammlung der Neubekehrten zu überfallen, sie mit Steinwürfen auseinander zu treiben, und den heiligen Ansgar und dessen Gehülfen, wo nicht zu tödten, doch so zu schrecken, daß beide von selbst den Ort und die Gegend verlassen würden. Mitten unter der Predigt sollte auf ein unter ihnen verabredetes Zeichen der Tumult beginnen. Zahlreicher als sonst fanden sich also die Heiden an diesem Tage in der Versammlung der Christen ein; aber demungeachtet ging alles ruhig vorüber. Die Verschworenen hatten kaum einige Minuten dem

eiligen Ansgar zugehört, als plötzlich ihr ganzes
Herz gleichsam wie umgedreht war. Jedes Wort,
as der Heilige sprach, war für sie ein Pfeil, der
ır Innerstes durchdrang. Mit Ruhe und immer
eigender Aufmerksamkeit hörten sie die ganze Pre-
igt an, und als Ansgar geendigt hatte, kamen sie
ı ihm, fielen vor ihm auf die Kniee, bekannten
ıter Thränen ihr ruchloses Vorhaben, und baten
müthig um fernern Unterricht, und um die heilige
aufe. — Wir haben schon an einem andern Orte
merkt, daß die plötzlichen Umwandlungen verstock-
r und verhärteter Gemüther zu den größten Wun-
rn der Natur gehören, die gewöhnlich nur durch
e Fürbitte vollendeter Heiligen bei Gott erfleht
erden können *).

13. Zwei Jahre hatte jetzt der heilige Ans-
ır mit allem, einen von Gott berufenen Apostel be-
eitenden Segen in Dänemark in dem neu angeleg-
n Weinberg des Herrn gearbeitet. Die Mission
ınd in ihrer schönsten Blüthe. Sehr viele Heiden
ıren schon in die Quelle des Heils getaucht, und
it jedem Tage vermehrte sich noch ihre Anzahl.

---

*) Viele Jahre flehete die heilige Monica, und stets unter einem Strom von Thränen, zu Gott, um die Bekehrung ihres Sohnes. Um ihr festes, nicht hin- und herschwankendes Vertrauen auf Gottes grenzenlose Güte und Barmherzigkeit zu prüfen, ließ Gott, dem Anscheine nach, die fromme Mutter lange Zeit unerhört. Aber wie überschwenglich reich lohnte nicht nachher die allerbarmende Liebe Monicas Gebete, Thränen und Seufzer, und in welchen großen, ungemein liebenswürdigen Heiligen und erleuchteten Kirchenlehrer verwandelte sie nicht den einst so leichtfertigen und von den Banden der Sinnlichkeit so fest umstrickten Manichäer?

Ansgar und sein Gehülfe opferten sich ganz ihrem heiligen Berufe. Lehren, Predigen, Taufen, gottesdienstliche Verrichtungen jeder Art, in Verbindung mit einer Menge anderer Werke der Barmherzigkeit, erlaubten ihnen des Tages kaum ihre wenige und geringe Nahrung zu sich zu nehmen, und des Nachts sich einige Stunden der Ruhe zu gönnen. Wenn sie des Tages mit einem, sie beinahe selbst verzehrenden Eifer gearbeitet hatten, durchwachten sie nicht selten noch ganze oder halbe Nächte im Gebet für die Neubekehrten, auch für sich um Beistand flehend, und daß Gedeihen und Früchte bringen möge die Saat, die sie gesäet. — Solchen anhaltenden Anstrengungen unterlag endlich die weit schwächere Leibesbeschaffenheit des Autberts. Er ward von einem bösartigen schleichenden Fieber überfallen. Zusehends schwanden seine Kräfte, nur nicht sein Eifer und christlicher Heldenmuth; denn obgleich krank und völlig entkräftet erfüllte er doch noch immer mit der strengsten Gewissenhaftigkeit alle Pflichten seines heiligen Amtes. Da das Uebel allen Heilmitteln, die man dem Kranken bot, hartnäckig trotzte, entschloß sich endlich Ansgar, ihn wieder nach Alt-Corvei in Frankreich zurückzuschicken. Der Heilige hoffte, daß das weit sanftere vaterländische Clima Autberts Gesundheit wieder herstellen werde. Bald ward er jedoch eines Andern belehrt, und ihm geoffenbart, daß der Kranke zwar ohne allen Unfall in Alt-Corvei ankommen werde, aber blos um sich dort unverzüglich sein Grab zu suchen. Als Autbert unter vielen Thränen von dem heiligen Ansgar Abschied nahm, sagte dieser zu ihm, daß sie jenseits sich einst einander wieder umarmen würden, ihm dadurch zu verstehen gebend, daß Gott seine Tage gezählt und die Zahl derselben jetzt voll sey. Autbert kam wirklich nach nicht sehr langer, von keinem widrigen Zufall

unterbrochenen Reise in seinem Kloster in Frankreich an, ward aber dort gleich bei seiner Ankunft auf das Krankenlager geworfen, und starb wenige Tage nachher den Gott so wohlgefälligen Tod des Gerechten.

14. Bald darauf ward auch der heilige Ansgar von dem Kaiser wieder zurückgerufen. Gesandten eines schwedischen Königs, Namens Biorn, waren am Hofe Ludwigs angekommen. Auf seinen Raubzügen waren dem Biorn viele christliche Gefangene in die Hände gefallen. Er selbst war ein verständiger, milder Fürst, der, obgleich ein Heide, dennoch mit wahrer christlicher Schonung und Menschenliebe seine Gefangenen behandelte. Außer dem Verlust ihrer Freiheit, hatten diese sich über nichts zu beklagen; nur bejammerten sie unaufhörlich, daß sie aus Mangel eines Priesters aller Tröstungen der Religion entbehren müßten. Auf ihr vereintes Bitten ordnete Biorn eine Gesandtschaft an den Kaiser, theils um mit demselben wegen des Lösegelds mehrerer Gefangenen zu unterhandeln, theils auch, um für die übrigen Christen, welche in Schweden bleiben würden, sich einige Geistlichen zu erbitten. Die Gesandten versprachen im Namen ihres Herrn, daß die Missionäre, wenn Ludwig einige dahin senden wolle, bei ihrem König nicht nur die beste Aufnahme finden, sondern auch die Erlaubniß von ihm erhalten würden, allen seinen Unterthanen im ganzen Lande die Lehren des Christenthums zu verkündigen. — Wie vor einigen Jahren befand Ludwig sich auch jetzt wieder wegen der Wahl eines hierzu tauglichen Subjekts in großer Verlegenheit. Aber den einsichtsvollen Abt Wala abermals um seine Meinung befragend, gab dieser ihm den Rath, den heiligen Anscharius aus Dänemark zurückzurufen und

demselben auch die Mission nach Schweden zu über tragen. Ansgar ward also zurückberufen, und an dessen Stelle Gislemar, ein ebenfalls frommer und mit den hierzu nöthigen Fähigkeiten ausgerüsteter Mönch von Alt-Corbie, bestimmt. — Es war höchst überflüssig gewesen, den Anscharius nach Aachen kommen zu lassen; denn als er bei seiner Ankunft am kaiserlichen Hofe die Ursache seiner Zurückberufung erfuhr, nahm er nicht nur mit zuvorkommender Bereitwilligkeit den Auftrag an, sondern freute sich noch darüber, daß er zur Ehre Gottes und zum Heil einer im Dämonendienst versunkenen Nation neuen Gefahren und wahrscheinlich auch noch größern, mit viel schwereren Opfern verbundenen Mühseligkeiten entgegen zu gehen gewürdigt werde. An dem Hofe hielt er sich daher nicht lange auf, sondern trat, sobald nur alles geordnet war, mit Gislemar und Witmar, welchen letztern man ihm jetzt zum Gehülfen auf seiner Mission nach Schweden gegeben hatte, die Rückreise nach Dänemark an. Den Gislemar ließ Ansgar in Haddeby, wo er demselben die von ihm gegründete Gemeinde übertrug. Aber mit Witmar bestieg er ein nach Schweden bestimmtes, segelfertig liegendes Kauffartheischiff. Dasselbe lichtete sogleich die Anker und segelte die Sley hinunter in das Meer. Die Fahrt war anfänglich sehr glücklich; aber schon nahe an dem Ziele seiner Reise ward das Schiff nicht ferne von Schwedens Küste von Seeräubern überfallen. Die darauf befindliche Mannschaft leistete zwar tapfern Widerstand, mußte aber unter der Mehrzahl der im Seeraub geübten Piraten unterliegen. Das schöne Fahrzeug nebst dessen ganzer Ladung ward die Beute der Seeräuber, und Sclaverei das Loos der auf dem Schiffe befindlichen Kaufleute und des übrigen Schiffsvolkes. Nur die beiden Missionäre wurden, offenbar nicht ohne

ondere geheime Fügung Gottes, von den See-
ibern an einem öden Ort der schwedischen Küste
das Land gesetzt.

15. Der heilige Ansgar und sein Gefährte
ten jetzt Alles verloren. Nur was sie auf dem
be trugen, war ihnen geblieben. Auch die von
n Kaiser ihnen mitgegebenen, für den schwedischen
rsten bestimmten Geschenke waren ihnen geraubt
rden. Aber keinen Verlust bejammerten sie so
r, als den ihrer Bücher, deren sie mehr als vier-
bei sich gehabt hatten und die von den Räubern,
gleich sie denselben von keinem Gebrauche seyn
nnten, ihnen dennoch auf ihr flehentlichstes Bitten
ht wieder waren zurückgegeben worden. — Birca,
Residenz des schwedischen Fürsten, war noch viele
igreisen entfernt *). Hülflos und von Allem ent-
ößt mußten sie jetzt durch weite, menschenleere
nderstrecken, dichte mit reißenden Thieren bevöl-
te Wälder, große Sümpfe und Moräste wandern,
d nicht selten über breite, gefrorne Flüsse setzen.
säglich waren die Gefahren und Drangsale, gegen
lche die beiden Missionäre nun mehrere Wochen
kämpfen hatten. Aber nichts vermochte den christ-
hen Heldensinn unsers Heiligen zu beugen. Des
eistandes von Oben versichert, hatte er stets das

---

*) Nach dem Zeugniß des Adamus lag Birca gleichsam im Mittelpunkte von Schweden. „Birca est opidum Gothorum in medio Sueoniae positum, non longe ab eo templo, quod celeberrimum Sueones in cultu deorum, Ubsola dicto; in quo loco sinus quidam ejus freti, quod Balthicum vel Barbarorum dicitur, in boream vergens, portum facit barbaris gentibus, quae hoc mare diffusim habitant, optabilem.“ (Adam. Hist. l. I. c. 50.)

Beispiel der Apostel vor Augen, und sein
weckte und erhielt nun auch den Muth sei
fährten, des mit treuer Liebe ihm anhangend
mars. — Geleitet von der Hand der Vo
kamen sie endlich glücklich in Birca an, wur
dem edeln Biorn mit dem größten Woh
empfangen, und von ihm, nach gehaltener Be
mit den Großen seines Reiches, sogleich ermä
ihre neue Lehre in dem ganzen Lande zu ve
gen. Voll Dankgefühl gegen die unendlichen
mungen Gottes, der sein Licht, das Licht gö
Wahrheit, nun auch dem Schwedenvolke woll
nen lassen, betrat Ansgar jetzt auf das Neue
seine apostolische Laufbahn. Der nämliche, j
möchte wohl sagen, noch größerer Segen,
über die Mission in Dänemark ergossen, ver
sich nun auch über die Arbeiten unsers Heili
Schweden. Aber es war nicht Ansgars
nicht kleines Talent der Wohlredenheit, nic
wohlklingende Ton seiner Stimme, oder d
allen seinen Gesichtszügen hervortretende stille,
Würde, welche sich jetzt so schnell wieder d
müther bemächtigten. Es war einzig und all
Kraft des heiligen Geistes, die vor Ansga
kunft alle Herzen schon vorbereitet hatte. Ue
Erwartung zahlreich war demnach, als er das
mal auftrat, der Zusammenlauf des Volkes.
hin er sich begab, liefen die Leute aus der g
oft weiten und fernen Umgegend schaarenwei
bei. Männer und Frauen von jedem Stan
den sich unter seinen zahlreichen Zuhörern ein.
staunender Ehrfurcht hingen Alle an den Lipp
von Gott begeisterten Predigers. Ohne von
Strahl göttlicher Gnade getroffen zu seyn,
keiner von ihm hinweg, und wer einmal b
gewesen, verlangte mit Sehnsucht nach der

des Heils. Viele hunderte wurden oft an einem und demselben Tage durch das Bad der heiligen Taufe in Christo erneuert. Reich war die Ernte, nur fehlte es, wenigstens menschlichem Urtheil nach, an einer hinreichenden Anzahl von Schnittern. Aber durch ein, zwar gewöhnlichen Augen nicht so auffallendes, weil nicht mit den äußern Sinnen zu ergreifendes Wunder, verdoppelte und vermehrte jetzt Gott über jedes menschliche Maaß die geistigen wie physischen Kräfte seines Dieners. Ueberall, wo man nach Ansgar verlangte, wie entfernt auch die Orte seyn mochten, fand er sich ein; wo man seines Unterrichtes, seines Trostes oder seiner Hülfe bedurfte, da kam er zu lehren, zu stärken, zu trösten oder zu helfen, und unaufhörlich für seine neue Gemeinde besorgt und unablässig im Gebete für sie ringend, übte er, wie früher unter den Dänen, auch hier wieder eine Menge Werke leiblicher Barmherzigkeit. Die wirksame Gnade Gottes erstreckte sich indessen nicht blos auf die Armen und Niedern im Volke; auch viele aus dem schwedischen Adel, denn zum Glücke gab es damals weder Weltweise noch starke Geister in Schweden, nahmen das Wort, das der Heilige ihnen verkündete, willig in ihrem Herzen auf. Besonders bemerkenswerth unter diesen machte sich Graf *) Helligar, einer der angesehensten Großen am königlichen Hofe. Sobald er den heiligen Anscharius gehört hatte, ward er nicht nur ein Christ, sondern wußte auch das weiße Gewand, das er am Tage seiner Wiedergeburt erhielt, sein ganzes Leben hindurch fleckenlos zu erhalten. Auf

*) Das heißt, Helligar war ein schwedischer Jarl oder Earl, eine höhere Stufe des Adels, die, wie wir schon in der Geschichte der Angelsachsen bemerkt, jener eines fränkischen Grafen ganz nahe stand.

seinen Domainen erbaute er eine christliche Kirche, und als in der Folge brausende Winde das von Ansgar auf schwedischem Boden errichtete Haus von allen Seiten bestürmten und große Wasserfluthen es zu stürzen droheten, ward Helligar dessen feste, es beinahe ganz allein erhaltende Stütze.

16. Anderthalb Jahre hatten jetzt die beiden Missionäre mit dem glücklichsten Erfolge die Lehre des Heils in Schweden verbreitet. Aber das im Norden nun so schön aufblühende Christenthum bedurfte noch einer sehr sorgsamen Pflege, und Vorkehrungen waren nothwendig, die nicht der heilige Ansgar, sondern blos der fromme Kaiser Ludwig und das Oberhaupt der Kirche treffen konnten. Neue bischöfliche Stühle mußten nämlich gegründet, auch mehrere treffliche Pflanzschulen errichtet werden für taugliche Missionäre und fromme Priester, wenn anders auch ferner noch das Licht des Evangeliums nicht blos den in Dänemark und Schweden neubekehrten Christen, sondern auch den übrigen Ländern des Nordens leuchten sollte. Ansgar beschloß demnach in sein Vaterland zurückzukehren, besuchte auf seiner Rückreise die von ihm zu Hatteby gegründete Gemeinde und begab sich hierauf an den Hof des Kaisers nach Aachen. — Des frommen Ludwigs Herz ward mit großem Trost erfüllt, als er die von Ansgar ihm überreichten Briefe des schwedischen Fürsten las. Der edle Biorn dankte dem Monarchen für die ihm und seinen Unterthanen erwiesene Wohlthat, meldete ihm die Freilassung und baldige Ankunft einer bedeutenden Anzahl gefangener Christen, und ergoß sich in Lobsprüche auf die beiden nach Schweden gesandten Missionäre. Aber noch mehr erfreut ward Ludwig, als Ansgar über den immer mehr zunehmenden Flor der nordischen Chri-

nheit ihm mündlichen, in das kleinste Detail ein- henden Bericht erstattete; und der Kaiser ging nun n so bereitwilliger in alle von dem heiligen Ans- ır gemachte Vorschläge ein, als mehrere Bischöfe m sagten, daß das, was man jetzt von ihm zu langen wünsche, schon von seinem großen Vater schlossen gewesen sey. Carl der Große war näm- h einige Jahre vor seinem Tode auf den heilsamen edanken gerathen, auch jenseits der Elbe bischöf- he Stühle zu gründen. Aus dieser Ursache hatte die nordalbingischen Länder keiner der sächsischen schöflichen Diöcesen einverleibt; auch die kirchliche erwaltung derselben einem, nicht von einem säch- chen, sondern fränkischen Bischofe geweihten Prie- ır, Namens Heridach, übertragen, und zwar ohne n der Jurisdiction irgend Eines der sächsischen ischöfe zu unterwerfen. Die damals noch nicht ordneten politischen Angelegenheiten des Nordens ırchkreuzten Carls Vorhaben, und nach seinem Tode ar nicht mehr die Rede davon. Den Plan seines oßen Vaters führte nun Ludwig aus, und stiftete it Zustimmung der in einem zahlreichen Concilium rsammelten Bischöfe *) in dem Jahre 831 zu amaburg (Hamburg) ein Bisthum, welches schon ı dem folgenden Jahre von dem Pabste Gregor V. zu einem Erzbisthum erhoben ward. Ueber ie Wahl des neuen Bischofes konnten die Stimmen icht getheilt seyn. Niemand war des hohen bischöf-

*) Ludwig, des Plans seines großen Vaters unkundig, hatte etwas voreilig schon vor einigen Jahren die Län- der jenseits der Elbe den Diöcesen der beiden sächsi- schen Bischöfe von Bremen und Verden einverleibt, daher er jetzt zur Gründung eines neuen Bisthums für die in den Kirchsprengeln dieser beiden Bischöfe liegenden Länder auch der Zustimmung derselben be- durfte.

lichen Amtes würdiger als unser Heiliger, der nun in dem dreißigsten Jahre seines Alters von dem Bischofe Drogo von Metz, mit Zuziehung der Bischöfe von Bremen und Verden, und in Gegenwart einer Menge fränkischer Bischöfe und Prälaten zum Bischofe von Hamburg geweihet *) ward. Da dieses Bisthum, außer der Hauptkirche, nur noch aus drei sehr armen Kirchen bestand; so schenkte Kaiser Ludwig demselben die in Flandern gelegene Abtei Thorout.

17. Um die päbstliche Bestätigung zu erhalten, ging auf Verlangen des Kaisers Ansgar selbst nach Rom. Dahin begleiteten ihn die beiden Bischöfe Bernold und Ratholo von Straßburg und Soissons, und noch ein fränkischer Graf, Namens Gerold, den Ludwig ebenfalls dieser Gesandtschaft beigeordnet hatte. Des Kaisers Gesandten wurden von dem Pabste sehr huldvoll empfangen; aber besonders zeichnete Gregor den heiligen Ansgar vor allen übrigen aus. Er erhob den Stuhl von Hamburg zu einem erzbischöflichen Sitz, ertheilte dem Ansgar das Pallium, ernannte ihn mit der ausgedehntesten Vollmacht zu seinem Legaten und unterwarf seiner Jurisdiktion alle nordischen Länder. — Begleitet von dem Segen des römischen Stuhles, das heißt von dem Segen des heiligen Apostels Petrus selbst, kehrte hierauf Ansgar wieder nach Deutschland zurück.

---

*) Drogo war Erzkaplan der kaiserlichen Pfalz, und hatte in dieser Eigenschaft vor den Erzbischöfen den Vorrang, den man ihm um so weniger streitig machte, da er bekanntlich ein Sohn Carls des Großen, mithin Bruder des damals regierenden Kaisers Ludwig war.

18. Aber wo auch unser Heiliger seyn mochte, dem geräuschvollen kaiserlichen Hoflager in Aachen, r in der großen, prachtvollen Stadt des heiligen trus, vergaß er doch nie die von ihm gegründeten › seinem Herzen stets so nahe liegenden Kirchen Dänemark und Schweden. Wegen der weiten tfernung des schwedischen Reiches hielt er es vor em für nothwendig, nach gepflogener Berathung t dem Erzbischofe Ebbo von Rheims *), auch :t einen bischöflichen Stuhl zu gründen. Er !ug hiezu einen Anverwandten des Ebbo, den ɩutzbert vor, der mit Genehmigung des Kaisers n unverzüglich zum Bischofe geweihet ward, und seiner Consecration den Namen Simon erhielt **). ie trefflich diese Wahl war und wie sehr der wedische Bischof seinem großen Vorbilde, dem ligen Ansgar, wenigstens in der Ferne zu folgen hte, darüber werden wir etwas weiter unten über- ɩgende Beweise finden.

*) Wie der Leser sich erinnern wird, war Ebbo vor mehrern Jahren von dem Pabste Pascal ebenfalls zum Legaten des römischen Stuhles ernannt worden. Obgleich er nun seit seiner in dem Jahre 826 erfolgten Rückkehr aus Dänemark keinen Fuß mehr auf das rechte Elbufer gesetzt hatte, auch in der Folge nicht setzte; so gab er sich doch das Ansehen, als wenn das nordische Missionswerk ihm immer noch sehr am Herzen liege, und da des heiligen Ansgars holde Demuth und liebenswürdige Bescheidenheit anderer Menschen Schwachheiten und sogar eitle Anmaßungen, sobald diese nur der Ehre Gottes und der Kirche keinen Abbruch thaten, sehr leicht ertragen konnten; so zog er den Ebbo sehr oft bei den die nordischen Kirchen betreffenden Angelegenheiten zu Rathe.

**) Um die neue schwedische bischöfliche Kirche einstweilen einigermaßen zu dotiren, schenkte ihr Ludwig eine, bei Verden gelegene ziemlich einträgliche Abtei.

19. Ganz und ungetheilt und mit dem feurigsten, jedoch stets von ruhiger Weisheit geleiteten Eifer überließ sich jetzt unser Heiliger seinem doppelten Berufe, als Erzbischof und Heidenapostel. Er sandte Boten des Heils nach Dänemark, Norwegen und Schweden, und obgleich er jetzt seine bischöfliche Residenz selten verließ, so war es doch stets sein Geist, der alle die frommen Missionäre beseelte, die er in die entferntesten Länder sandte. In Hamburg selbst baute er den Dom und die Peterskirche, gründete ein Kloster, bevölkerte es mit Religiosen aus dem Kloster von Neu-Corvei, versah es mit einer auserlesenen Bibliothek — (gewiß ein in den damaligen Zeiten sehr großen Aufwand erforderndes Unternehmen) — und legte überdieß noch mehrere Schulen an, in welchen er die treffliche Lehrmethode des Paschasius Radbert, dem er selbst so vieles zu danken hatte, einführte, und aus denen nachher mehrere Gelehrten, fromme Ordensmänner und selbst Bischöfe hervorgingen. Aber auch nicht minder besorgt für das zeitliche Wohl der ihm anvertrauten Heerde, umfaßte seine väterliche Sorgfalt alles, was nur immer zum Flor der Stadt und zum Wohlstand ihrer Einwohner beitragen konnte. Ihm dankt eigentlich Hamburg sein Daseyn. Als er das erstemal dahin kam, fand er nur einige wenige Häuser und eine sehr ärmliche Kirche. Aber schnell gewann jetzt alles eine ganz andere Gestalt. Der selbst schon tief im Norden verbreitete Ruhm seines Namens, noch mehr seine persönliche Liebenswürdigkeit, die gleichsam mit der Kraft eines Magnets jedes Herz an sich zog, dann die Erbauung des Doms und der Peterskirche, die Gründung eines, mit lauter frommen, alle ihre Zeit zwischen Gebet, gottesdienstlichen Verrichtungen und den Wissenschaften theilenden Mönchen bewohnten Klosters,

e trefflichen Schuleinrichtungen, in Verbindung
it Ansgars sich immer mehr kund gebender Hei-
gkeit und dessen grenzenloser Milde und Freigebig-
it, die stets zu geben, zu helfen und zu unter-
ützen bereit waren, zogen eine Menge selbst schon
ohlhabender Leute, sogar von dem südlichen Ufer
r Elbe herbei, die nach Hamburg kamen, Häuser
uten, und unter dem Schutz und in dem Schat-
n des erzbischöflichen Stuhles sich allda ansiedel-
n; kurz, Hamburg, welches vor dem heiligen
nsgar blos ein elender, unbedeutender Ort war,
ard unter seinem Episcopat in kurzer Zeit eine
höne, schon ziemlich reiche, und leider, wie wir
ld sehen werden, durch ihren schnell aufblühenden
Johlstand auch die Habsucht der normännischen
eeräuber lockende Stadt *).

20. Obgleich auf einen erzbischöflichen Stuhl
hoben und als päbstlicher Legat mit der ganzen
utorität des apostolischen Stuhles bekleidet, blieb
doch, weil einfältigen Herzens, auch stets höchst
nfach in seinen Sitten. An der ungemein stren-
n Lebensweise, welche er sich längst schon zum
esetz gemacht hatte, veränderte er nicht das Min-
ste. Niemand war mäßiger als er; niemals trank
Wein; sein ganzes Leben war ein ununterbroche-

*) Freilich hatte die Stadt Hamburg schon, was weder der Erzbischof Ansgar noch ein anderer Heiliger ihr hätte geben können, nämlich — die Elbe, die bei der Stadt einen natürlichen Hafen bildete, und, weil ganz nahe an ihrem Ausfluß in die Nordsee, auch schon die größten Schiffe tragen konnte. Ein solcher Strom ladet zum Handel ein; die dabei zu gewinnenden Vortheile wecken nun immer mehr die Handelsthätigkeit der Einwohner, und vermehren demnach auch zusehends ihren Wohlstand.

nes Fasten, und oft waren Monate hindurch blos Brod und Wasser, und dieses noch sehr sparsam zugemessen, seine einzige Nahrung. Dabei trug er stets ein härenes Unterkleid, schlief auf hartem Lager, und wenn die Menge apostolischer Arbeiten den Tag hindurch beinahe alle seine Kräfte erschöpft hatte, vermochte er dennoch seinen Schlaf zu beherrschen, und widmete die Hälfte der Nacht dem Gebet. — Gleich allen Heiligen betrachtete er ebenfalls die Armen als die kostbarsten Glieder des Leibes Jesu. Alle Einkünfte seiner Kirche, wie seiner reichen Abtei in Flandern, waren das Eigenthum der Dürftigen und Bedrängten, und wenn er diese, welches sehr oft geschah, entweder in seiner bischöflichen Wohnung oder in ihren eigenen ärmlichen Hütten labte und speiste, bediente er sie dabei stets selbst. — Auch das harte Loos der Sklaven drückte und preßte Ansgars liebevoll theilnehmendes Herz. Unter den Nordalbingen *), obgleich Christen, herrschte damals die unmenschliche Sitte, alle Flüchtlinge aus den benachbarten heidnischen Ländern der Obotriten, Wilzen und Slaven, welche Schutz und Sicherheit bei ihnen zu finden geglaubt hatten, in die niedrigste und härteste Knechtschaft zu versetzen, bei den schwersten Arbeiten sich ihrer als Sklaven zu bedienen, oder gar als solche sie wieder den Heiden zu verkaufen. Diesen die Menschheit entehrenden und den Geist des Christenthums schändenden Gebrauch konnte und wollte Ansgar unter den seiner bischöflichen Leitung anvertrauten Völkern nicht länger dulden. Aber er fand sich diesfalls in keiner kleinen Verlegenheit, weil gerade die Vornehmern und Mäch-

---

*) Nordalbingen nannte man die auf dem nördlichen Ufer der Elbe wohnenden, dem fränkischen Reiche unterworfenen Völker.

tigern im Lande sich am meisten dieses Frevels schuldig machten. Wie gewöhnlich nahm er also wieder seine Zuflucht zu Gott, und wie schon oft in seinem Leben, öffnete ihm sein Gebet auch jetzt wieder eine der Pforten der unsichtbaren Welt. In einem nächtlichen Gesicht sah er nämlich alle jene, deren gewaltsamen Widerspruch er bei seinem Gott so gefälligen Vorhaben am meisten fürchtete, in demüthiger Stellung vor ihm stehen, mit ehrerbietiger Aufmerksamkeit seine Ermahnungen anhören, und mit der größten Bereitwilligkeit allen seinen Anordnungen und Vorschriften sich fügen. Ermuntert durch diese Vision begann Ansgar sogleich sein frommes Werk. Er durchreiste das ganze Land, und fand nun wirklich bei denen, welche er für die wildesten und unbeugsamsten gehalten hatte, gerade die größte Folgsamkeit. Allen, auf obige ungerechte Weise in die Knechtschaft Gerathenen ertheilten sie sogleich ihre Freiheit; durchforschten sogar selbst die ganze Gegend, und wo sie ähnliche Knechte fanden, machten sie solche nicht nur auf der Stelle frei, sondern suchten auch wo möglich sie für das, was sie bisher erduldet, zu entschädigen. Jene schändliche, Gottes Wort wie alle Menschenwürde mit Füßen tretende Sitte verschwand nun gänzlich unter den Nordalbingen, und von jetzt an hatten die zu ihnen fliehenden Fremdlinge weder für ihre Person noch für ihre Freiheit auch nur das Mindeste mehr zu befürchten.

21. Aber immer mehr verherrlichte nun Gott seinen Diener auch schon hier auf Erden. Er empfing jetzt die Gnadengabe, Kranke und Preßhafte entweder blos durch Auflegung der Hände, oder Salbung mit heiligem Oel von ihren Krankheiten und Gebrechen zu befreien. Zwar gebot er den Geheilten stets unverbrüchliches Stillschweigen; aber

demungeachtet verbreitete sich die Kunde von diesen wunderbaren Heilungen bald weit und breit im Lande. In seiner Gegenwart durfte man jedoch nicht davon sprechen; und als einst einige der Vertrautesten seiner Schüler das Gespräch ganz unvermerkt auf die, ihm von Gott verliehenen, wunderbaren Heilkräfte zu lenken wußten, gab er ihnen eine ausweichende Antwort, und sagte, daß, wenn er, wie sie wähnten, bei Gott in einem so großen Credit stünde, er Ihn vor allem bitten würde, aus ihm selbst erst einen frommen erleuchteten Bischof zu machen. — Auch die Verborgenheit wie die Zukunft schloßen sich jetzt oft seinem Blicke auf; denn wenn Leute, die in schweren Bedrängnissen sich fühlten, oder ein ihnen nahendes großes Unglück befürchten zu müssen glaubten, zu ihm ihre Zuflucht nahmen, so sagte er ihnen entweder, daß ihre Furcht wie alle ihre Besorgnisse ungegründet wären, oder er gab ihnen einen Rath, der für sie stets ein, sie auf dem kürzesten und sichersten Wege zu ihrem Zwecke führender Leitfaden war.

22. Unter der Fülle des Segens hatte jetzt Ansgar ungefähr vierzehn Jahre der Kirche von Hamburg vorgestanden, als es Gott in dem Jahre 845 gefiel, seinen treuen Diener durch eine der härtesten und schwersten Prüfungen auf immer noch höhere Stufen von Vollkommenheit zu führen. Die bisher ununterbrochen genossene Ruhe lößten jetzt furchtbare Stürme ab. Die Normänner unternahmen nämlich, nachdem sie Friesland verheert hatten, in dem so eben erwähnten Jahre mit sechshundert Schiffen einen Seezug nach Hamburg. Zum Unglück war Graf Bernarius, dem die Vertheidigung der deutschen Nordküste übertragen war, mit seinen Schaaren in dem Innern Frankreichs.

Demungeachtet glaubte der Erzbischof, den Barbaren Widerstand leisten zu können; aber diese segelten mit ihren leichten Schiffen so schnell, daß, bevor man noch die waffenfähigen Landleute aus der Gegend zusammen bringen konnte, sie schon gelandet waren, und die Stadt von allen Seiten zu berennen anfingen. An Widerstand war jetzt nicht mehr zu denken, nur in schleuniger Flucht noch Heil zu finden. Kaum halb gekleidet, entrann der heilige Erzbischof ohne Mantel. Ebenso auch die Priester seiner Kirche nebst den Mönchen. Bei der allgemeinen Bestürzung und der überall herrschenden Verwirrung hatten die Erstern doch die Besonnenheit noch, vor allem auf die Fortschaffung ihrer heiligen Reliquien bedacht zu seyn. Auch von den Einwohnern floh, was fliehen konnte. Mehrere fielen jedoch in die Hände der Normänner, und wer dieß Unglück hatte, dem spaltete eine Streitaxt auch sogleich den Kopf. Hamburg ward rein ausgeplündert. Nichts verschmähte die Raubsucht der Barbaren. Was transportirt werden konnte, ward auf die Schiffe gebracht, was nicht transportabel war, zerstört. Die Kirchen, Schulen und das Kloster wurden niedergebrannt. Der größte Theil der Stadt ward ein Raub der Flammen. Einen Tag und zwei Nächte blieben die Normänner in Hamburg, und als sie mit ihren mit Raub gefüllten Schiffen wieder absegelten, standen von der noch vor ein paar Tagen durch den Fleiß ihrer Bürger so wohlhabenden Stadt nur noch die rauchenden Trümmer *).

*) Mit der in Hamburg gewonnenen Beute nicht zufrieden, segelten die Normänner die Elbe weiter hinauf, landeten abermals, drangen selbst in das Innere des Landes, und fingen nach dem bei ihnen hergebrachten löblichen Gebrauch auf das neue wieder an zu rau-

23. Was der heilige Ansgar seit vierzehn Jahren zum Nutzen und zur Zierde seiner Kirche, zur Beförderung der nordischen Missionen, und zum Besten der dort aufblühenden Christenheit erspart und gesammelt, hatte jetzt ein einziger unglückschwangerer Tag verschlungen. Selbst von seinen eigenen Habseligkeiten war nichts gerettet, als das Wenige, was einige seiner Begleiter in ihren Händen hatten forttragen können. Am schmerzhaftesten fühlte Ansgar den Verlust der Klosterbibliothek, größtentheils ein Geschenk Ludwigs des Frommen, und eine der seltensten und kostbarsten Büchersammlungen jener Zeit. Aber demungeachtet verschwand auch nicht ein Augenblick die Heiterkeit seines Geistes; und um seine Begleiter, die Gefährten seines Unglückes, zu trösten, wiederholte er ihnen öfters die Worte jenes bekannten gottergebenen arabischen Emirs: „Gott hat es gegeben, „Gott hat es genommen. Wie es dem Herrn gefiel, ist es geschehen; gebenedeit von Ewigkeit zu „Ewigkeit sey sein heiliger Name!“ — Bald gerieth Ansgar selbst in die größte Dürftigkeit; denn damit das Maaß seines Unglückes oder vielmehr seiner Prüfungen*) voll werde, verlor er jetzt auch

ben, zu brennen und zu morden. Aber der Graf oder Herzog Cobbo zog ihnen an der Spitze einer Schaar tapferer Sachsen entgegen, ereilte sie, bevor sie es noch vermutheten, schlug sie in die Flucht und nahm ihnen den größten Theil ihres Raubes wieder ab. Ob jedoch der Erzbischof, seine Kirchen und sein Kloster, oder auch die jetzt flüchtigen, in der ganzen Gegend zerstreuten unglücklichen Einwohner Hamburgs wieder Etwas davon zurück erhielten, darüber sagt die Geschichte nichts, und wirklich scheint auch die Folge gerade das Gegentheil zu erweisen.

*) Für einen wahren, ganz in Gott ruhenden und Gott stets in seinem Busen tragenden Heiligen gibt es

:ine Abtei Thorhout, die König Karl der Kahle,
u dessen Reichsantheil Flandern gehörte, wahr-

---

eigentlich kein Unglück, kann auch gar keines für ihn geben; denn Nichts auf der Welt geschieht ohne den Willen Gottes, der ja auch jedes Heiligen — denn eben dies macht ihn zu einem Heiligen — eigener, stets alles Menschliche ausschließender Wille ist. — Rousseau, obgleich leider ebenfalls einer der Afterweisen seiner Zeit, äußert an einem Orte in seinen Schriften einen, gewissermaßen hierher gehörigen, ungemein schönen und tief gedachten Gedanken: „Des Menschen, sagte er, „höchste Würde, wie höchstes Glück ist, „von Gott abzuhängen." — Dies sagte ein Weiser dieser Welt; was sollte und müßte nicht erst der christliche Weise sagen! Wirklich, wenn man bedenkt, daß in Gott zur Beseligung und Beglückung seiner ganzen Schöpfung eine grenzenlose Allmacht, die höchste Weisheit und reinste Liebe als in dem Mittelpunkt unendlicher Vollkommenheit sich vereinigen; daß ferner Gott, weil die Urliebe selbst, gleichsam gezwungen ist, seine Geschöpfe zu lieben, auch diese, alle ohne Ausnahme, vom Seraph bis zum kleinsten Würmchen, in dem Busen göttlicher Liebe des Raums in Fülle und Ueberfluß finden; daß daher auch auf jedem Einzelnen das Auge des Allerbarmers stets erbarmend ruht, und endlich daß wir, ohne vorher durch eine Schaar von Hofmarschällen und Kammerherren darum bitten zu müssen, jeden Augenblick vor dem Thron seiner unendlichen Majestät erscheinen dürfen, Er alsdann zu jedem, der kindlich hintritt, voll Huld und Gnade sich hinneigt und unzubezweifelnde, oft augenblickliche Erhörung die Folge jeder vertrauungsvollen Bitte ist: wenn man dies alles überdenkt, so ist es wahrhaft ganz unbegreiflich, wie noch Menschen im thörichten Vertrauen auf eigene Kraft, die doch überall und zu jeder Zeit sich blos als Schwäche und gänzliches Unvermögen kund gibt, ohne Gott leben wollen, leben können: unstreitig in einem mit Vernunft begabten Wesen der größte unbegreiflichste Widerspruch, durchaus unerklärbar, wenn anders man ihm nicht eine durch Lucifers Sünde her-

scheinlich durch den Drang der Zeitumstände gezwungen, einem seiner Großen, Namens Reginhard, schenkte. Diesem, wie es scheint, lag sein eigener Vortheil ungleich mehr am Herzen, als die Ehre Gottes und der Kirche. Ansgar hatte mehrere von ihm gekaufte normännische Knaben in der Abtei von Thorhout erziehen und unterrichten lassen, und, weil er die nöthigen Anlagen in ihnen gefunden, sie zum geistlichen Stande und der nordischen Mission bestimmt. Diese Bestimmung änderte jetzt

beigeführte; alle Vernunftbegriffe nicht blos verwirrende, sondern völlig auslöschende Sinn- und Verstandesverrückung zum Grunde legen will. Mangel an lebendigem Glauben kann hier keinen hinreichenden Erklärungsgrund abgeben; denn gerade dieser Mangel ist an sich schon eben so unerklärbar, indem ja die gesammte Natur, die ganze Geschichte und selbst die täglichen Erfahrungen und Erscheinungen ihn gleichsam von den Dächern predigen, er auch ein göttliches Licht ist, das Gott jedem, nur nicht dem Stolzen, mit überschwänglicher Freigebigkeit anbietet und schenkt, und das hierauf so hell, ja wohl noch heller und glänzender, als selbst die Sonne im Mittagskreise, jedes von Gott nicht völlig entfremdete Herz erleuchtet. — Man hat schon so vieles über Aberglauben gesprochen und dagegen geschrieben; aber der allergrößte Aberglaube ist gerade der Menschen Afterglaube an ihre eigene Weisheit, Klugheit, Vorsicht und Kraft, und da diese jeden Augenblick zu Schande werden, so ist gewöhnlich Verzweiflung die bittere Frucht dieses Aberglaubens, und dem von seinem göttlichen Mittelpunkt getrennten, in dunkeln und finstern Räumen ohne Stützpunkt excentrisch herumvagirenden Leben setzt dann größtentheils eine Kugel vor den Kopf die Krone auf. — Welches Glück und welche allgemeine Zufriedenheit würde nicht auf der Welt herrschen, wenn die Menschen nur einmal einsehen wollten, daß man nirgends so sicher, so sanft und ungestört ruhet, als unter den Flügeln göttlicher Liebe, Erbarmung und alles zum besten lenkender Weisheit.

eginhard. Den Dienst um seine eigene Person hielt
für wichtiger und würdevoller, als den Dienst
ottes. Er jagte also die schon ziemlich herange-
achsenen normännischen Knaben aus dem Kloster,
id, sie für die Zukunft zu seiner eigenen Bedie-
ing bestimmend, versetzte er dieselben unter seine
ienstleute. Aber Reginhards Herrlichkeit war von
rzer Dauer. Das erhaltene oder erschlichene Ge-
ienk von einer Abtei brachte ihm wenig Segen;
nn er fiel bald darauf in seines Königs Ungnade,
id verlor nicht blos wieder Thorhout, sondern auch
ch Alles, was Carl ihm früher schon geschenkt
tte, nebst dem größten Theil seiner eigenen Erb-
iter. — So wahr ist es doch, daß ein einziger
it Fluch beladener Pfennig stets den Verlust von
usend mit Recht gewonnenen Pfunden nach sich
:ht*). —

*) Nichts beweißt diese Wahrheit treffender und hand-
greiflicher, als was wir bei Gelegenheit des Kaufes
und Verkaufes der den Kirchen, Stiftern und Klö-
stern geraubten beweglichen wie unbeweglichen Güter
selbst gesehen haben. Ein ungeheures Capital von
mehrern hundert Millionen verschwand plötzlich aus
dem Lande; der Regent ward auch nicht um einen
Pfennig reicher, und die, welche durch den leichten
Ankauf der überall um die unerhörtesten Spottpreise
weggeschleuderten Klostergüter sich bereichern wollten,
wurden in kurzer Zeit größtentheils ausgemachte Lum-
pen. — Jeder Staatsmann, dem freilich sein Ideal
eines Staats nicht gerade ein blos auf mechanischen
Kräften, auf Geld, Papier, Credit rc. beruhender
Staat seyn dürfte, sollte sich gleichsam über Hals und
Kopf eilen, alle dergleichen geraubte Güter, die, wie
man zu sagen pflegt, incammerirt wurden, so bald
als möglich, trotz jedem gewöhnlich doch nur schein-
baren Hinderniß, wieder herauszugeben; denn das Ver-
derben, das ein solcher ungerechter, sacrilegischer Be-
sitz über den Einzelnen brachte, kommt ganz gewiß

24. Hülflos und an allem Mangel leidend, und zwar so, daß er einige seiner Begleiter in ihr Kloster nach Corbie zurückschicken mußte, und die übrigen ihn von selbst verließen, irrte jetzt verlassen und unstät der heilige Ansgar lange Zeit diesseits und jenseits der Elbe umher. Von seiner obgleich geschlagenen und zerstreuten Heerde wollte er sich nicht zu weit entfernen, auch so viel möglich in der Nähe der Brandstätte seyn, worauf einst seine erzbischöfliche Cathedrale stand. Bei seinem Bruder im heiligen Amte, dem Bischofe Leuderich von Bremen, suchte er zuerst Schutz und Hülfe; aber beides ward ihm trotzig versagt. Zwar schüttelte der Heilige nicht den Staub von seinen Schuhen, als er traurend und gebeugt aus Bremen wieder abzog. Aber Gott zählte die Thränen seines Dieners, zwar

auch über ganze Staaten. Man gehe nur in die frühere Geschichte zurück. Alle jene Länder, wo man in Folge der Reformation und nachher des dreisigjährigen Krieges mit dem Säcularisiren zuerst anfing, sind noch auf den heutigen Tag im Vergleich mit andern gerade die ärmsten Länder. Welches furchtbare, zurückschreckende Beispiel stellte endlich nicht auch noch Frankreich in unsern Tagen auf. Noch sind es keine fünfzig Jahre, daß unter dem Vorwand, das Nationalcapital zu vermehren, die Industrie zu erhöhen, Ackerbau und Handel zu beleben &c., die Revolution alle Kirchen- und Klostergüter verschlang; und was war und ist nun die Folge davon? — Eine ungeheure, gar nicht zu überblickende Schuldenmasse, und zweitens verdreifachte, alles kleinere Privateigenthum nach und nach verschlingende Abgaben, deren Last das gemeine Volk zermalmt, es immer mehr demoralisirt und unaufhörlich zu neuen Revolutionen reizt. — Aber darin besteht das Gericht, das über das gegenwärtige Geschlecht erging, nämlich daß alle Lehren und Erfahrungen der Vergangenheit an ihm verloren gehen sollten.

icht über dessen eigene Leiden, sondern blos über
ie sündhafte Hartherzigkeit eines so wenig evange-
schen Bischofs. Was dieser ihm abgeschlagen hatte,
ınd Ansgar endlich auf dem Gute einer adeligen
n Wittwenstande lebenden frommen Matrone, Na-
tens Ikia. Gastfreundlich nahm sie ihn auf,
:eute sich des Glückes, einen so heiligen Bischof in
ırem Hause zu haben, und bat ihn, so lange bei
ır zu bleiben, bis es Gott gefallen würde, auf die
isherigen Stürme einmal wieder milden, alles be-
benden Sonnenschein folgen zu lassen. Dieser Zeit-
unkt trat jedoch erst in dem Jahre 855 oder 56
n, als nämlich Ludwig der Deutsche*), von
:s ehrwürdigen Erzbischofes traurigem Schicksale
ı Kenntniß gesetzt, ihm mit Zustimmung mehrerer
ı einem Concilium versammelter Bischöfe das so

*) Ludwig der Deutsche ist derselbe Sohn Ludwigs des Frommen, dem der Vater zwar blos das Königreich Bayern zu seinem Erbe hinterließ, der aber nachher, bei der in Folge des Friedens von Verdün gemachten neuen Theilung, ganz Deutschland erhielt, und daher in der Geschichte den Namen Ludwig der Deutsche führt. — Um die Geschichte der Einführung des Christenthums in den nordischen Ländern, in Verbindung mit der nicht minder merkwürdigen, und an schönen biographischen Zügen so reichen Lebensbeschreibung des heiligen Ansgars nicht zu unterbrechen, mußten wir uns nothwendig einen Vorgriff in der allgemeinen Völkergeschichte erlauben; ein Fall, der bei dem Geschichtschreiber, der nicht bloser Annalist, das heißt, Sammler historischer Materialien ist, nicht selten eintreten wird. Auch bei der genauesten Befolgung der synchronistischen Methode wird es oft doch durchaus unmöglich, die Schicksale der Völker und ihrer Reiche, so wie der einzelnen universalhistorisch merkwürdigen Individuen, in stets vollkommen gleicher Frontlinie unter den Augen der Leser vorüber ziehen zu lassen.

eben erledigte Bisthum Bremen übertrug. Hiezu wäre jedoch die Genehmigung des Erzbischofs von Cöln, als Metropolitanbischofs von Bremen, durchaus nöthig gewesen. Aber der Stuhl von Cöln war damals nicht besetzt und blieb noch beinahe zehn Jahre erledigt. Man brachte also diese Sache vor den römischen Stuhl, und Pabst Nikolaus I., der von der Heiligkeit des Erzbischofes von Hamburg und dessen großen Verdiensten um die Verbreitung des Christenthums schon vieles gehört hatte, entschied sogleich zum Vortheil des heiligen Ansgar, vereinte das Bisthum Bremen mit dem erzbischöflichen Stuhle von Hamburg und ernannte ihn noch überdieß auf das Neue zum Legaten des römischen Stuhles.

25. Ansgar kehrte nun auch wieder nach Hamburg zurück. Seinem apostolischen Eifer, wie seiner evangelischen Milde, öffnete sich jetzt hier ein beinahe grenzenloser Spielraum. Die ganze Stadt trug noch die Spuren furchtbarer Zerstörung. Aber Ansgar konnte jetzt über die Schätze der Kirche von Bremen und deren reiche Einkünfte verfügen. Er erbauete also in Hamburg wieder den Dom, die Peterskirche, ein Kloster und eine Schule. Er sammelte von allen Orten her seine zerstreuten Schafe, unterstützte jeden, der Unterstützung nothwendig hatte, und erhob in den acht Jahren, die er noch lebte, Hamburg wieder zu seinem vorigen Flor. Aber auch die junge Christenheit in Dänemark und Schweden bedurfte jetzt auf das Neue wieder der, weil von Gott gekräftigten, daher stets so segenvoll pflegenden Hand unsers Heiligen. In beiden Ländern war indessen das Christenthum beinahe mit der Wurzel ausgerottet worden. In Birca, der Hauptstadt Schwedens, brach in demselben Jahre, gleich nach

der Vertreibung des heiligen Ansgars aus Hamburg, ein furchtbarer Volksaufstand unter den Heiden aus. Sie drangen in die Wohnung des Bischofes Simon (Gautzbert), erschlugen seinen Neffen, den Priester Niethard, banden den Bischof und dessen Hausgenossen fest, plünderten seine Wohnung und jagten ihn aus dem Lande. Alles dieß geschah ohne Zuthun und gegen den Willen des Königs; aber die königliche Gewalt war in den nordischen Ländern damals ungemein beschränkt, und der allgemeine Volkswille oder auch derer, die sich zu Organen desselben aufwarfen, ungleich mächtiger, als jener des Fürsten. Sieben Jahre blieb von jetzt an Schweden ohne Priester; sieben Jahre ward das heilige Opfer allda nicht gebracht, das Lob Gottes nicht mehr dem Volke verkündigt, und um das noch so schwach gewurzelte Christenthum würde es sicher geschehen gewesen seyn, wäre nicht der unsern Lesern schon bekannte fromme Herigar dessen Stütze geworden. Sein Ansehen, denn er war Befehlshaber in Birca, und die Zahl seiner Vasallen und Knechte schützten ihn gegen ähnliche Volkstumulte; zudem waren auch die Götzendiener nicht wenig durch die göttlichen Strafgerichte geschreckt, welche in wenigen Tagen alle in die bischöfliche Wohnung eingedrungene Räuber und Mörder hinweggerafft hatten. Sämmtlich waren sie eines elenden Todes gestorben, theils an ganz unbekannten Krankheiten, theils auch durch andere tödtliche Zufälle *). Herigar besuchte

*) Unter den Heiden, welche in das Haus des Bischofes eingebrochen waren, befand sich auch der Sohn eines in Birca sehr reichen und angesehenen Mannes. — Bei der Plünderung der bischöflichen Wohnung hatte jener ein Buch, welches, wie er wußte, der Bischof in großen Ehren gehalten, zu sich genommen und im

also ohne Unterlaß die wenigen in Birca standhaft

---

dem väterlichen Hause sorgfältig verborgen. Gleich den übrigen Räubern starb auch dieser bald darauf schnell hinweg; eben so seine Frau und alle seine Kinder. Aber auch das Haus des Vaters traf jetzt ein Unglück nach dem andern. Eine Viehseuche verödete seine Ställe; Gewitter und Hagelschläge vernichteten seine Erndte; Feuer brach in einer seiner Scheunen aus, und nicht nur diese, sondern auch die andern daran anstoßenden öconomischen Gebäude wurden ein Raub der Flammen; sein Vermögen nahm zusehends ab; er und seine Frau fingen an zu kränkeln und wurden am Leibe mit allerlei Krankheiten und Plagen geschlagen. Diese Reihe schnell aufeinander folgender Unfälle brachte den Götzendiener auf den Gedanken, daß Einer seiner Götter wegen irgend einer ihm unbekannten Ursache ganz besonders gegen ihn erzürnt seyn müsse. Er ging also, um sich Raths zu befragen, zu einem in der ganzen Gegend berühmten Wahrsager oder Zauberer. Dieser, nachdem er die unter den Heiden des Landes bei solchen Vorfällen eingeführten Ceremonien gemacht hatte, sagte ihm, daß die Ursache seiner gehäuften Unglücksfälle keine andere wäre, als weil in seinem Hause Etwas verborgen sey, welches dem mächtigen Christengott gehöre. Der Unglückliche erinnerte sich jetzt, daß nach jener Plünderung sein verstorbener Sohn ein Buch nach Hause gebracht habe. Er ging sogleich es zu suchen, fand es auch ohne große Mühe, wußte jedoch nicht, was er mit demselben anfangen sollte. Es zu zerstören wagte er nicht, und keiner von den Einwohnern in Birka wollte, um nicht ähnlichem Schicksal entgegen zu gehen, es ihm abnehmen. In dieser Verlegenheit band er das Buch an einen Baum auf einem seiner Aecker, wo es alsdann bei nächtlicher Weile ein Christ aus Birka hinwegnahm und dem Herigar brachte. Diese Anekdote wird von dem heiligen Rembert erzählt, der sie nicht wohl von jemand anderm, als nur aus dem Munde des heiligen Ansgars, nach dessen zweiter Reise nach Schweden, vernommen haben konnte.

bei der Lehre Jesu beharrenden Christen, stärkte sie in ihrem Glauben, hielt öffentliche Versammlungen mit ihnen, und rügte bei jeder Gelegenheit öffentlich die Thorheit der Heiden, die todte, nichts vermögende Götzen anbeteten, und ihnen Opfer brächten, da ihnen doch der allein wahre, allmächtige, stets zum Helfen bereite Gott wäre verkündigt worden. Indessen bekehrte er doch nur äußerst wenige von den Götzendienern zum Christenthum; im Gegentheil machten sie ihm, besonders auf ihren stets auf freiem Felde gehaltenen Versammlungen, unaufhörliche Vorwürfe darüber, daß er einem fremden Gott diene, und jeden kleinen Unfall, der die Stadt oder das Land traf, schrieben sie stets Herigars Abfall vom Dienste der Götter des Landes zu.

26. Aber Gott öffnete endlich dem weisen Herigar den Mund und offenbare Wunder bekräftigten jetzt dessen Zeugniß. Eines Tages, als alles Volk wieder auf einer weiten Ebene zur Berathung versammelt war, und die Heiden heftiger als sonst mit Vorwürfen in Herigar drangen, ward dieser plötzlich vom Geiste Gottes erfüllt. „Einwohner von Birca und der Umgegend!“ sprach er, „Ihr „sehet, welche dunkle und schwere Wolken am Him„mel hangen. Ganz gewiß wird in weniger als „einer Viertelstunde ein starker Regen auf die Erde „herabfallen. Betet nun zu euern Göttern, daß „ihr von demselben verschont bleibet. Ich will um „dieselbe Gnade zu meinem Gotte, zu Jesu Christo „flehen, und wessen Gebet erhört wird, dessen Gott „ist auch der einzige wahre allmächtige Gott.“ — Einstimmig ward dieser Vorschlag angenommen. Die ganze Masse trennte sich also in zwei Theile, auf die eine Seite begab sich das Volk, größtentheils aus Götzendienern bestehend, auf die andere Heri-

gar, mit den wenigen um ihn versammelten Christen. Kaum hatten diese den Namen des Herrn angerufen, als es auch zu regnen anfing, und endlich so heftig, daß das Wasser in ganzen Strömen sich vom Himmel herab ergoß. Natürlicher Weise blieben die Götzendiener trotz ihrem heidnischen Geschrei und abergläubischen Ceremonien von dem Regen nicht verschont, und als derselbe nachließ, waren sie alle so durchnäßt, als wenn man sie aus der Tiefe eines Stroms hervorgezogen hätte, auf Herigar und die Seinigen aber auch nicht ein Tropfen Wasser gefallen. Dieses augenscheinliche Wunder schloß den Götzendienern auf einige Zeit, jedoch nicht sehr lange den Mund. Bald darauf fiel Herigar in eine sehr gefährliche Krankheit. Unerträgliche Gichtschmerzen lähmten seinen ganzen Körper, vorzüglich seine Füße. Er vermochte nicht von seinem Lager aufzustehen, kaum noch seine Hände zu bewegen. Alles strömte jetzt in die Wohnung des Befehlshabers von Birca. Von seinen Freunden und Bekannten ward nun das alte Lied, in welches bald alles Volk einstimmte, auf das Neue wieder abgesungen. Man konnte sich nicht genug über Herigars Verblendung verwundern, der auch jetzt noch nicht einsehen wolle, daß seine gegenwärtige schmerzhafte Krankheit blos eine Strafe der von ihm verachteten und beleidigten Landesgötter sey. Um dem immer mehr zunehmenden Tumult und Geschrei ein Ende zu machen, erklärte endlich Herigar, er wolle, so krank er auch sey, sich in die seinem Gotte geweihete, obgleich schon seit mehreren Jahren verwaiste Kirche bringen lassen, dort zu Jesu Christo flehen und durch die augenblickliche Erhörung seines Gebets, wovon er jetzt schon überzeugt sey, ihnen beweisen, daß nicht er, sondern sie selbst mit unheilbarer Blindheit geschlagen wären.

Die Umstehenden nahmen ihn sogleich beim Wort, ihn auffodernd, sein Versprechen auf der Stelle zu erfüllen. Ungesäumt ließ sich also jetzt Herigar auf seinem Krankenlager nach der Kirche bringen. Alle seine Freunde und Bekannte folgten ihm dahin; auch sehr viele Heiden aus dem Volke liefen ihm nach. Die Kirche war mit Menschen überfüllt. Laut vor allem Volke betete jetzt Herigar: „Jesu, „Du ewiger Sohn des ewigen Vaters! erbarme „Dich meiner und des umstehenden Volkes, und da„mit dieses erkenne, daß der dreieinige Gott der „allein wahre, allmächtige Gott sey; so schenke durch „die Kraft deines allerheiligsten Namens mir auf „der Stelle wieder meine Gesundheit.“ — Zum Erstaunen aller Anwesenden überzog Herigars durch die lange Krankheit völlig erblaßtes, todtenähnliches Gesicht nun plötzlich die frische, blühende Farbe der Gesundheit. Alle seine Glieder hatten ihre Bewegung wieder erhalten. Freudig sprang er von seinem Lager auf, warf einen Mantel um die Schultern und ging allein und ohne alle Stütze mit der Behendigkeit eines Jünglings nach Hause. Aber unbegreiflich ist oft die Verstocktheit des menschlichen Herzens, jedoch noch weit unbegreiflicher die sich nie ermüdende Langmuth Gottes! Auch dieses auffallende, vor so vielen Zeugen geschehene Wunder vermochte nur wenige von den Götzendienern, zu den Christen überzutreten; doch hatte es die gute Wirkung, daß die Heiden jetzt nicht mehr die Christen schmäheten, auch deren Gott nicht mehr verachteten; im Gegentheile dessen Macht weit über jene ihrer eigenen Götter erhoben.

27. Ueber die Widerspenstigkeit des Volkes siegte endlich dennoch die wirksame Gnade Gottes. Aber hiezu waren grosse, dem ganzen Volke dro-

hende Gefahren und wunderbare Rettung nothwendig. Avoundus *), ein schwedischer Fürst, vor einiger Zeit von seinen Unterthanen vertrieben, hatte sich mit zehn Schiffen nach Dänemark geflüchtet. Hier lebte er eine Zeit lang gleich den übrigen Wikingern oder Seekönigen **), das heißt, von Seeräuberei. Liebe zu dem heimischen Boden zog ihn endlich wieder nach seinem Vaterland zurück. Er bat also die Dänen um Beistand und versprach, die Krieger, die ihm folgen wollten, nach einer an der schwedischen Küste gelegenen Stadt zu führen, wo sie, weil nur größtentheils Kaufleute und wohlhabende Grundbesitzer da wohnten, reiche Beute und besonders Gold und Silber im Ueberfluß finden würden. Dieser Vorschlag gefiel den Dänen und

*) Bei Bollandus heißt er Anaundus. Wie er aber auch geheißen haben mag, so ist dies hier doch gewiß ein mehr als unbedeutender gleichgültiger Umstand.

**) Diese Seekönige, die auch Wikinger hießen, besaßen gewöhnlich auch nicht einen Fuß breit festen Landes. Sie haußten und herrschten auf ihren Schiffen, und ihre Unterthanen waren einige Hunderte theils angeworbene theils von Raublust ihnen zugeführte Krieger. Im Sommer zogen sie auf Seeräuberei aus, und was sie auf ihren Zügen gewannen, ward im Winter wieder verzehrt. Waren dergleichen Züge öfters sehr glücklich und beutereich; so sammelten sie sich auch Schätze, vermehrten damit ihre Schiffe wie die Anzahl ihrer Krieger, und waren nun bald im Stande, nicht nur sehr bedeutende, nicht ferne von der Küste liegende Städte anzugreifen und zu plündern, sogar auch oft raubend und verheerend in das Innere der Länder zu dringen. Dadurch nahmen nun natürlicher Weise ihre Reichthümer wie ihre Kriegsmacht immer mehr zu; so daß zuletzt Einige dieser Wikinger auch auf bleibende Eroberungen auf dem festen Lande bedacht seyn konnten.

sie gaben dem Avoundus zu seinen zehen Schiffen noch einundzwanzig große, gutgebaute und wohl bemannte Fahrzeuge. Mit dieser vereinten Flotte segelte Avoundus geradezu nach Birca. Unglücklicher Weise für die Einwohner waren der König und die Vornehmsten des Landes in einer andern, ziemlich entfernten Provinz, nur Herigar, weil Befehlshaber in Birca, war anwesend. Die Erscheinung einer feindlichen Flotte verbreitete Schrecken und Verwirrung in der Stadt. Alles Volk schrie wieder zu seinen Götzen, brachte Opfer und versprach noch größere Opfer, wenn Rettung erfolgen würde. Indessen sandten die Einwohner doch auch Abgeordnete, die sich auf die feindlichen Schiffe begeben, und um Frieden bittend mit Avoundus einen Vergleich zu schließen suchen sollten. Dieser kam bald zu Stande, nachdem die in Birca dem Avoundus hundert Pfund Silber als Lösegeld bezahlt hatten. Aber damit waren jetzt die Dänen nicht zufrieden; die Summe schien ihnen viel zu unbedeutend, und die Plünderung der Stadt ward auf das Neue beschlossen. Verzweifelung bemächtigte sich der Einwohner, als sie durch ihre Kundschafter das Vorhaben der Feinde erfuhren. Diesen Augenblick benutzte nun Herigar, um die durch Furcht und Angst gelähmten Gemüther endlich einmal zur Erkenntniß der Wahrheit gleichsam zu zwingen. "Ihr habt," sprach er zu den Geängstigten, "bisher euern falschen "Göttern unaufhörlich geopfert, ihnen noch größere "Opfer versprochen, auch schon hundert Pfund "Silber an die Feinde bezahlt. Aber alles dies hat "euch keine Früchte gebracht, und wenn Ihr jetzt "auch auf das Neue anfangt, euren Götzen zu "opfern, zu ihnen zu schreien und eure ganze Habe "ihnen zu versprechen; so werden doch eure Häuser "geplündert und verbrannt, Ihr selbst erschlagen,

„und eure Weiber und Kinder in die Knechtschaft fort„geschleppt werden. Wollt Ihr diesem schrecklichen „Schicksal entgehen; so folgt mir, und suchet da Ret„tung, wo allein nur Schutz und Rettung zu finden „sind." Da Niemand mehr sich selbst zu helfen vermochte, oder von jemand anderem Hülfe erwarten konnte; so zeigten sie auch jetzt sämmtlich die größte Bereitwilligkeit, sich allen Verfügungen Herigars zu unterwerfen. Er führte sie demnach auf ihren gewöhnlichen Versammlungsplatz auf offenem Felde. Hier mußten alle sich auf die Erde werfen, den Namen Jesu anrufen, den wahren Gott anbeten, und um dessen Erbarmungen auf sich herabzuziehen, reiches Almosen und strenges Fasten geloben. Herigar ermunterte sie hierauf, alle Angst aus ihrem Herzen zu verbannen, und in kindlichem Vertrauen auf Gottes Güte und Allmacht das Weitere ruhig zu erwarten. — Aber welches freudige Erstaunen ergriff jetzt auf einmal die zagenden Gemüther, und welcher laute Jubel folgte nun plötzlich auf das bisherige Klaggeschrei, als schon nach ein paar Stunden die feindlichen Schiffe die Anker lichteten, und Birca ganz freundlich vorüber gegen Süden steuerten. Die Ursache dieses schleunigen und ruhigen Abzuges war folgende. Bei allen heidnischen nordischen Völkern war es damals allgemeine Sitte, vor jeder nur einigermaßen bedeutenden Unternehmung, entweder durch das Loos, oder durch Wahrsager den Willen und die Meinung der Götter zu erforschen. Bevor die Dänen Birca angreifen wollten, mußte dies nun auch auf ihren Schiffen geschehen. Aber das Orakel gab ihnen zur Antwort, daß ihr Vorhaben auf die Stadt nicht gelingen würde, indem ein fremder, alle anderen Götter an Macht übertreffender Gott dieselbe beschütze. Die heidnischen Dänen befragten nun zum zweitenmale

das Orakel, wohin und nach welcher Stadt sie segeln sollten, um doch nicht mit ganz leeren Händen wieder nach Hause gehen zu müssen. Da ihnen jetzt von dem Orakel eine an der südlichen Küste des baltischen Meeres liegende und von einem slavischen Volksstamm bewohnte Stadt *) angezeigt ward, so lichteten sie auch sogleich die Anker und richteten ihren fernern Lauf nach dem ihnen bezeichneten Ort. Dieser Seezug war für die Dänen sehr glücklich. Sie überfielen den Ort, plünderten ihn aus und kehrten mit reicher Beute zurück. Als sie auf ihrem Rückwege nahe bei der schwedischen Küste vorüber kamen, trennte sich Avoundus mit seinen zehen Schiffen von ihnen und segelte nach Birca. Hier stieg er an das Land, nahm seine Wohnung in der Stadt, gab aber auch den Einwohnern die hundert Pfund Silber wieder zurück und bat sie, die Vermittelung zwischen ihm und seinen ehemaligen Unterthanen zu übernehmen. Willig unterzogen sich jene diesem Geschäfte und zwar mit so gutem Erfolge, daß Avoundus bald darauf in sein Land zurückkehrte und dort als rechtmäßiger Fürst wieder aufgenommen ward.

28. Als der heilige Ansgar von der Standhaftigkeit und dem Eifer Herigars hörte, und welcher wunderbaren Gnadenerweisungen er von Gott war gewürdigt worden; so sandte er ihm einen durch Frömmigkeit ausgezeichneten, gleich einem Anachoreten in völliger Abgeschiedenheit von der Welt

*) Der Name dieser Stadt wird von dem heiligen Rembert nicht genannt. Wahrscheinlich lag sie an der curländischen Küste, deren Bewohner, wie es sich aus der Lebensbeschreibung des heiligen Ansgars ergibt, in mancherlei Verkehr, theils im Frieden, theils im Kriege, mit den Schweden und Dänen standen.

lebenden Priester, Namens Arigarius, nach Birca *). Da die Gemüther der Einwohner schon vorbereitet waren, so hatte Arigar sich der besten Aufnahme zu erfreuen. Von den Christen ward er wie ein ihnen vom Himmel gesandter Engel verehrt, und auch von den Heiden mit der größten Ehrerbietung behandelt. Die heiligen Mysterien wurden jetzt in der Kirche von Birca wieder gefeiert, und die Christen waren der Tröstungen der Religion nicht mehr beraubt. Aber schon in dem zweiten Jahre nach Arigarius Ankunft in Schweden, ward der edle Herigar, in Jahren schon sehr weit vorgerückt, von Gott aus diesem Leben abgerufen. Für den Glauben an Christus hatte er manchen schweren Kampf gekämpft, auch sehr vieles dafür erduldet. Aus Arigarius Händen empfing er vor seinem Tode die heiligen Sacramente und starb den schönen Tod eines eben so eifrigen als standhaften Bekenners des Namens Jesu. Da, wie es scheint, Arigarius von dem heiligen Ansgar vorzüglich blos zum Troste des Herigars nach Birca war gesandt worden; so kehrte derselbe, ohnehin mehr an ein contemplatives, als thätiges und geräuschvolles Leben gewöhnt, wieder in seine Einsiedelei nach Sachsen zurück. Schweden blieb jetzt abermals ein paar Jahre ohne Priester, und die junge, einer sorgsam pflegenden Hand noch so äußerst benöthigte Christenheit war wieder völlig sich selbst überlassen **).

*) Als Ansgar den Arigarius nach Schweden sandte, lebte er noch auf dem Gut der frommen Ikia. Einige Jahre nachher stiftete er hier ein zur Bildung tauglicher Missionäre nach dem Norden bestimmtes Kloster, das in der Folge der Absicht seines heiligen Stifters vollkommen entsprach.

**) Der heilige Rembert erzählt in seiner Lebensbeschreibung des heiligen Ansgars noch mehrere andere, durch

29. Fruchtlos suchte unser Heiliger lange Zeit ten zur Mission nach Schweden tauglichen Priester.

---

neubekehrte Christen von Gott gewirkte Wunder. So z. B. erwähnt er einer, vor einigen Jahren eine Christin gewordenen, frommen Matrone, Namens Fridebúrgis und deren Tochter Cathla. Die Erstere hatte stets allen Armen und besonders den Fremdlingen große Barmherzigkeit erwiesen. Auch ihr ward das unschätzbare Glück, nach welchem sie sich in den letzten Jahren ihres Lebens unaufhörlich gesehnt hatte, vor ihrem Tode die heilige Eucharistie aus den Händen eines Priesters, nämlich des Arigarius, zu empfangen. Wenige Stunden vor ihrem Hinscheiden übergab sie ihrer Tochter einen großen Sack mit Geld gefüllt. Dieses hatte sie zu Almosen für Arme und Dürftige bestimmt; da es jedoch derselben nur wenige oder gar keine in Birka gab, so befahl sie der Tochter damit nach Dorstadt zu reisen, und mit Zuziehung einiger der dort wohnenden christlichen Frauen es unter die Nothleidenden der Stadt und der nahe umliegenden Gegend zu vertheilen. Treulich befolgte Cathla den Befehl ihrer sterbenden Mutter. Sie reiste nach Dorstadt, ging allda zu einigen frommen christlichen Frauen, und ward von diesen in alle Hütten des Elendes in und außerhalb der Stadt geführt. Gegen Mittag, als Cathla mit ihren Begleiterinnen schon lange herumgegangen war, fühlten sie sich sämmtlich sehr ermüdet, und zu ihrer Stärkung kaufte Erstere nach unserm jetzigen Geldfuß ungefähr für einen halben Thaler Wein. Sie setzten hierauf ihr frommes Werk fort, und zwar so lange bis alles Geld ausgegeben war. In ihre Wohnung zu Dorstadt zurückgekehrt, warf Cathla den leeren Sack in eine Ecke der Stube, fand ihn aber gleich am folgenden Morgen schon wieder mit Geld gefüllt. Sie zählte dasselbe genau nach und es machte nun gerade die nämliche Summe aus, die sie von Birka nach Dorstadt gebracht hatte; nur der für Wein ausgegebene halbe Thaler fehlte daran. Dieses Wunder zeigte Cathla unverzüglich den in Dorstadt wohnenden Priestern an, und diese erklärten ihr die wunderbare Geldvermeh-

Er wandte sich endlich an den Bischof Gauzbert oder Simon, ihn inständigst bittend, wieder nach seiner bischöflichen Kirche zurückzugehen. Aber Gauzbert, noch eingedenk der Gefahren, denen er vor ungefähr zehen Jahren beinahe nur durch ein Wunder entronnen war, lehnte die Bitte von sich ab; äußerte aber dabei den Wunsch, daß Ansgar selbst dahin gehen möchte, indem niemand besser als er das Werk, das er angefangen, auch noch weiter fortzuführen und zu vollenden im Stande sey. Ansgar, der gerne hundert Leben für das Heil einer einzigen Seele gegeben hätte, zeigte sogleich die größte Bereitwilligkeit zu einer zweiten Reise nach Schweden, und um dazu die Genehmigung ihres Königs zu erhalten, begaben sich beide Bischöfe unverzüglich an den Hof desselben. Ludwig der Deutsche, mit Recht ein wenig erstaunt, daß Gauzbert, obgleich zum Bischof für Schweden geweiht, dennoch dahin zu gehen sich nicht erkühne, fragte ihn, ob er denn auch hierüber mit dem Erzbischof

---

rung als einen Beweis des göttlichen Wohlgefallens an ihrer Mildthätigkeit; auch versicherten sie dieselbe, daß sie wegen des Heils ihrer verstorbenen Mutter, die, jetzt schon in dem Sitze der Seligen, weder des Gebetes noch des Almosens mehr benöthigt sey, nicht die mindeste Besorgniß haben dürfte. — — Dieses, wie auch die von uns oben erzählten Wunder, hat auch Fleury in seiner Kirchengeschichte aufgenommen und am Ende noch nachstehende, beachtungswerthe Bemerkung hinzugefügt: «Ces miracles sont dig«nes de foi, s'il y en eut jamais, étant rap«portés dans la vie de S. Anscaire par saint «Rembert son disciple et son successeur, et «s'il est permis de dire, que Dieu ait du quel«quefois faire des miracles, c'est sans doute «pour les églises naissantes.» — (T. X, L. 49. p. 504.)

von Hamburg völlig einverstanden sey? „In allem,“ antwortete Gautzbert, „was die Ehre und den Dienst „Gottes betrifft, waren wir mit einander stets ein„verstanden, sind es daher auch jetzt, und werden „ebenfalls in der Folge es immer seyn.“

30. Aber auch in Schweden hatte sich seit ein paar Jahren vieles geändert. Ein neuer junger Fürst, Namens Olav, herrschte in Birca. Die mehrsten jener angesehenen Männer, deren Bekanntschaft der heilige Ansgar ehemals gemacht, und deren völliges Zutrauen er zu gewinnen gewußt hatte, waren größtentheils kurz vor oder bald nach Herigar gestorben, die Christen in Birca demnach ihrer besten Stützen beraubt. Immer kühner und frecher erhob sich jetzt wieder das Götzenthum. Der Eindruck der von Gott durch Herigar gewirkten Wunder war nach und nach verschwunden, Bircas wunderbare Rettung beinahe völlig vergessen, und der neue König, von heidnischen Räthen umgeben, nichts weniger als dem Christenthum sehr gewogen. Von allem diesem ward Ansgar durch Briefe, theils aus Schweden, theils vorzüglich aus Dänemark, wo das Christenthum schon weit tiefere Wurzeln gefaßt hatte, kurz vor seiner Abreise in Kenntniß gesetzt. Unter diesen so äußerst ungünstigen Verhältnissen mißriethen ihm alle seine Freunde die Reise nach Schweden. Aber er, stark in der Kraft des heiligen Geistes, ward dadurch nur noch mehr in seinem Vorhaben befestiget, und beschleunigte nun, so viel er nur immer konnte, alle Vorkehrungen zu einer baldigen Abreise. Um dem Heiligen eine gute Aufnahme in Birca zu sichern, oder doch wenigstens dessen Person gegen Gewaltthat zu schützen, ernannte ihn Ludwig zu seinem Gesandten an den schwedischen König, gab ihm auch für denselben viele und zwar sehr reiche Geschenke mit.

31. Nach einer zwanzigtägigen, sehr glücklichen Seefahrt landete Ansgar bei Birca; fand aber bei seiner Ankunft den König und alles Volk in der größten Bestürzung. Einige Zeit vorher nämlich war ein Betrüger oder Besessener, der sich für einen Abgesandten der Götter des Landes ausgab, in einer der gewöhnlichen Volksversammlungen aufgetreten, und hatte im Namen seiner vorgeblichen Götter dem König und dem ganzen versammelten Volk großes Unglück und furchtbare Landplagen angekündiget, wenn sie in ihrem Lande einen neuen Gott, oder den, der ihn verkündigte, aufnehmen würden. Wollten sie, setzte der mittelbare oder unmittelbare Gesandte der Hölle hinzu, einen neuen Gott haben; so sollten sie dem Erich, einem ihrer alten Könige, einen Tempel errichten. Das abergläubische Volk, empfänglich für jede Lüge, und nur verstockt gegen die Wahrheit, glaubte den Worten des Mondsüchtigen, legte sogleich Hand an den neuen Tempelbau, und emsiger als je opferte es nun wieder seinen Götzen, das heißt, dem Teufel. — Ansgar begab sich zuerst zu den wenigen seiner Freunde, die er noch am Leben fand, um mit ihnen sich zu berathen, was unter den gegenwärtigen Umständen zu thun seyn möchte. Aber auch bei diesen fand er jetzt wenig Trost. Sie suchten auf alle Weise ihn von seinem Vorhaben abzubringen, einstimmig ihn versichernd, daß sein öffentlicher Charakter, als Gesandter eines mächtigen Monarchen, und die reichen Geschenke, die er mitbrachte, höchstens so viel bewirken würden, daß er noch lebendig nach Deutschland würde wieder zurückkehren können. Ansgar setzte sein ganzes Vertrauen auf Gott, ließ ein herrliches Mahl bereiten, und lud den König und dessen ganzen Hof dazu ein. Olav nahm die Einladung an. Als er kam, überreichte ihm Ans-

Ludwigs Geschenke, und diese, so wie das herr-
Mahl in Verbindung mit Ansgars persönlicher
:de und dessen holdseligem Gespräche, gewannen
völlig das Herz des jungen Fürsten. Dieser
nd ihm ganz unumwunden, daß er selbst zu
n, was er von ihm bitten würde, sehr gerne
Einwilligung geben möchte, aber es ohne Zu-
mung des Volkes nicht thun dürfte, dessen Wil-
bei öffentlichen Angelegenheiten stets der Wille
Königs weichen müsse. Indessen versprach er
rzüglich zwei Volksversammlungen zusammen zu
fen, die eine bei Birca, die andere in einer
s weiter entfernten Provinz. Hier, sagte Olav,
alsdann durch das Loos entschieden werden,
as Christenthum noch ferner in dem Lande ge-
et und verbreitet werden darf oder nicht. Ans-
, obgleich schmerzlich ergriffen, daß heidnischer
rglaube über eine so heilige Sache entscheiden
e, aber auch mit Kindessinne alle seine Sorgen
en Händen der Vorsehung niederlegend; flehete
in gemeinschaftlichem Gebete mit Erimbert,
tzberts Neffen, der ihn nach Schweden begleitet
e, Tag und Nacht zu Gott, daß er Hülfe sen-
möge, jetzt, wo nur seine Allmacht noch zu
n im Stande sey. Eines Tages, während
nbert die heiligen Mysterien feierte, ward Ans-
plötzlich voll des himmlischen Trostes. Nach
brachtem Opfer versicherte er den Erimbert, daß
s nach ihrem Wunsche sich endigen werde, und
dieser fragte, woher er dies wisse, gab er zur
wort, daß eine innere untrügliche Stimme es
geoffenbaret habe. Wirklich lenkte auch Gott
nderbar die Gemüther des versammelten Volkes.
die Sache vorgetragen ward, entstand großer,
verwirrtem Geschrei verbundener Tumult. Aber
ehrwürdiger Alter trat auf, und als sein An-

sehen die Ruhe wieder hergestellt hatte, sprach er zu der Versammlung: „Daß viele von uns die große „Macht und Güte des neuen Gottes, den man uns „verkündiget hat und noch ferner verkündigen will, „schon erprobt haben, dies ist allgemein bekannt, „und wer es nicht weiß, den kann ich darüber be„lehren, und meine Worte durch eine Menge noch „lebender Zeugen bekräftigen. Aus diesem Grunde „haben mehrere von uns, um sich in dem Christen„thum unterrichten zu lassen, troß der die Schiff„fahrt jetzt so unsicher machenden Seeräuber, den„noch die weite Reise nach Dorstadt unternom„men. Da man uns jetzt in unserm eigenen Lande „anbietet, was vorher viele von Euch in einer ent„fernten Stadt suchen mußten; so wäre es höchst „unvernünftig, ein solches Anerbieten zurückzuweisen. „Wer kein Christ werden will, braucht keiner zu „werden; aber wer es werden will, auch nicht mehr „so großen Gefahren sich auszusetzen und nach Dor„stadt zu reisen.“ — Dieser ganz schlichte und einfache Vortrag machte ungemeinen Eindruck. Allgemeiner Beifall scholl dem Redner entgegen, und die große Angelegenheit ward nun völlig nach dem Verlangen des heiligen Ansgars entschieden. Eben so ging es auch auf der andern Versammlung in der Provinz. Man las allda den Volksbeschluß von Birca vor, und die ganze Versammlung, ohne daß nur eine einzige Stimme Widerspruch dagegen erhoben hätte, genehmigte denselben nach seinem ganzen Inhalt. Nach Ansgar und Erimbert empfand niemand eine größere Freude darüber, als der junge König selbst. Er schickte Boten über Boten an den Erstern, um ihm die frohe Kunde zu überbringen, und fertigte nach seiner Rückkehr nach Birca für beide sogleich die Erlaubniß aus, nicht nur das Evangelium im ganzen Lande zu predigen, sondern

auch überall, wo sie nur wollten, christliche Kirchen zu erbauen. Ansgar dankte Gott für dies abermalige Wunder seiner Erbarmung, empfahl Erimbert und die schwedischen Christen noch einmal der Gnade des jungen Fürsten und trat hierauf seine Rückreise nach Hamburg an.

32. Bald darauf unternahm Olav einen Seezug gegen die Curländer, landete mit seinem Heere auf der curländischen Küste, schlug einige feindliche Heerhaufen in die Flucht, und drang immer tiefer in das Innere des Landes. Aber nun wendete sich plötzlich das Kriegsglück, und der mit so vielem Erfolge begonnene Feldzug schien unter den Mauern von Pila *), der Hautstadt des Landes, mit der Vernichtung des ganzen schwedischen Heeres sich zu endigen. Zum Glücke befanden sich bei demselben mehrere Christen. Diese erinnerten jetzt den König und das Heer an die ihnen schon so oft durch den Christengott gewordene wunderbare Hülfe, und ermahnten daher alle, auch jetzt wieder zu dieser eben so mächtigen als gütigen Gottheit ihre Zuflucht zu nehmen. Für die Wahrheit ist der Mensch nie empfänglicher, als wenn sein Stolz gedemüthigt, und seine Eigenliebe zum Schweigen gebracht ist. Der Rath der Christen ward also befolgt. Laut riefen König und Volk den Namen Jesu an und gelobten, wenn sie glücklich wieder in ihr Vaterland zurückkommen würden, ein siebentägiges mit reichen Almosen verbundenes Fasten. Das noch vor einer Stunde an sich selbst verzweifelnde Heer fühlte

*) Der heilige Rembert nennt diese Stadt Apulia; aber Henschenius vermuthet mit großer Wahrscheinlichkeit, daß es die auf den Grenzen zwischen Curland und Samogitien gelegene Stadt Pila sey.

sich jetzt plötzlich mit neuem Muthe belebt. Mit Ungestüm verlangte es sogleich zu einem neuen Angriff geführt zu werden. Aber während noch die Schaaren sich in Schlachtordnung reiheten, erschienen curländische Abgeordnete in dem schwedischen Lager, baten um Frieden, boten reiche Geschenke an Geld, und versprachen im Namen ihrer Nation, den ehemals an Schweden bezahlten Tribut in der Zukunft jedes Jahr wieder zu entrichten, auch diesfalls so viele Geißeln, als man verlangte, zu stellen. Glorreich und ehrenvoll war also der Feldzug jetzt beendigt; denn unter diesen Bedingungen wurden sogleich Friede und Bündniß geschlossen. Mit Reichthümern beladen, kehrte das Heer zu seiner Flotte und diese nach dem Hafen von Birca zurück. Die auf der Ebene vor Pila gemachten Gelübde wurden, als man nach Hause gekommen war, auf das Gewissenhafteste erfüllt. Aber wie groß ist nicht die Macht der Vorurtheile, und wie noch weit unbegreiflicher sind nicht die Widersprüche, die das menschliche Herz in sich nährt! Laut lobten und prießen von jetzt an die Heiden in Schweden den Namen Jesu; erkannten einstimmig, daß der Christengott weit mächtiger und huldvoller sey, als alle ihre Götter, erwiesen sich auch Ihm zu Ehren ungemein milder und wohlthätiger gegen die Armen, unterwarfen sogar, dem Christengott zu Liebe, sich öfters des Jahres ziemlich strengen Fasten. Aber demungeachtet gab es doch nur wenige, welche nach der heiligen Taufe verlangten. Bei der ganzen Nation stand jetzt Erimbert in großem Ansehen, und durch seine belehrenden Predigten und seinen unermüdeten Eifer vermehrte sich nach und nach doch immer um etwas die Zahl der Neubekehrten in Schweden. Als Erimbert wieder nach Deutschland zurückzukehren den Wunsch äußerte, schickte sein Oheim, der

ischof Gautzbert, den Priester Anfried, welcher
i Jahre der Kirche in Schweden vorstand, aber
er hörte, daß Gautzbert gestorben wäre, wieder
h Sachsen zurückging und bald darauf ebenfalls
rb. Nach Gautzberts Tod übernahm der heilige
sgar selbst wieder die Leitung der Angelegenheiten
schwedischen Christenheit. Er sandte zuerst den
iester Ragimbert, und als dieser auf seiner Reise
n dänischen Seeräubern war geplündert und er-
lagen worden, den Rimbert, einen geborenen Dä-
n, welchen, da derselbe noch ein Knabe war,
sgar in einem Kloster hatte erziehen lassen, nach
hweden. Allen Geistlichen, die der Heilige nach
inemark oder Schweden sandte, gebot er stets,
n Niemand Etwas zu nehmen, durch Händear-
t ihren Unterhalt zu gewinnen, daher auch blos
t dem Allernothwendigsten sich zu begnügen. In-
sen sorgte er doch immer selbst noch sehr groß-
ithig, nicht blos für deren eigene Bedürfnisse,
ndern sandte ihnen auch öfters bedeutende Sum-
n Geldes und viele andere Seltenheiten als Ge-
enke, womit sie theils die Gewogenheit der Vor-
nmern gewinnen, theils auch durch milde Gaben
die Armen sowohl den Christen wie den Hei-
n als Muster vorangehen sollten. Von jetzt an
lte es Schweden auf lange Zeit nicht mehr an
iestern und frommen Missionairen.

33. Aber mit gleichem erleuchteten Eifer und
liger Liebe wachte auch Ansgar über die von ihm
Dänemark gegründete Kirche. Sobald mit sei-
n erzbischöflichen Stuhle von Hamburg auch jener
n Bremen vereint war, verwendete er ebenfalls
en großen Theil der Einkünfte dieses Bisthums
m Besten der dänischen Christenheit. Er sandte
n König Horich oder Erich, welcher jetzt allein

in Dänemark herrschte *), wie auch den Vornehmsten an dessen Hofe prächtige Geschenke, reiste auch selbst öfters nach Dänemark, und gewann in solchem Grade die Liebe und das Zutrauen des Königs, daß dieser sogar in seinen eigenen Angelegenheiten ihn um Rath fragte, sein ganzes Herz ihm oft aufschloß, und überhaupt mit ihm auf dem vertraulichsten Fuße, wie ein Freund mit dem Freunde, lebte **). Unter diesen freundlichen Verhältnissen zwischen dem König und dem Erzbischofe wurden natürlicher Weise der Verbreitung des Christenthums in Dänemark nicht die mindesten Hindernisse gesetzt, in mehreren Städten, unter andern in Schleswig, christliche Kirchen erbaut, und von drei Missionären, welche der heilige Ansgar nach Dänemark gesandt hatte, dem Volke überall im ganzen Lande der allein wahre, dreieinige Gott verkündiget. Der König selbst hörte mit Vergnügen und der größten Aufmerksamkeit dem heiligen Erzbischofe zu, wenn er ihm von Christo sprach, aus der Geschichte des Christenthums ihm etwas erzählte, oder Stellen aus

*) Horich oder Erich war ein Sohn des im Jahre 810 oder 11 in Friesland von seinen eigenen Trabanten ermordeten Königs Gottfried. Nach dem Tode seines Vaters regierte er anfänglich gemeinschaftlich mit seinen Brüdern; diese starben aber nach einander in sehr kurzer Zeit, so daß Horich, ohne einen Genossen in der Herrschaft zu haben, jetzt ganz allein in Dänemark regierte.

**) Eben wegen dieser zwischen dem dänischen König und dem heiligen Ansgar bestehenden warmen Freundschaft, ward Letzterer auch einigemal von Ludwig dem Deutschen in Staatsangelegenheiten nach Dänemark gesandt, und der ihm ertheilten Aufträge erledigte sich der Heilige stets zur größten Zufriedenheit beider Monarchen.

den heiligen Schriften erklärte. Das Wahre, Schöne und Erhabene der christlichen Religion leuchtete dem heidnischen Könige ein; aber von der Glut ihrer Liebe ward, wie es scheint, sein Herz nicht ergriffen; denn in der Erzählung des heiligen Remberts findet man auch nicht eine Sylbe, welche uns vermuthen ließe, Horich sey ein Christ und durch das Bad der heiligen Taufe in Christo erneut worden. Als der heilige Ansgar sich zu seiner zweiten Reise nach Schweden entschlossen hatte, gab Horich ihm an den dortigen König empfehlende Briefe mit. In einem derselben wünscht er dem Olav Glück, daß er von einem so weisen, erleuchteten und edeln Manne wie Ansgar jetzt einen Besuch erhalte. Derselbe sey längst schon sein vertrautester Freund; vor ihm habe er kein Geheimniß, und er rathe ihm daher ebenfalls, wenn anders sein und seines Volkes Glück ihm am Herzen liege, stets der Leitung des großen christlichen Bischofes zu folgen und alle dessen Wünsche wo möglich zu erfüllen.

34. Aber während des heiligen Ansgars Anwesenheit in Schweden brach in Dänemark selbst eine das ganze Reich erschütternde blutige Revolution aus. Nach zwanzigjähriger Abwesenheit waren jene seeräuberischen Normänner, denen der Franken innere Kriege alle Zugänge zu den Küstenländern des fränkischen Reiches geöffnet, und die sie daher auch sammt den im Innern des Landes an breiten Strömen liegenden Städten jedes Jahr raubend und verheerend besucht hatten, jetzt wieder nach ihrem Vaterland zurückgekehrt. An ihrer Spitze stand der von Gottfrieds Söhnen aus dem Reiche vertriebene G u t r u m. Er war der Sohn eines der Brüder Gottfrieds, und von den wilden und zahlreichen Gefährten seiner bisherigen, gefahrvollen

Gezüge unterstützt, suchte er sich jetzt des Thrones zu bemächtigen. Die Nation theilte sich in zwei Partheien. Nur das Schwert konnte hier entscheiden, und so kam es nun bald zu einer der blutigsten Schlachten, die die Geschichte der nordischen Völker kennt. König Horich, Gutrum, alle Anverwandten der königlichen Familie, und der größte Theil der Großen im Lande wurden in dem Treffen erschlagen, und von beiden Seiten blieben gegen zweimalhundert tausend Mann in der mörderischen Schlacht. Indessen hatte durch den Tod der Kroncompetenten nun auch der Kampf um die Krone ein Ende, und ein junger Prinz, der ebenfalls Horich hieß, der einzige und letzte Sprosse von Gottfrieds Hause, bestieg demnach unangefochten den in Trauerflor gehüllten Thron. Aber gerade diesen Zeitpunkt eines Zusammenflusses von Unglücksfällen wollten die Feinde des Christenthums benutzen, um es wo möglich in seiner Wurzel zu vertilgen. Alles Unglück, sagten sie, das jetzt über Dänemark gekommen, sey blos eine Folge der gerechten Rache der durch Einführung einer neuen Religion so schwer beleidigten Götter des Landes. Mit Ungestüm drangen sie in den jungen König, die christlichen Kirchen zu zerstören, die Ausübung des Christenthums zu verbieten, und alle Anhänger desselben aus dem Reiche zu verbannen. Einer der ärgsten Feinde des christlichen Namens war ein gewisser Hovi, einer der Vornehmsten am Hofe, und Befehlshaber von Schleswig. Ohne den Befehl des Königs abzuwarten, verjagte er die dortigen Priester, schloß die Kirchen, und stand im Begriffe sie niederreissen zu lassen.

35. Als Ansgar diese niederschlagenden Nachrichten erhielt, schüttete er wieder wie gewöhnlich

sein Herz vor dem Herrn aus, und eine innere Stimme gebot ihm, unverzüglich selbst nach Dänemark zu gehen. Bevor aber der Heilige noch in Jütland angekommen war, hatte schon Gott das Herz des jungen Königs gelenkt, und dieser öffentlich erklärt, daß nach reifer Ueberlegung er fest entschlossen sey, gleich seinem Vorfahrer, sich des Schutzes des mächtigen Christengottes, wie der Freundschaft seines geehrten Nachbars, des weisen Bischofs von Hamburg, zu versichern. Er entsetzte auch sogleich den Rovi seiner Befehlshaberstelle, und ernannte Abgeordnete nach Hamburg, um dem heiligen Ansgar des neuen Königs wohlwollende Gesinnungen gegen die Christen kund zu geben, und ihn zu bitten, die von Rovi vertriebenen Priester unverzüglich nach Schleswig zurückzuschicken. Der Zweck von Ansgars Reise war also größtentheils erreicht, bevor er noch dieselbe beendigt hatte. In Jütland gelandet, eilte er nach der Residenz des Königs, ward von demselben auf das freundlichste empfangen, überreichte ihm einige Geschenke, und bewirkte in wenigen Tagen, daß alle von Horich dem ältern zu Gunsten der Christen erlassenen Verordnungen von Horich dem jüngern bestätiget wurden. Mit der Erlaubniß desselben ließ Ansgar jetzt auch in Ripa, einem damals ebenfalls sehr bevölkerten Ort in Jütland, eine Kirche erbauen. Auch erhielten die Christen die Erlaubniß, in Zukunft Glocken über ihren Kirchen zu haben; eine alle Erwartung übersteigende Begünstigung, indem nichts den Heiden ein Gegenstand größern Abscheues war, als Glocken; und daß der König den Christen solche zu haben erlauben konnte, ist ein klarer Beweis, daß die früher unter den Normännern so mächtig herrschenden Vorurtheile gegen das Christenthum bei der Nation im allgemeinen genommen so

ziemlich verschwunden waren. Ansgar blieb nur einige Wochen in Dänemark, und kehrte dann wieder zu seinem erzbischöflichen Sitz nach Hamburg zurück. — Dies die Geschichte der Einführung des christlichen Glaubens im Norden. Von den fernern Schicksalen desselben wird in der Folge die Rede seyn. Daß der heil. Ansgar und seine Missionäre oft mit beinahe unüberwindlichen Hindernissen zu kämpfen hatten, das haben wir gesehen. Aber sicher würde die zarte, göttliche Pflanze des Christenthums auch auf dem rauhen, nordischen Boden ein weit größeres Gedeihen gehabt, auch seit dem Jahre 827, in welchem Ansgar den dänischen Boden zum erstenmal betrat, bis in das Jahr 860, ihre Zweige viel schneller und weiter verbreitet haben, wenn die Franken unter Ludwig dem Frommen und dessen Söhnen noch die alten Franken Carls des Großen gewesen wären. Aber die unaufhörlichen Familienzwiste und die damit verbundene innere Verwirrung hatten die Kraft der Nation gelähmt, ihre Macht endlich gänzlich gebrochen. Der ehemalige Heldensinn war aus dem fränkischen Reiche entflohen, und der einst von allen barbarischen Nationen so sehr geehrte und gefürchtete Name der Franken war jetzt im Norden wie im Osten eher ein Gegenstand des Hohnes als der Verehrung.

36. Der heilige Ansgar stand nun nahe an dem Ziele seines mühevollen, nur Gott und dem Heil der Menschen ausschlieslich geweiheten Lebens. Seit der Vereinigung der beiden bischöflichen Stühle von Hamburg und Bremen waren nunmehr ungefähr zehen Jahre *) verflossen, alle reich an Fülle

*) Nämlich zehn Jahre von dem Jahre 854 an gerechnet, in welchem Ludwig der Deutsche dem heiligen

s Segens für die seiner bischöflichen Leitung an-
rtrauten Völker, deren Wohl er sich ganz opferte,
e er täglich durch Lehre und Beispiel kräftigte,
ren Herz er gewann, und die daher alle mit glei-
er Liebe und Ehrfurcht an ihm hingen. Sein
ifer erkaltete nicht mit den zunehmenden Jahren, selbst
cht bei herannahender Altersschwäche. Die größten
eiligen hatte er sich zu seinen Vorbildern gewählt,
rzüglich den heiligen Bischof Martinus von Tours;
leich dem großen Athanasius hielt auch er das
olk zu belehren, und ihm die tröstenden und be-
igenden, wie die furchtbaren und schreckenden
ahrheiten des Evangeliums zu verkündigen, für
ies der wichtigsten Berufsgeschäfte eines Bischofs.
n Bremen und in Hamburg, wie in jeder andern
irche seiner beiden Diöcesen, sah man ihn daher
ts auf der Kanzel. Furchtbar und niederdon-
rnd waren dann seine Stimme wie seine Worte
gen den Sünder, besonders gegen den hochgestell-
n Frevler. Aber eben so sanft und nachsichtsvoll
ar er auch gegen die Demüthigen und Schwachen,
d voll einnehmender Freundlichkeit, Milde und
erablassung gegen die Armen und Bedrückten, de-
n er zu jeder Zeit ein theilnehmender Freund und
rtlich besorgter Vater war. Aus allen seinen Re-
n, sowohl auf der Kanzel, als im Kreise seiner
rtrauten Schüler, athmete ein ernster Sinn der
uße, aber zugleich auch des kindlichen Vertrauens
die Güte des Allerbarmers. Um das Gefühl
ner eigenen Unwürdigkeit, wie seines Unvermögens,
ht lebendig in sich zu erhalten, und sein Herz mit

Ansgar das Bisthum Bremen übertrug, und sechs Jahre von dem Jahre 858 an gezählt, in welchem der Pabst Nicolaus die Vereinigung beider Kirchen feierlich ausgesprochen und bestätiget hatte.

immer glühenderer Liebe zu Gott zu entflammen; hatte er aus den heiligen Büchern und den Schriften der Väter eine Menge sich dahin beziehender Stellen gesammelt, und stets am Ende jedes Psalms einige davon auf dem Rande seines Psalmbuchs aufgezeichnet *). Jeden Tag hörte er drei Messen, bevor er selbst an den Altar trat und das Hochamt hielt. Da er von Gott die Gabe der Thränen erhalten hatte; so begab er sich, so oft seine bischöflichen und apostolischen Arbeiten es ihm erlaubten, in eine besonders hiezu von ihm erbaute, ganz einsam gelegene Wohnung, um hier, von niemand gestört und gesehen, als blos von dem Auge des Allsehenden, in Freiheit weinen zu können, und durch seine schuldlosen Thränen wieder neue Gnaden auf seine Gemeinden und sein frommes, von ihm begonnenes Missionswerk herabzuziehen. Nie gab er in einer nur einigermaßen wichtigen Sache eine Entscheidung, oder unternahm irgend etwas Bedeutendes, ohne vorher Gott darum zu befragen; dessen allerheiligster Wille ihm dann stets entweder durch nächtliche Bilder und Visionen, oder durch innere, zwar nicht dem körperlichen, aber dafür dem geistigen Ohr desto vernehmbarere Stimmen **) kund gegeben ward. Als Ansgar an den bischöflichen Stuhl von Bremen auch nicht von weitem noch denken konnte, hatte er eines Tages ein Gesicht, in welchem der Apostel Petrus ihm erschien. Als er nun

*) Man hat noch handschriftliche, mit diesen Stellen beschriebene Psalmbücher; und bedeutende Männer, wie z. B. der gelehrte Fabricius, legen denselben einen sehr hohen Werth bei.

**) Dies ist auch in den heiligen Büchern gegründet, wie z. B. in den Akten der Apostel, wo es heißt: «*Dixit Spiritus Philippo.*»

so ganz voll Vertrauen, Liebe und Bewunderung vor dem Apostelfürsten stand, kamen noch mehrere andere Männer heran, den heiligen Petrus bittend, ihnen doch einen Oberhirten zu geben, der in ihrem Glauben sie stärken, dessen Licht auf allen ihren Wegen ihnen leuchten könnte. Petrus gab ihnen zur Antwort: "Derjenige, den ihr vor mir stehen "seht, soll euer Bischof seyn." In dem nämlichen Augenblicke hörte Ansgar eine Stimme, welche eine abermalige Weihe über ihn aussprach, und ihn so kräftigte und mit solchem himmlischen Trost erfüllte, daß er deutlich fühlte, eine neue Salbung des heiligen Geistes sey über ihn ausgegossen worden. Gleich darauf wiederholten die um den heiligen Petrus stehenden Männer, unzufrieden, wie es schien, mit dem, welchen er ihnen vorgeschlagen hatte, ihre vorige Bitte um einen würdigen Bischof. Aber zürnend erwiederte ihnen jetzt der große Apostel: "Habe "ich euch nicht gesagt, daß dieser, der hier vor mir "steht, es seyn soll, und habt ihr nicht die ihn dazu "einweihende göttliche Stimme gehört?" — Als drei Jahre nachher Ludwig der Deutsche dem heiligen Ansgar den bischöflichen Stuhl von Bremen übertrug, bildete sich wirklich in dieser Stadt eine Parthei, die, unzufrieden mit der getroffenen Wahl, einen andern Bischof verlangte. Zu jeder andern Zeit würde der Widerspruch eines Theils des Volkes unsern Heiligen sogleich bewogen haben, die ihm angetragene Würde standhaft von sich abzulehnen. Aber jetzt, der vor drei Jahren ihm gewordenen Vision sich erinnernd, und daher mit dem Willen Gottes bekannt, nahm er das Bisthum mit Bereitwilligkeit an; und nun dauerte es nicht lange, so errötheten Bremens Einwohner über ihren frühern Unverstand, und dankten Gott von ganzem Herzen, daß Er ihnen einen so heiligen, erleuchteten und liebevollen Bischof geschenkt habe.

37. Gegen das Ende des Jahres 864 ward Ansgar von einer schmerzhaften, drei Monate lang dauernden, alle seine Kräfte erschöpfenden Dissenterie befallen. Da er wohl fühlte, daß die Krankheit zum Tode führe, bejammerte er nichts so sehr, als daß er seiner Sünden wegen nicht wäre gewürdigt worden, mit seinem Blute für die Gottheit Jesu und dessen heilige Lehre zu zeugen. Mit Verlangen hatte er stets nach der Märtyrerkrone verlangt *); und sie wirklich errungen zu haben erlaubte ihm seine Demuth jetzt nicht zu glauben. Des heiligen Ansgars ganze Lebensbahn war stets mit so vielen Dornen bestreut, seine Seelenleiden oft so schwer und so anhaltend, und die Kämpfe, die er zu kämpfen hatte, so hart und gefahrvoll, daß sein ganzes Leben ein ununterbrochenes Marterthum war; und längst schon von Gott mit der Krone heiliger Märtyrer geschmückt, glaubte er selbst an dem Ende seiner Tage sich derselben noch unwürdig. — Am 1. Februar, als am Vorabend des Festes Mariä Reinigung, ließ er drei große Wachskerzen verfertigen, wovon er die eine vor den Altar der Hochgebenedeiten, die beiden andern vor die Altäre des heiligen Petrus und des heiligen Johannes zu setzen befahl. Zu der Mutter des Erlösers und diesen beiden großen Heiligen, wie zu allen übrigen heiligen Freunden Gottes, erhob er nun öfters sein

*) Mit Verlangen verlangen; bekanntlich ein eben so schöner, als kräftiger Hebraismus, den weder die deutsche noch irgend eine andere Sprache verschmähen sollte. Auch Jesus hat in seiner Rede, als er mit seinen Jüngern das letzte Abendmahl, das Mahl unendlicher Liebe und Erbarmung hielt, sich dieses Ausdrukkes bedient, und der heilige Hieronymus hat in seiner lateinischen Uebersetzung denselben wörtlich beibehalten.

Gemüth, sie um ihren Beistand anflehend in dem letzten, sich ihm immer mehr nahenden und selbst den Heiligen noch so furchtbaren, entscheidenden Moment. Am Tage des Festes selbst, obgleich äußerst schwach und entkräftet, wollte er, bevor der feierliche Gottesdienst beendigt war, auch nicht das mindeste Stärkende zu sich nehmen. Auf sein Geheiß versammelten sich, nachdem er Etwas zu sich genommen, alle seine Schüler um sein Sterblager; und den ganzen übrigen Theil des Tages brachte er damit zu, daß er sich mit ihnen über göttliche Dinge unterredete, ihnen die heilsamsten Ermahnungen gab, oft laut zum Himmel für sie betete, und sie beschwur, seiner Lehren eingedenk stets auf den Wegen Gottes zu wandeln. Am folgenden Tage, als die Stunde seiner Auflösung, oder vielmehr die des nahenden Heiles, gar nicht mehr ferne war, empfing er zum letztenmale das allerheiligste Sacrament des Altars. Der Kirche gewöhnliche Sterbgebete und Litaneien wurden hierauf über ihn ausgesprochen, und diesen auf sein ausdrückliches Verlangen am Ende das „Herr Gott, Dich loben wir" hinzugefügt. Bald darauf verlor er den Gebrauch der Sprache. Noch einmal bezeichnete er sich mit dem triumphirenden Zeichen des Kreuzes, und gab dann seine schöne Seele in die Hände ihres Schöpfers eben so rein und unbefleckt zurück, als sie vor 64 Jahren aus denselben hervorgegangen war (865).

38. Vier und dreisig Jahre hatte der heilige Ansgar das hohe bischöfliche Amt bekleidet. Während seiner Krankheit ward er einigemal befragt: Wen er zu seinem Nachfolger zu haben wünsche? Dieser Frage wich er stets aus, und sagte, daß hierüber Etwas zu verfügen ihm keineswegs gezieme.

Als man einige Zeit darauf ihn fragte, ob er wohl den Rembert des hohen bischöflichen Amtes würdig erachte, gab er zur Antwort: „Rembert ist dieses „heiligen Amtes ungleich würdiger, als ich es je „war, auch nur der Diacon einer Kirche zu seyn." Drei Tage vor seinem Tode sagte er jedoch dem Rembert ganz bestimmt, daß Gott ihn zu seinem Nachfolger gewählt habe; auch ward derselbe wirklich, und zwar noch am Sterbtage des Heiligen, einstimmig auf den kaum seit einigen Stunden erledigten bischöflichen Stuhl erhoben. Der heilige Rembert, Ansgars würdiger Biograph, dessen grenzenlose Anhänglichkeit an den Heiligen schon einigermaßen für eigene Heiligkeit zeuget, drückte seinem Wohlthäter die Augen zu *). In dem römischen

*) Aus einem Fenster seiner Abtei zu Thorout sah der heilige Ansgar eines Tages die Schulkinder nach geendigtem Schulunterricht in die Kirche gehen. Alle hüpften, sprangen, schrieen und machten allerlei kindisches Zeug. Nur einer, und zwar gerade der kleinste und jüngste, zeichnete sich durch Bescheidenheit in Gang und Gebährden vor allen seinen übrigen kleinen Kameraden aus. Noch ernster ward er, sobald er die Kirche betreten hatte. Mit Ehrfurcht nahete er dem Altar, fiel auf seine Kniee, bezeichnete sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und ging dann ganz ruhig mit zur Erde gesenktem Blick an seinen gewöhnlichen Platz. Dieses Betragen, aus welchem schon eine gewisse, mit dem zarten Alter des Knaben sehr contrastirende Reife des Verstandes und der Empfindung hervorleuchtete, erregte die Aufmerksamkeit des Erzbischofes. Er beschloß demselben, wenn dessen Eltern ihre Einwilligung geben würden, alsogleich die Tonsur zu ertheilen und ihn für den geistlichen Stand erziehen zu lassen. Des Knaben Vater und Mutter wurden unverzüglich herbeigerufen. Diese waren außer sich vor Freude über die wohlwollenden Gesinnungen des Bischofes, und das seltene, ganz uner-

Martyrologium ist der Sterbtag des heiligen Anscharius auch als der Tag bezeichnet, an welchem die allgemeine Kirche überall das Andenken desselben feiert. Bis zu der unseligen, der Kirche wie der ganzen Christenheit den Frieden raubenden, sogenannten Reformation, verehrten Hamburg und Bremen den heiligen Ansgar als ihren Apostel und heiligen Schutzpatron. In Hamburg blühete lange Zeit ein nach dem heiligen Anscharius genanntes Stift, das aber nach der so eben erwähnten großen Kirchentrennung in ein Waisenhaus verwandelt ward *).

---

wartete Glück ihres Kindes; und dieses Kind, dieser Knabe war — Rembert, nachher des Heiligen geliebtester vertrautester Schüler, zweiter Erzbischof in Hamburg und nach seinem Tode von der Kirche den Heiligen beigezählt. So werden und wurden zu jeder Zeit, die einen sehr frühe, die andern erst spät und wieder andre noch weit später zur Arbeit in den Weinberg berufen; aber demungeachtet empfangen und empfingen doch alle aus den Händen des liebevollen freigebigen Hausvaters gleichen Lohn.

*) Immer weit besser, als wenn man das Stift, wie es in unsern Tagen, und zwar in katholischen Ländern geschah, in ein Magazin oder einen Packhof verwandelt hätte. — Der heilige Ansgar war aus dem Städtchen Corbie in Frankreich gebürtig, mithin ein Franzose, daher der schon einigemal erwähnte Jesuit Longueval in seiner Geschichte die Bemerkung macht, daß alles Große, Wahre und Beseligende, was ein demüthiger, keuscher, sanfter, wahrhaft frommer französischer Mönch im Norden gestiftet, gegründet und mit so vielem Segen gepflegt, ein stolzer, hochfahrender, heirathslustiger deutscher Mönch siebenhundert Jahre nachher wieder zerstört habe.

XV.

1. **Pontificat Valentin's I. und Gregors IV.** — Nach dem Tode Eugens II. ward der Erzdiacon Valentin durch einstimmige Wahl auf den heiligen Stuhl erhoben. Er war ein Mann voll Kraft des heiligen Geistes, und hatte seine Erhebung blos der allgemein anerkannten Heiligkeit seines Wandels zu danken. Eugen liebte ihn wie seinen Sohn, und hatte ihn stets an seiner Seite. Als nach dem Hintritt dieses Pabstes schon am folgenden Tage die Geistlichkeit, der Adel und das Volk sich in dem Lateran zu einer neuen Wahl versammelt hatten, riefen sogleich alle Stimmen: „Niemand ist des päbstlichen Stuhles würdiger, „als der fromme, von Gott geliebte Erzdiacon „Valentin. Er vor Allen verdient denselben zu „besteigen!“. — Valentin suchte die hohe Würde von sich abzulehnen. Aber die Römer wiederholten ununterbrochen den obigen Ruf, führten ihn gleichsam mit Gewalt, jedoch mit den größten Ehrenbezeigungen, nach dem Lateran, wohin nun auch der ganze römische Adel und die Vorsteher der Zünfte sich begaben, um dem Neugewählten unverzüglich zu huldigen. — Unstreitig wäre Valentin der Pabst gewesen, der über den Tod seines Vorfahrers die Kirche hätte trösten können. Aber wie es scheint waren Rom und die damalige Christenwelt dieses Trostes nicht werth, denn am vierzigsten Tage nach seiner Erhebung machte schon der Tod, dieser gefürchtete Bote Gottes, Valentins so viel versprechender und so große Hoffnungen erweckender Regierung wieder ein Ende.

2. Valentin dem Ersten folgte in dem Pon-

tificat Gregor IV. (827) Von den seltenen Geistesgaben dieses Pabstes, seinem edeln Charakter, seiner Weisheit, Demuth und gänzlichen Verachtung alles dessen, was die Welt als groß und wünschenswerth erachtet, geben uns Anastasius, ein Zeitgenosse, so wie alle übrigen Geschichtschreiber sehr hohe Begriffe. Wirklich enthält auch das Privatleben desselben eine Menge der zartesten Züge ächter ungeheuchelter Frömmigkeit. Aber mit diesem innern Reichthum einer großen und heiligen Natur verband Gregor auch nicht minder glänzende, Ehrfurcht gebietende äußere Vorzüge. Eine erlauchte Geburt, eine lange Reihe edler, durch Verdienste um die Kirche oder den Staat ausgezeichneter Ahnen, eine hohe, schlanke, mit vieler Würde getragene Figur und ungemein einnehmende, nur Liebe und Wohlwollen athmende Gesichtszüge *). Wie bei der Erhebung seines Vorfahrers, waren auch bei seiner Wahl die Stimmen keinen Augenblick getheilt. Gleich nach Valentins Tod ließen demnach alle, denen an der Wahl einiger Antheil gebührte, nämlich die Geistlichkeit, der Adel und das Volk, ihre Gesinnungen wegen des neu zu wählenden Pabstes

---

*) Der Bibliothekar Anastasius (p. 334.) sagt von Gregor: „Genere clarus, sed clarior sanctitate, for„ma conspicuus, sed pulchrior fide. Vir stre„nuus ac benignissimus, pietate atque sancti„tate repletus, ornatus scientia, verbo jocun„dus, modestus prae omnibus sermone, firmis„simus fide catholica, justus operibus et litera„rarum divinarum solertissimus inquisitor. Ec„clesiarum quoque sanctarum infatigabilis visita„tor, pater pauperum, alitor omnium viduarum. „Terrenum nihil appetens, mundana hujus vi„tae praesentis lucra deserens, aeterna proemia „in coelis dignis sibi meritis acquisivit.“

laut werden, und in ganz Rom ward Gregor als der Nachfolger des Verstorbenen schon am Sterbetag desselben einstimmig bezeichnet. Gregors vielleicht allzugroße Demuth hätte jedoch die heilige und schwere Bürde, die man ihm auflegen wollte, lieber auf den Schultern eines Andern gesehen. Ohne irgend jemand etwas zu sagen, verließ er also nächtlicher Weise seine Wohnung, und verbarg sich in dem weit davon gelegenen, nach dem heiligen Cosmas und Damianus genannten Kloster. Aber eben diese Demuth, diese völlige Entsagung aller irdischen Größe, erhöhete nur noch mehr Gregors Werth in den Augen des Volkes. Es besetzte die Thore der Stadt, durchsuchte mit jener ungestümen Thätigkeit, die gewöhnlich wahre Liebe erzeugt, alle Theile der Stadt, alle Kirchen und Kapellen und Klöster. Natürlicher Weise ward Gregor endlich entdeckt, aus dem Kloster, in welchem er sich verborgen hatte, mit Gewalt herausgenommen, nach dem Palast geführt, inthronisirt, und von den Römern ihm gehuldigt. Die Consecration des neuen Pabstes soll jedoch, wie Eginhard und Astronomus berichten *), noch einige Zeit aufgeschoben worden seyn, weil man, zu Folge der von Eugenius II. erlassenen Verordnung, die kaiserliche Bestätigung erst abwarten mußte **). Als

---

*) *Eginh.* „Electus sed non prius ordinatus est, „quam Legatus Imperatoris Romam venit, et „electionem populi, qualis esset, examinavit.“ — *Astron.* „— — Dilata consecratione ejus „usque ad consultum Imperatoris. Quo annu-„ente et electionem Cleri et Populi probante, „ordinatus est in loco priori.“

**) Diese vorgebliche Verordnung Eugenius II. findet man bei Muratori in dessen Geschichte von Italien

:r Bevollmächtigte des Kaisers endlich im Decem:r desselben Jahres angekommen war, und an der Zahl nichts den Canones und dem Herkommen zu

(Th. IV. S. 592). Aber dieser gelehrte, die kaiserlichen Rechte so hitzig, aber eben daher auch nicht selten so eigensinnig vertheidigende Publicist gesteht selbst, „daß man dieses Denkmal keineswegs für zuver„lässig halten könne." — Er sucht zwar einige Gründe dafür auf, setzt jedoch abermals sogleich hinzu: „daß es demungeachtet jedem erlaubt sey, hier„über das, was ihm am wahrscheinlichsten vorkommt, „zu glauben." — — Wenn Pabst Eugenius wirklich eine solche Verordnung erlassen hat; so möchte man auch fragen, warum sie bei Eugenius unmittelbarem Nachfolger, dem Pabst Valentin, nicht befolgt ward, und warum man sie auch nachher bei der Erhebung Sergius II., welcher auf Gregor IV. folgte, ebenfalls außer Acht ließ. Eginhards und Astronomus Zeugniß hat hier kein Gewicht. Die Leser werden sich erinnern, wie sehr der Franken Stolz sich durch Ludwigs Verzichtleistung auf das Confirmations-recht verletzt fühlte. Sehr leicht möglich, daß, um die vermeintliche Schmach von der leichtsinnigen Nation und deren Beherrscher hinwegzunehmen, die beiden Hofhistoriographen für gut fanden, das als wirklich geschehen anzugeben, was nach ihrer Meinung nothwendig hätte geschehen sollen. Uebrigens beziehen wir uns hier auf das, was wir im 12. Abschnitte in einer Note über das kaiserliche Bestätigungsrecht gesagt haben. Die darüber aufgestellten Grundsätze waren äußerst schwankend und unstät, wurden nach Lage der Umstände bisweilen ganz, bisweilen nur halb, und am öftesten gar nicht befolgt; und in diesem, bald möchte man sagen, launigen Wechsel blieben die Sachen, bis Gregor VII. theils schon als Cardinal, aber noch ungleich kürzer und kräftiger, als er selbst den päbstlichen Thron bestiegen hatte, diesem stets anstößigen, oft sogar ärgerlichen Wechsel auf immer ein Ende machte.

widerlaufendes gefunden hatte, ward Gregor, wie Fleury angibt, an einem Sonntag, dem 5. Febr. des Jahres 828., consecrirt *).

3. In dem zweiten Jahre seines Pontificats trug sich in Rom ein Ereigniß zu, das an sich höchst unbedeutend, blos deswegen bemerkt zu werden verdient, weil die späteren kaiserlichen Hofpublicisten zu weiterer Begründung ihres luftigen Systems von der Servitute der Päbste unter der Oberherrschaft der Kaiser wieder allerlei Consequenzen daraus zu ziehen suchten. Die Sache ist diese. Das Kloster Farva hatte längst schon einen Prozeß mit der apostolischen Kammer. Es behauptete, unter dem Pontificat Hadrians I. seyen ihm von der päbstlichen Kammer verschiedene dem Kloster rechtmäßig zugehörige Güter widerrechtlich entzogen worden. Der Prozeß dauerte jetzt schon mehrere Jahre, denn gleich unter Hadrians Nachfolger Leo III. hatte das Kloster ihn anhängig gemacht. Aber weder Leo III., noch die darauf folgenden Päbste Stephan, Paschal und Eugenius hatten die Klage des Klosters gegründet gefunden, daher auch die Güter nicht wieder zurückgegeben. Ingoald, Abt von Farva, wandte sich also jetzt an den Kaiser, und bat um dessen Vermittelung. Ludwig der Fromme übernahm sie, und befahl dem Grafen von Spoleto und einem italiänischen Bischofe, Namens Jo-

*) Weder der Monat noch der Tag können mit Bestimmtheit angegeben werden, und Fleury's obige Angabe ist um so mehr zu bezweifeln, da die mehrsten Geschichtschreiber wenigstens darin mit einander übereinstimmen, daß Wahl und Consecration in dem Jahre 827 Statt hatten. (Godeau Hist. univ. de l'égl.)

seph, und noch einigen andern Herren, sich diesfalls als seine Bevollmächtigten nach Rom zu verfügen. Von seiner Seite ernannte der Pabst die Bischöfe Leo und Theodor, und den Grafen oder Herzog Petrus von Ravenna. Diese gemischte Commission hielt ihre Sitzungen in dem Lateran, und zwar in Gegenwart des Pabstes. Der Advocat der päbstlichen Kammer behauptete, die römische Kirche besitze diese Güter mit vollem Rechte. Er foderte die klagende Parthei auf, das Gegentheil zu erweisen. Als nun dieser Beweis dem Advocaten des Abts aufgetragen ward, legte derselbe verschiedene, den rechtmäßigen Besitzstand des Klosters beweisende Urkunden den Richtern vor. Die eine war ein Schenkungsakt der Anselberg, einer Tochter des Königs Desiderius und Aebtissin des Klosters zu St. Salvator in Brescia. Aus diesem erhellte, daß die erwähnte Anselberg einen Theil der in Frage liegenden Güter dem Kloster geschenkt habe. Die zweite war ein Kaufakt, aus welchem es sich ergab, daß das Kloster verschiedene jener ihm jetzt bestrittenen Güter von dem Herzoge Theodicius von Spoleto gekauft hätte; und die dritte endlich bewies, daß die Königin Ansa, Mutter der Prinzessin Anselberg, das Gut St. Vito, nachdem sie es von dem Bischofe Teuto von Rieti gegen ein anderes eingetauscht, ihrer Tochter, und diese es dem Kloster zum Geschenke gemacht habe. Zudem zeigte des Abts Anwalt auch noch zwei Freiheitsbriefe vor, den einen von dem König Desiderius, den andern von Carl dem Großen, wodurch diese beiden Monarchen das Kloster in dem Besitze jener Güter bestätiget hatten. Am folgenden Tage war das Zeugenverhör. Auch dieses war ganz zu Gunsten des Abts. Die vorgefoderten Zeugen erklärten sämmtlich, daß das Kloster ehemals in dem Besitze

jener Güter gewesen sey. Da, wie es in der auf uns gekommenen, höchst lückenhaften Relation über diese Verhandlungen heißt, der Advocat der päbstlichen Kammer nichts darauf zu erwiedern wußte, so wurden die Güter dem Kloster zugesprochen. Gegen diesen Spruch protestirte jedoch sogleich der apostolische Sachwalter, auch erklärte der Pabst, daß er diesen Spruch nicht anerkenne, übrigens selbst mit dem Kaiser gelegentlich darüber sprechen werde. Hiemit hatte nun das berühmte Gericht, wie Muratori es nennt, ein Ende, die Richter gingen nach Hause, und nach wie vor blieb die römische Kirche im Besitze der von dem Kloster Farva in Anspruch genommenen Güter *).

*) Wir haben so eben schon bemerkt, daß es der obigen Erzählung an Bestimmtheit und logischem Zusammenhang fehlt. Indessen geht doch so viel daraus hervor, daß der Abt sich an den Kaiser gewandt, dieser als Vermittler aufgetreten, und hierauf von beiden Seiten ernannte Commissaire sich in dem Lateran zu gemeinschaftlicher Prüfung und Untersuchung der gegen die apostolische Kammer vorgebrachten Klage vereinigten. Wäre dies aber ein reiner Akt unmittelbarer kaiserlicher Obergerichtsbarkeit gewesen, so würde man schwerlich päbstliche Räthe und Beamten als Beisitzer dazu berufen haben. Daß das Kloster, wie die Zeugen aussagten, einst in dem Besitze jener Güter war, dies ist sehr begreiflich. Aber nun kam es darauf an, zu untersuchen, ob eben dieser Besitzstand ein gesetzlicher, in Recht und Gerechtigkeit gegründeter Besitzstand, oder nur eine auf Schleichwegen errungene Usurpation war; worüber natürlicher Weise die blose Erklärung der Zeugen keinen Aufschluß geben konnte. Zudem läßt es sich auch nur einen Augenblick annehmen, daß eine ganze Reihe gleich heiliger Päbste, die jedes Jahr ungeheure Summen zum Besten der leidenden Menschheit wie der gesammten Christenheit verwendeten, fremdes Gut ungerechter

4. In demselben Jahre wurden auch in Frankreich die vier vom Kaiser auf dem Reichstage in Aachen verlangten Concilien gehalten, nämlich in Mainz, Paris, Toulouse und Lyon. Die Verhandlungen dieser Concilien sind, mit Ausnahme jener der Synode von Paris, sämmtlich verloren gegangen. Auf der letztern waren fünf und zwanzig Bischöfe versammelt. Sie beschäftigten sich größtentheils mit Disciplinargegenständen, und mit Abschaffung mehrerer in den Kirchen Frankreichs eingeschlichener Mißbräuche. So z. B. hatten damals an vielen Orten in Frank-

---

Weise sollte an sich gerissen haben? Auch über den vorgelegten Urkunden selbst schwebt gegründeter Zweifel; denn da, obgleich der Prozeß schon viele Jahre dauerte, der Advocat der römischen Kammer dennoch ganz kühn behauptete, der klageführende Theil könne die Rechtmäßigkeit seines Besitzstandes mit nichts erweisen, so muß dieser Anwald auch nie etwas von jenen Urkunden gehört, mithin der Sachwalter des Klosters sie jetzt zum erstenmale den Richtern vorgelegt haben. Hierauf konnte nun freilich der andere Theil nicht sogleich Etwas erwiedern, indem eine genaue Prüfung solcher Pergamentrollen viele Zeit erfodert, und es oft sehr schwer ist, unächte von ächten Urkunden zu unterscheiden. — Auch Ludwig's des Frommen Söhne, wie wir bald sehen werden, trugen ihre Händel den fränkischen Bischöfen vor, und foderten sie als Richter auf. Aber demungeachtet wird doch weder Muratori, noch irgend jemand behaupten wollen, daß die fränkischen Bischöfe die Oberherren von Deutschland, Frankreich und Italien, und in diesen Ländern über deren Könige eine oberrichterliche Gewalt auszuüben befugt gewesen wären. — — Ganz befangen, und gleichsam eingebannt in den modernen Begriffen und Ansichten, besonders die Verfassung der Staaten und deren gegenseitige Verhältnisse betreffend, wird man die Ereignisse und Erscheinungen jener fernen Jahrhunderte nie gehörig zu würdigen und richtig aufzufassen im Stande seyn.

reich die Frauen ihre Anmaßungen gar so weit getrieben, daß sie das heilige Abendmahl den Gläubigen austheilten. Gegen diesen Unfug eifert das Concilium und verbietet dem Frauenvolk auf das strengste, die dem Gottesdienste geweihten heiligen Gefäße auch nur mit einem Finger zu berühren. Die versammelten Väter machten 64 Canons, mit geringer Ausnahme nur Wiederholungen alter, längst schon bestehender, aber wie es scheint, bis dahin schlecht befolgter Kirchensatzungen. Sämmtliche Akten des pariser Conciliums sind in drei Bücher abgetheilt. Das erste handelt von den Pflichten der Bischöfe und Priester, wo nichts vorkommt, was nicht schon auf einer Menge früherer Concilien war gesagt und verordnet worden. Nur ward, was bisher sehr selten auf Concilien geschah, die Einführung des seit den ältesten Zeiten schon in der Kirche bestehenden Gebrauchs jener von den Bischöfen unzertrennlichen Gefährten, welche die Griechen Syncellen nannten, wieder in Erinnerung gebracht. Das Concilium nämlich verbot den Bischöfen in Zukunft allein zu schlafen. Das Schlafzimmer eines Bischofs sollte auch das Schlafzimmer eines seiner Geistlichen seyn, damit jener stets einen Zeugen seines reinen Wandels habe, sein Ruf nicht durch böse Nachrede befleckt werde, und sein Licht ungetrübt vor der Welt leuchte. Das zweite Buch handelt von dem Antheil der weltlichen Macht an dem Kirchenregiment, welcher, wie es auch aus dem Begriffe einer von Christo gegründeten, und von dem heiligen Geist durch die Apostel geordneten und eingerichteten Kirche schon von selbst hervorgeht, sich blos dahin beschränkt, über die Aufrechthaltung der von der Kirche gemachten Verordnungen zu wachen, und jene Laster und Mißbräuche, denen die Bischöfe nichts als ihre belehrende und ermahnende Stimme

entgegen setzen können, durch Strafgesetze zu zügeln, und so nach und nach völlig auszurotten. Das dritte Buch endlich enthält den Bericht der Bischöfe an den Kaiser über die in der Synode von Paris gepflogenen Verhandlungen, dem auch noch mehrere Bitten, Ermahnungen und Vorstellungen des Conciliums, besonders über die mit dem hohen kaiserlichen Amt verbundene schwere Verantwortlichkeit, beigefügt sind.

5. Auf welchen krummen und finstern Schleichwegen es Lothar, Ludwig's des Frommen ältesten Sohne, gelang, den Pabst Gregor in seine und seiner Brüder Empörung gegen den Vater mit einzuflechten; wie rein und lauter des heiligen Vaters Absichten bei seiner Reise in Frankreich waren; wie er allda nur das rechtlich Bestehende bewahren, Friede und Einigkeit in das Kaiserhaus, und Ruhe und Ordnung in das verwirrte, anarchisch bewegte Reich zurückführen wollte, dabei auf die berathende Mitwirkung der fränkischen Bischöfe zählte, aber auch welche Festigkeit er dem Trotz eben dieser durch falsche Gerüchte irregeleiteter Bischöfe entgegensetzte, und endlich, als er von dem ehrsüchtigen Prinzen sich getäuscht sah, wie laut er sein gerechtes Mißfallen an Allem, was geschehen war, kund gab, und mit aller Eile, ohne das Ende des ruchlosen Spieles abzuwarten, trauernd und gebeugt nach Rom zurückkehrte: alles dies haben wir unsern Lesern schon in der Regierungsgeschichte Kaisers Ludwig des Frommen erzählt; und dem Pabste Gregor über dessen ganzes Benehmen bei diesem unseligen Handel einen gegründeten Vorwurf zu machen, möchte wohl selbst für die ärgsten Gegner des römischen Stuhles eine nie zu lösende Aufgabe seyn *).

*) Fleury's sich nicht selten kundgebende Vorurtheile ge-

6. Obgleich Gregor, bevor er den päbstlichen

---

gen den römischen Hof verleiteten ihn hier zu einer offenbaren und wahrhaft sündhaften historischen Untreue. Er sagt nämlich (T. X. L. 47. p. 313.): „Alors *de l'avis du Pape* et de tous les seig„neurs on regarda Louïs comme dechu de la „dignité imperiale, et on la defera à Lotaire, „qui l'accepta etc. etc." — — Schon mit sich selbst geräth Fleury hier in Widerspruch, denn einige Zeilen weiter unten auf der nämlichen Seite sagt er: „Le Pape retourna à Rome, très *affligé de* „*l'état*, auquel le père étoit reduit par ses en„fans." — Aber wie konnte der Pabst, wenn er wirklich zu Ludwig's Entthronung seine Einwilligung gegeben hätte, nun über etwas trauern, das von jeher eine nothwendige Folge jeder gewaltsamen Thronentsetzung war, und gewiß auch in der Folge stets noch seyn würde? Daß die Anhänger der Söhne Ludwig's etwas dergleichen von dem Pabste aussprengten, ist sehr begreiflich; es lag ganz in Lothar's heimtückisch-schlauem Plane. Aber einem solchen boshaft verbreiteten Gerüchte widersprechen nicht nur Gregor's allgemein anerkannter edler Charakter, sein christlicher Sinn und seine Frömmigkeit, sondern auch die harte Behandlung, die er in Lothar's Lager erduldete, so wie seine große Trauer und sein Mißvergnügen, woraus er gar kein Geheimniß machte, und wovon man auf seinem Gesichte selbst nach seiner Ankunft in Rom noch unverkennbare Spuren sah. Uebrigens ist die Ungereimtheit einer solchen Verläumdung schon deren beste Widerlegung. Was dazu allenfalls noch einen einigermaßen scheinbaren, obgleich äußerst schwachen Grund hergeben könnte, ist jene Stelle in Gregor's Briefe an die fränkischen Bischöfe, worin er die neue Theilung des Reiches mißbilliget. Aber im Ganzen genommen sagt der Pabst nichts anders, als daß, da mit der neuen Theilung so viele und große Uebel verbunden wären, es besser gewesen seyn würde, wenn sie gar nicht geschehen wäre. Nur mit andern Worten sprach Gregor hier eine uralte, überall bekannte Wahrheit aus; nämlich daß, nachdem der

Stuhl bestieg, den Händeln und dem Treiben der Welt eben so fremd wie deren Gesinnungen, Maximen und Politik geblieben, so entfaltete er doch, sobald er die Regierung übernommen, alle Fähigkeiten eines großen, die damaligen Staatsverhältnisse mit richtigem und klarem Blicke überschauenden Staatsmannes. — Die Sarazenen fingen seit einiger Zeit an, alle südlichen Küsten von Europa zu beunruhigen. Jetzt waren sie Herren von Creta und dem größten Theile von Sicilien, und in den unaufhörlichen Fehden zwischen den Herzogen von Benevent und jenen von Neapel hatten gar noch beide kriegführende Theile, der Eine die spanischen, der Andere die africanischen Sarazenen zu Hülfe gerufen. Das fruchtbare, volk- und städtereiche Unteritalien mußte die Raubsucht der Barbaren locken, und da weder von den durch ihre innern Kriege ungemein geschwächten Franken, noch von der entfernten kraftlosen byzantinischen Regierung großer

Kaiser durch seine schwache Nachgiebigkeit gegen seine Söhne sein Reich viel zu frühe und zu voreilig unter dieselben vertheilt hätte, er nun unter zwei Uebeln das geringere hätte wählen müssen; und unstreitig war es hier ein geringeres Uebel, dem nachgebornen Prinzen Carl keine Länder, sondern nur eine reiche Apanage zu geben, als die ganze Monarchie in die größte Verwirrung zu stürzen, unter den ohnehin so unruhigen Großen den Faktionsgeist zu wecken und zu nähren, endlose innere Kriege zu veranlassen, die Grenzprovinzen den Barbaren preiszugeben, und alles mit einer solchen anarchischen Verwirrung verbundene Elend über Land und Volk herbeizuführen. Mit einem Worte, Gregor IV. bedarf gar keiner Vertheidigung, sobald man nur die Geschichte sprechen läßt, und sich nicht erfrecht, sie zu einer jeder Leidenschaft wie jeder verkehrten Ansicht huldigenden und schmeichelnden Lügnerin herabzuwürdigen.

Widerstand zu befürchten war, sie endlich selbst zu Eroberungsversuchen auf dem Festlande der schönen italiänischen Halbinsel ermuntern. Dieses vermochte freilich der Pabst nicht völlig zu verhindern. Indessen wollte er doch für die Sicherheit Roms, der Hauptstadt der Christenheit, sorgen. Damit also die Sarazenen es nie wagen dürften, die Tiber hinauf zu fahren, bei Rom zu landen, die Stadt zu plündern, und die Kirchen und Gräber der Apostel zu entweihen, führte Gregor den großen Gedanken aus, die alte, völlig verfallene Stadt Ostia an der Mündung der Tiber wieder aufzubauen. Auf dem Platz, auf welchem einst das altrömische, jetzt ganz in Ruinen liegende Ostia stand, erhob sich also auf Gregors Geheiß und unter seiner Leitung eine viel größere und ungleich festere Stadt. Die Gräben, mit welchen er sie umgab, waren weit tiefer und breiter, die Mauern höher und dichter, die sie flankirenden Thürme in größerer Anzahl und einsichtsvoller geordnet, und die Eingänge der Stadt durch ungeheure, mit Fallgattern versehene Thore geschlossen. In der Mitte der Festung ließ er ein geräumiges Arsenal erbauen, das er mit Waffen und besonders mit allen damals bekannten größern und kleinern Wurfmaschinen füllte. Als die neue Stadt zur Freude und Bewunderung der Römer da stand, gab er ihr seinen eigenen Namen, und hieß sie G r e g o r i o p o l i s. Dies Letztere — denn was Alles zieht die jetzige, haarspaltende Kritik nicht vor ihren Richterstuhl — ward jedoch von Einigen gerügt. Man wollte nämlich daraus einen gewissen Schein einer, einem so großen Pabste nicht ganz geziemenden Eitelkeit und Ruhmliebe hervorschimmern sehen. Aber Gregor, stets lautern und einfältigen Herzens, dachte hier gewiß nicht an den leeren Hall eiteln Nachruhms. Da von jeher, und seitdem es Städte

auf der Erde gibt, es stets auch Sitte und Gebrauch war, daß der, welcher eine neue Stadt gründete, ihr seinen Namen gab, so ließ es ebenfalls Gregor IV. geschehen, daß man der von ihm zum Schutze Roms mit ungeheuern, blos aus seinem Schatze genommenen Unkosten erbauten Stadt auch seinen Namen beilegte. — Um die Handlungen eines großen Mannes richtig zu beurtheilen, muß man den ganzen Charakter desselben ins Auge fassen, und aus diesem erst jene mit Verstand und Billigkeit zu beurtheilen suchen.

7. In dem Jahre 842 erließ Gregor an alle Bischöfe Deutschlands, Frankreichs und Italiens eine Encyclica in Betreff des allen Bischöfen von jeher offen stehenden Weges der Appellation an den apostolischen Stuhl in Rom. Die Veranlassung dazu gab Aldrik, Bischof von Mans. Derselbe war ein Sprößling einer der ältesten und edelsten Familien des Reiches. Sowohl von Seite seines Vaters, wie seiner Mutter, zählte er unter seinen Ahnen sächsische und alemannische unabhängige Fürsten. In einem Alter von zwölf Jahren ward er von seinem Vater an den Hof Carls des Großen gebracht. Die offene und edle Miene des Knaben gefiel dem Kaiser und seinem Sohn Ludwig. Beide gewannen ihn lieb, und die immer zunehmende Gnade beider Monarchen öffnete dem künftigen Jüngling und Manne die glänzendste Perspective auf Reichthümer, hohe Würden und Ehrenstellen. Aber wenn der junge Aldrik den Tag über alle in seinem Dienste liegenden Verrichtungen mit der größten Pünktlichkeit vollbracht hatte, durchwachte er jetzt schon als Knabe ganze halbe Nächte im Gebete in der großen Cathedrale zu Aachen. Als er das Jünglingsalter erreicht hatte, fühlte er einst während seines nächtlichen Ge-

betes einen ganz ungewöhnlichen Trieb, den Hof und die Welt zu verlassen und in dem geistlichen Stande sich ganz und ungetheilt seinem Gott zu weihen. Um jedoch zu wissen, ob dieses innere Gefühl ein höherer Strahl göttlicher Gnade, oder blos die Wirkung einer oft schnell wieder vorübergehenden Aufwallung einer seine eigene Kräfte überschätzenden Frömmigkeit sey, verlängerte er jetzt die gewöhnliche Zeit seines nächtlichen Gebetes sechs Monate lang, mit immer steigender Inbrunst zu Gott flehend, daß er ihm seinen allerheiligsten Willen kund geben möchte. Aldriks Gebet ward erhört, und mit jedem Tage fühlte er sich immer mehr getrieben, seinen frommen Vorsatz in Ausführung zu bringen. Er bat demnach um seine Entlassung, die auch der Kaiser, obgleich ungern, ihm ertheilte *). Aldrik ging nun nach Metz, ward von dem Bischofe und der Geistlichkeit auf das freundlichste aufgenommen, erhielt schon nach wenigen Tagen die Tonsur und mit dieser das Clericalgewand. Die Erlernung des römischen Gesanges und der seinem jetzigen Stande entsprechenden Wissenschaften, besonders das Studium der heiligen Bücher, wie der Schriften der Kirchenväter, war jetzt Aldriks einzige Beschäftigung, und Arbeit stets mit Gebet verbindend, machte er in der Grammatik, Philosophie, Theologie rc. in kur-

*) Carl der Große, um Aldriks Beruf zu prüfen, versprach ihm zehen Grafschaften, wenn er sich entschließen könnte, in seinem Dienste zu bleiben. Aber der junge Aldrik erwiederte: „Wenn Ew. Majestät mir auch die Hälfte ihres Reiches geben wollten, würde ich dennoch der Gnade, die mich in den geistlichen Stand ruft, nicht untreu werden." — Carl bewunderte die in einem jungen Weltmann so seltene Innigkeit und Lebendigkeit des Glaubens, und ertheilte ihm nicht nur auf der Stelle seine Entlassung, sondern auch noch eine Präbende in der Kirche zu Metz.

zer Zeit ganz ungewöhnliche Fortschritte, und der Ruf seiner Gelehrsamkeit fing schon jetzt an, sich in der ganzen Diöcese zu verbreiten. Schnell stieg nun Aldrik von einer kirchlichen Würde zur andern. Schon im zweiten Jahre ward er zum Diacon, im dritten zum Priester geweiht. Bald darauf übertrugen ihm der Bischof und die Geistlichkeit die Aufsicht über die Schulen und den Unterricht. Bischof Drogo machte nicht lange nachher den noch jungen Priester zum Primicerius der Kirche von Metz. Kurze Zeit darauf rief Kaiser Ludwig, der von Aldrik's Frömmigkeit und Gelehrsamkeit vieles gehört hatte, ihn wieder an den Hof und ernannte ihn zu seinem Beichtvater. Aber auch diese wichtige, einflußreiche Stelle bekleidete Aldrik nur 4 Monate; denn als jetzt der bisherige Bischof von Mans starb, ertheilte ihm der Kaiser, auf die vereinigten Bitten des Erzbischofes von Tours, der gesammten Geistlichkeit und des ganzen Adels der Provinz, das durch Francons Tod erledigte Bisthum (832) *).

8. Aldrik war zwei und dreißig Jahre alt, als er das bischöfliche Amt antrat. Gleich in dem ersten Jahre seines Episcopats erzeigte er den Einwohnern von Mans eine der größten Wohlthaten, die sie kaum von ihrem Souverän hätten erwarten können. Auf seine Kosten nämlich ließ er eine große Wasserleitung anlegen, und versah nun im Ueber-

*) Da Aldrik Priester der Kirche von Metz war, so mußte er nach der damals in der Kirche eingeführten Disciplin, bevor er selbst zum Bischof konnte consecrirt werden, erst die Einwilligung seines bisherigen Bischofs dazu haben. Dieser gab sie mit aller Bereitwilligkeit, und zwar in zwei Schreiben, wovon das eine an den Erzbischof Landram von Tours, das andere an Aldrik selbst gerichtet war.

fluß die Stadt mit Wasser, das man vorher allda hatte kaufen müssen. Nachher machte er noch mehrere andere nicht minder wohlthätige, das allgemeine Beste bezweckende Einrichtungen, und eben so sehr um das zeitliche wie geistliche Wohl seiner Heerde besorgt, war er jedem seiner Diöcesanen, dem Hohen wie Niedern, stets Freund, stets Rathgeber und ein Helfer in der Noth. Dem Kaiser, seinem Herrn, blieb er unter allem Wechsel des Schicksals stets von ganzer Seele ergeben. Nichts vermochte seine Treue zu erschüttern, und seine nie wankende Anhänglichkeit an Ludwig den Frommen hätte Manchen seiner Mitbrüder im heiligen Amte, die nach entgegengesetzten, das heißt, nicht evangelischen Grundsätzen handelten, beschämen und zur Besinnung bringen können. Der Kaiser, der dieses heiligen Bischofes reine Seele kannte, bediente sich seiner auch nicht selten in Staatsgeschäften, besonders bei Gesandtschaften, wo sein gesunder, schnell und richtig auffassender Verstand, besonders sein sanfter, alles vermittelnder, ächt evangelischer Sinn, alle niedrigen Künste einer trügerischen Diplomatie verschmähend, auch stets den erwünschten Zweck erreichte.

9. Aber zu Aldrik selbst kamen ebenfalls bisweilen förmliche Gesandtschaften von andern Bischöfen. Die merkwürdigste ist die des Bischofes Badurad von Paderborn. Die kaum seit zwei Generationen zum Christenthum bekehrten Sachsen hingen noch an manchen ihrer alten heidnischen Gebräuche; besonders nahmen sie in Krankheiten oder andern Zufällen zu allerlei heidnischem Aberglauben ihre Zuflucht. Um nun die noch junge Christenheit von dergleichen abgöttischem Wahne zu heilen, wünschte Badurad, die kostbaren Ueberreste ir-

gend eines heiligen Märtyrers oder Bekenners in seiner Diöcese zu besitzen; vollkommen überzeugt, daß die von Gott, dessen Größe sich in der Verherrlichung seiner Heiligen kund gibt, durch solche Reliquien gewirkten Wunder das in dem Christenthum noch schwankende Volk sehr bald von seinem heidnischen Aberglauben zurückführen und ihm den einzig wahren Weg zeigen würden, auf welchem es in allen seinen Nöthen und Drangsalen allein nur Hülfe suchen, und solche auch stets zu finden mit Zuversicht hoffen könnte. Zu diesem Zwecke ordnete nun Badurad einige seiner Geistlichen an den Bischof von Mans. Aldrik nahm sie mit vieler Liebe auf, trug auch gleich am folgenden Tag ihre Angelegenheit der Geistlichkeit seiner Kirche vor. Auf Antrag des Bischofes ward beschlossen, den Körper des heil. Liborius, vierten Bischofs von Mans, den Abgeordneten zu überlassen. Zur Vorbereitung auf die feierliche Erhebung der heiligen Reliquien verordnete Aldrik ein dreitägiges Fasten, und begab sich dann am vierten Tage, an der Spitze seiner Geistlichkeit und von allen Einwohnern Mans begleitet, in festlichem Zuge nach der außerhalb der Stadt gelegenen Kirche, wo die Gebeine des Heiligen begraben lagen. Als man das Grab öffnete, erfüllte ein unbeschreiblicher, wahrhaft himmlischer Geruch die ganze Kirche. Alle Anwesenden geriethen in Erstaunen, und eine Frau, die schon mehrere Jahre blind war, erhielt jetzt plötzlich wieder ihr Gesicht. Der Enthusiasmus des Volkes und seine Ehrfurcht gegen die heilige Reliquie stiegen nun auf das Höchste, und um dem frommen Verlangen desselben zu genügen, ließ Aldrik den heiligen Körper drei Tage lang in der Kirche der allgemeinen Verehrung der Gläubigen aussetzen. An dem Schrein des Heiligen geschahen jetzt noch mehrere

wunderbare Heilungen; selbst ein Blindgeborner ward sehend. Aber eben diese vielen göttlichen wunderbaren Gnadenerweisungen erregten nun ein allgemeines Murren unter den Einwohnern der Stadt über die Hinwegführung einer so heiligen Reliquie. Ihre Unzufriedenheit und ihr Schmerz brachen endlich selbst in der Kirche in laute Klagen gegen den Bischof aus. Aldrik bestieg sogleich die Kanzel, gebot Stille, und erklärte dann dem Volke, daß das Christenthum alle Völker, welche sich zu demselben bekenneten, in einem gemeinschaftlichen heiligen Bruderbund vereinige, daß es demnach eine grobe Verletzung der von Gott gebotenen und so sehr empfohlenen Nächstenliebe sey, wenn man von dem Reichthum, den einem Gott gegeben, nicht auch den dürftigen Brüdern mittheilen wolle. Die Kirche von Mans besitze noch mehrere andere heilige Reliquien, und auch in der Ferne werde der heilige Liborius nicht aufhören, der Schutzpatron der Stadt zu seyn. Selbst die in diesen Tagen geschehenen Wunder seyen ein Beweis, daß der heilige Liborius die Hinwegführung seines Körpers genehmige, und es der Wille Gottes sey, daß sein Name dadurch auch noch an andern Orten sollte verherrlicht werden. Aldrik ließ jetzt die in den verflossenen Tagen auf wunderbare Weise Geheilten hervortreten und zeigte sie dem Volke. Bei ihrem Anblick brach es in ein lange anhaltendes Freudengeschrei aus, worauf die Geistlichen sogleich das Te Deum anstimmten, und der Bischof im Angesicht der anwesenden zahllosen Menge den heiligen Körper den Abgeordneten von Paderborn übergab, die nun auch unverzüglich ihre Rückreise antraten. Aller Orten zogen die Geistlichkeit und das Volk schaarenweise mit Kreuz und Fahnen ihnen entgegen. Kamen sie an einer bischöflichen Stadt vorüber, so ging der Bischof in

seinem ganzen Ornat an der Spitze der Geistlichkeit aus der Stadt, um gleichsam auf seinem geistlichen Gebiete den Heiligen ehrfurchtsvoll zu begrüßen, und sich und sein Volk dem Schutze desselben zu empfehlen. Wo sie übernachteten, ward die heilige Reliquie in eine Kirche gebracht, diese auf das prächtigste beleuchtet, und Geistliche wie fromme Laien durchwachten allda die Nacht theils in lautem theils stillem Gebete, wechselnd mit Psalmen- und frohem Hymnen-Gesang. Unterweges geschahen noch viele Wunder, und da diese auf den sichersten historischen Zeugnissen beruheten, so trug auch die römische Kirche, obgleich erst sehr lange nachher, den Namen des heiligen Liborius in ihr Martyrologium ein *).

10. In den Unruhen, welche gleich nach Ludwigs des Frommen Tod in allen Theilen der Monarchie ausbrachen, ward auch Aldrik von seinem bischöflichen Stuhle vertrieben. Lothar's Anhänger, welche anfänglich auf kurze Zeit in der Landschaft Maine die Oberhand hatten, gaben sich alle Mühe, durch die glänzendsten Verheissungen den wegen seiner ausgezeichneten Frömmigkeit und übrigen hohen Tugenden bei allem Volke in dem Rufe der Heiligkeit stehenden Bischof von Mans zu bereden, die Parthei Carls zu verlassen und zu der ihrigen überzutreten. Aber alle ihre Künste scheiterten an Aldriks unerschütterlicher Treue. Da ihre Versprechungen nichts fruchteten, schritten sie zu Gewaltthaten, überfielen ihn mit bewaffneter Hand, jagten ihn zur

*) Surius, 23. Juli. — Die Geschichte der Erhebung und Translation des Körpers des heiligen Liborius ward von einem Zeitgenossen Aldriks auf Verlangen des vierten Bischofs von Paderborn geschrieben.

Stadt hinaus, plünderten seinen bischöflichen Palast rein aus, führten alle seine Pferde, ungefähr achtzig an der Zahl, hinweg, dabei auch noch alles übrige Vieh, wenigstens gegen zweihundert Stück, und raubten alle, theils für Arme, theils zur Pflege der Pilger und Aufnahme ausgezeichneter Fremden, gesammelten Vorräthe. Am meisten schmerzte es Aldrik, daß die Räuber jetzt sieben von ihm gegründete und völlig eingerichtete Hospitäler *) von Grund aus zerstörten. Aber damit noch nicht zufrieden, wollten ihn Lothar's Anhänger auf einem aus Bischöfen von ihrer Parthei zusammengesetzten Concilium der bischöflichen Würde entsetzen lassen. Aldrik, wohl wissend, daß selbst die klarsten Beweise seiner Unschuld ihn in den Augen eines solchen Conciliums nicht rechtfertigen würden, appellirte an den Pabst, worauf Gregor an alle Bischöfe der abendländischen Christenheit die oben erwähnte Encyclica erließ, die Sache des Bischofes von Mans vor seinen Richterstuhl zog, und den fränkischen Bischöfen jedes gerichtliche Verfahren gegen Aldrik untersagte. Damit hatte nun auch der ganze Unfug ein Ende, denn Carl's und Ludwig's des Deutschen bald darauf über ihren Bruder erfochtener Sieg bei Fontenai gab der Lage der Dinge eine ganz andere Gestalt, zerstreute Lothar's Anhang in Aquitanien, und

*) Mit dem Hospital verband man damals einen ungleich mehr umfassenden Begriff, als heut zu Tage. Hospitäler waren nämlich nicht blos zur Aufnahme und Pflege kranker Armen bestimmte Häuser; sondern man nannte auch Hospitäler alle jene, oft Palästen ähnliche Gebäude, welche die Großen im Lande, vorzüglich die Bischöfe, hatten aufführen und einrichten lassen, um durchreisende hohe Fremde, als Bischöfe, Herzoge, Grafen rc. rc. darin gastfreundlich aufzunehmen und ihrem Range gemäß zu bewirthen.

führte Aldrik wieder in seine nur kurze Zeit verwaißte bischöfliche Kirche zurück.

11. Ruhig und ungestört saß Aldrik jetzt noch sechzehn Jahre auf seinem bischöflichen Stuhle. Er war eine wahre Zierde der Kirche von Mans, der er bis an seinen Tod mit gleichem, von Einsicht und Klugheit geleitetem Eifer vorstand. Es ist gewiß kein kleines Verdienst, daß in Zeiten, wo es in Gallien der heiligen Bischöfe beinahe keine und der frommen nur wenige gab, und wo schändlicher Verrath, Stolz, Feigheit und Leichtsinn nur selten an bischöflichen Palästen, ohne auch bei ihnen einzukehren, vorübergingen, Aldrik doch nie einen Augenblick seinem hohen Berufe untreu ward, und unter allen Verhältnissen einer gesetz- und zügellos bewegten Zeit dennoch stets nur einer und derselben Richtschnur evangelischer Tugend und Weisheit folgte. Mit größerm Rechte als manchen Andern hat daher auch die gallicanische Kirche ihn nach seinem Tode den Heiligen beigezählt. Er starb nach vier und zwanzigjährigem Episcopat am 7. Jänner des Jahres 856. — Gegen das Ende seines Lebens verfertigte Aldrik zum Unterricht seiner Geistlichkeit eine Sammlung von Canons aus den ältern Concilien und Dekretalen der Päbste, den Schriften heiliger Väter, den Synoden, denen er selbst beigewohnt, und endlich auch aus den Capitularien der fränkischen Könige. Mehrere Jahre vor seinem Tode ordnete er auf einer Synode der gesammten Geistlichkeit seiner Diöcese die Gebete, welche der Bischof für seine Geistlichkeit, und diese für ihren Bischof, sowohl während des Lebens des Bischofes und seiner Geistlichen, als nach deren Tod zu verrichten hätten, auch ward die Anzahl der Messen bestimmt, welche das Jahr über für den Bischof wie für dessen Geistlichkeit mußten

gelesen werden; ihre Anzahl belief sich auf zwölf, und Aldrik ließ besondere Präfationen dazu verfertigen. Für geziemende Feier des Gottesdienstes war dieser heilige Bischof nicht minder besorgt. Besonders merkwürdig ist seine die Beleuchtung der Kirchen betreffende Verordnung. In seiner Cathedrale mußten die ganze Nacht über drei Lampen und eine Wachskerze, um die Zeit der Frühmetten aber 18 Lampen und drei Wachskerzen brennen. An Sonntagen wurden dreißig Lampen und fünf Wachskerzen angezündet, diese Zahl aber im Verhältniß der Größe eines Festes immer noch vermehrt, so daß an den höchsten Festtagen über dreißig Wachskerzen und hundert und achtzig Lampen die Kirche schon vor Anbruch des Tages beleuchteten. Man darf sich daher nicht wundern, wenn in jenen Zeiten blos zur Beleuchtung einer Kirche sehr bedeutende Stiftungen gemacht wurden.

12. Seit seiner Rückkehr aus Frankreich war Pabst Gregor unaufhörlich den Quälereien und gewaltsamen Eingriffen der Beamten des Lothar's ausgesetzt. Des Letztern Frechheit ging endlich so weit, daß er sogar die von Gregor an Lothar's Vater, Ludwig den Frommen, abgeordneten Gesandten an den Grenzen Italiens anhalten, und ihre Briefe an den Kaiser ihnen abnehmen ließ. Diese sich nie endenden Plackereien hatten nicht selten einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit des Pabstes und zogen ihm einige nicht unbedeutende Krankheiten zu. Indessen wußte jedoch Gregor stets die Rechte und Gerechtsamen seines Stuhles mit eben so vieler Festigkeit als Würde zu behaupten. Dieser weise, höchst ehrwürdige Pabst starb endlich, nach sechzehnjährigem Pontificat, am 25. Jänner des Jahres 844. — — Gegen seinen großen Vorfahrer,

n heiligen Gregor I., zeigte er stets eine ganz be-
ndere Andacht; und das Buch dieses heiligen Pabstes
er die Pflichten eines Bischofes (liber pastoralis
irae) war gleichsam sein tägliches Manual. Alle
age betete er am Grabe desselben, und da er es
nes so großen Heiligen nicht ganz würdig fand,
ß er den Körper erheben, und in einer von ihm
der Hauptkirche zum heiligen Petrus erbauten
apelle beisetzen. Uebrigens ließ Gregor IV. noch
ehrere Oratorien erbauen, und alle der Ausbesse-
ng bedürftige Kirchen auf seine Kosten erneuern.
iesen machte er auch gewöhnlich noch prachtvolle
eschenke theils in goldenen und silbernen Gefäßen,
stbaren Paramenten und seidenen Teppichen, theils
nd vorzüglich in trefflichen Gemälden, die er für
e schönsten Zierden einer Kirche hielt, und deren
ohlthätige Wirkung auf ein für wahre Andacht
ur einigermaßen empfängliches Gemüth sich schon
oft und auf so mannichfaltige Weise erprob-
. — Zufolge eines von Gregor IV. an den
Kaiser Ludwig den Frommen erlassenen Breve ward
un auch die Feier des Festes Aller Heiligen
n Deutschland und Frankreich eingeführt. In der
ömischen Kirche bestand es schon seit dem Pabst
Bonifacius IV. (608—614.) *). Bald nach den

*) Das Fest Aller Heiligen ward in Rom eingeführt, als Bonifacius IV. das alte heidnische Pantheon in einen christlichen Tempel verwandelte, und sämmtlichen heiligen Freunden Gottes weihete, im Gegensatz mit dessen ehemaliger Bestimmung, wo es ein allen erdichteten, falschen heidnischen Gottheiten gemeinschaftlich geweihter Tempel war. Die Einführung dieses Festes in Frankreich und Deutschland ward offenbar durch den Bilderstreit verzögert, an welchem auch die fränkischen Bischöfe einige Zeit einen, jedoch im Ganzen genommen, nicht sehr lebhaf-

Zeiten des Bonifacius ward es in ganz Italien eingeführt, etwas später auch in England, der in jener Periode mit Recht sogenannten heiligen Insel. – Auch Rom und dessen Vorstädte hatten Gregor IV. Vieles zu danken. Er legte eine neue Wasserleitung an, besserte dauerhaft die alten an ihren schadhaften Orten aus, eben so die Mauern Roms, errichtete verschiedene öffentliche Gebäude, und erweiterte den Lateranischen Palast durch Hinzufügung eines neuen Flügels. Welche große Wohlthat er Rom und zum Theile der ganzen Christenheit durch die Wiederaufbauung und Befestigung der alten Stadt Ostia erzeigte, davon haben wir schon gesprochen. Aber was dieser weise Pabst gleich nach seinem Regierungsantritt voraussah, erlebte er zum Theil selbst noch gegen das Ende seines Pontificats. Während Lothar's Streitigkeiten mit seinen Brüdern begnügten sich die Sarazenen nicht blos damit, daß sie Frankreichs und Italiens Küstenländer ängstigten, sondern sie wagten sich jetzt auch schon in das Innere von Italien. Zahlreiche Partheien streiften aus Unteritalien bis vor die Thore von Rom und plünderten die zu St. Peter gehörige Vorstadt. Um ähnlichen Ueberfällen vorzubeugen, beschloß Gregor auch hier eine neue Stadt und Festung anzulegen. Kaiser Ludwig der Fromme gab

---

ten Antheil nahmen. In der Hymne, welche damals zur Feier dieses Festes verfertigt ward, wird auch, jedoch ohne sie zu nennen, der Sarazenen und Normänner erwähnt; denn die Stelle, wo es heißt:

Auferte gentem perfidam
Credentium de finibus

bezieht sich ganz allein auf diese beiden barbarischen Völker, in jener Zeit die grausamste Geißel für alle abendländische christliche Länder.

bedeutende Summen dazu her. Das Werk ward demnach sogleich begonnen, aber die Vollendung desselben, weil durch Gregor's IV. Tod unterbrochen, mußte einem andern seiner Nachfolger, nämlich Leo IV., überlassen werden. — Gregor's Leiche wurde in der Hauptkirche des Vatikans begraben, und das Grabmal nachher von dem Pabste Bonifacius VIII. (1294) mit einer des großen Verstorbenen würdigen Grabschrift geschmückt. In fünf Ordinationen hatte Gregor fünf und achtzig Bischöfe, und eine Menge Priester und Diaconen geweihet.

XVI.

1. Beschluß der fränkischen Geschichte des gegenwärtigen Zeitraums. — War schon unter Ludwig dem Frommen das königliche Ansehen sehr gesunken, die damit nothwendig verbundene innere Ruhe und Ordnung gestört, und eben daher die Monarchie in allen ihren Fugen erschüttert und gelockert, so erreichte jetzt unter Ludwig's Söhnen die Verwirrung ihre höchste Stufe. Aber daran waren weder Lothar's Herrschsucht, noch seiner Brüder Ehrgeiz, sondern blos des verstorbenen, durch allzugroße Vorliebe gegen seinen jüngsten Sohn Carl verblendeten Kaisers Unklugheit und Mangel an Staatskenntniß Schuld. Durch seine letzte Theilung im Jahre 839, und den darüber geschlossenen Vertrag von Worms hatte Ludwig der Fromme geglaubt, seinem jüngsten Sohne den Thron, und dem Reiche Ruhe und innern Frieden gesichert zu haben. Aber eben diesem Vertrage, weder gegründet auf Recht und Billigkeit, noch auf dem Nationalinteresse der Völker, fehlte es durchaus

an jeder Art von Bürgschaft seiner Dauer. Lothar hatte freilich ihn feierlich beschworen. Welche Garantie konnten aber damals dergleichen Eidschwüre noch darbieten? Seit länger als zwanzig Jahren hatte man so viele, und oft einander so sehr zuwiderlaufende Eide geschworen, daß jeder damit verbundene Begriff von Heiligkeit längst schon verschwunden, und Schwören und Nichthalten beinahe allgemeine Sitte geworden war. Selbst Lothars gerechteste Foderungen standen mit dem Wormser Traktat im Widerspruch. Seit vielen Jahren war nämlich Lothar schon mit der Kaiserwürde geschmückt, und sein sterbender Vater hatte ihm in den letzten Augenblicken seines Lebens die Reichsinsignien geschickt, mithin ihm auf das Neue das hohe kaiserliche Amt, und mit diesem die Oberherrlichkeit über die Gesammtmonarchie übertragen. Lothar, dem man ohnehin eine entschiedene Geistesüberlegenheit über seine Brüder nicht absprechen kann, wollte demnach wirklich und in der That auch Kaiser seyn. Seinen Brüdern wollte er zwar die unbeschränkte innere Administration der ihnen angewiesenen Ländertheile lassen; aber gegen das Ausland alle Kräfte der Gesammtmonarchie in seinen Händen concentriren, und als nunmehriger Chef des Kaiserhauses über Alles, was die Einigkeit in der kaiserlichen Familie, und die Ruhe und den innern Frieden des Reiches stören könnte, als dessen höchstes Oberhaupt mit kaiserlicher Machtvollkommenheit entscheiden; kurz: Lothar wollte gerade eben so herrschen, wie sein Vater und Großvater, besonders der Letztere, geherrscht hatten. Offenbar waren Lothars Foderungen weder ungerecht noch überspannt, und höchst wahrscheinlich wäre er auch der Mann gewesen, der, hätte es in dem Plane einer höhern Weisheit gelegen, den Riesenkörper des fränkischen Reiches allein noch einige

Zeit zusammen zu halten im Stande gewesen seyn würde *).

*) Wegen seines höchst undankbaren, ungehorsamen und aufrührischen Betragens gegen seinen Vater trifft den Lothar unstreitig die strenge und gerechte Rüge der Nachwelt. Aber in dem Streit mit seinen Brüdern war das Recht offenbar auf seiner Seite. Hätten auch die Verordnungen und Einrichtungen Carls des Großen für den gegenwärtigen, oder einen ihm ähnlichen Fall nicht schon hinreichend gesorgt; so würde das Wohl der fränkischen Gesammtnation, wie der Kirche und der ganzen abendländischen Christenheit, hier von allem das höchste Gesetz haben seyn müssen. Nach der großen Idee des erhabenen Gründers der aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzten fränkischen Monarchie sollte zwar den zu Königen erhobenen nachgebornen Prinzen seines Hauses, um deren Völkern, so weit es mit einer christlichen Verfassung und dem Gesammtinteresse des Kaiserstaats vereinbar war, ihre Autonomie und Selbstständigkeit zu erhalten, die völlig freie innere Administration ihrer Länder, die unumschränkte Leitung der äußern Verhältnisse aber, damals um so wichtiger und ernster, weil das Reich, auf mehrern Seiten von lauter wilden, barbarischen und noch heidnischen Völkern umgeben, von diesen auch immer furchtbarer bedroht zu werden anfing, ganz allein dem Kaiser überlassen bleiben. Aber hiezu war es durchaus nothwendig, auch die Streitkräfte des ganzes Reiches in seinen Händen zu concentriren, kurz, er mußte ganz so, wie es in der Idee Carls des Großen lag, der oberste Schutzherr seiner Brüder oder Neffen, mithin auch deren Oberherr, und in der ganzen Bedeutung des Wortes wahrhaft Herr und Kaiser, und nicht ein leeres, blos mit dem kaiserlichen Titel geschmücktes Schattenbild eines Kaisers seyn. Auf diese Weise wären die verschiedenen Völker der großen fränkischen Monarchie noch auf einige, vielleicht lange Zeit fest zusammengehalten, die umherwohnenden barbarischen Nationen bezähmt, ihre verheerenden Einfälle gehemmt, und ihnen selbst höhere und richtige Begriffe

2. Aber auf der andern Seite war es jetzt auch Lothars Brüdern nicht ganz zu verüblen, wenn sie, bekannt mit ihres ältesten Bruders Herrschsucht und grenzenlosem Ehrgeiz, nun nicht ohne Grund befürchteten, daß seine Oberherrschaft bald in förmlichen Despotismus ausarten, nach und nach ihre Herabwürdigung und förmliche Knechtschaft herbeiführen, und jeder von ihnen am Ende *nichts* als seines Bruders erster und eben daher auch demüthigster Vasall seyn würde. Beide erblickten jetzt in Lothar einen gemeinschaftlichen Feind, und suchten gleich nach dem Tode ihres Vaters die ersten Momente des jetzt bevorstehenden allgemein geahnten großen Conflikts, so wie der hin und herschwankenden Großen Ungewißheit, wie das Reich sich gestalten

---

von dem Wesen und der Heiligkeit des christlichen Kaiserreiches beigebracht worden. Das in diesem Falle viel früher und schneller sich unter ihnen verbreitende Christenthum würde mit einer christlichen Verfassung und Gesetzgebung ihnen auch alle damaligen Künste und Segnungen des Friedens, des öffentlichen wie häuslichen Lebens gebracht, und so nach und nach sie gleichsam befähigt haben, mit den übrigen civilisirten christlichen Völkern, weil mit ihnen auf gleicher Stufe damaliger Civilisation stehend, in einen, ihren Verhältnissen angemessenen, allgemeinen Staatenverband einzutreten. Bei dieser Epoche einmal angelangt, würde die Zersplitterung des nun wirklich zu ungeheuern fränkischen Reiches nicht nur völlig unschädlich, sondern, weil die Entwickelung und Veredlung der Eigenthümlichkeiten jeder Nation befördernd, selbst eine Wohlthat gewesen seyn. Aber wahrhaftig nicht schon jetzt, wo nur grenzenlose Verwirrung, unaussprechliches Elend, und auffallender Rückschritt in Civilisation und geistiger Cultur eine unausbleibliche Folge davon seyn mußten, und wie wir in der Geschichte des folgenden Zeitraums sehen werden, es leider auch wirklich ward.

würde, so zu ihrer Vergrößerung zu benutzen, daß sie auch vereinzelt noch mit der Macht Lothars ein verhältnißmäßiges, ihn in Schranken haltendes Gegengewicht bilden könnten. Ludwig von Baiern, der ohnehin dem wormser Vertrag nicht beigetreten war, nahm also alle deutschen Länder diesseits des Rheins in Anspruch, und Carl, schon König von ganz Neustrien, eilte ebenfalls, sich in Besitz von Aquitanien zu setzen, um mit den vereinten Kräften beider Reiche seinem ältesten Bruder mit desto sicherem Erfolge die Spitze bieten zu können.

3. Der beiden Brüder Foderungen stützten sich indessen auf keinen einzigen, nicht einmal scheinbaren Rechtsgrund. Des verstorbenen Kaisers letzte Theilung, wenn schon an sich höchst staatsunklug, hatte nun doch einmal die Genehmigung und volle Sanktion der ganzen Nation erhalten, und der Traktat von Worms, obgleich er Ludwig den Bayer blos auf dieses Königreich beschränkte, dennoch die Rechte desselben auf keine Weise verletzt; denn das fränkische Reich war damals immer noch gewisser Maßen ein Wahlreich, mithin dessen vollkommen gleiche Theilung, wie man allenfalls ein Patrimonialgut unter die Söhne eines und desselben Vaters zu theilen pflegte, eine weder in des Reiches Fundamentalgesetzen, noch in irgend einem andern Rechtstitel gegründete Foderung; und an dem hieraus entstandenen Bruderzwist würde ganz gewiß, wären nicht andere Rücksichten eingetreten, die Nation einen blos gezwungenen, schwerlich aber einen sehr lebhaften Antheil genommen haben. — Eine noch größere, noch schreiendere Ungerechtigkeit waren Carls Ansprüche auf Aquitanien. Ludwig der Fromme hatte zwar kurz vor seinem Tode über das Königreich zu Gunsten seines jüngsten Sohnes verfüget; aber diese

Verfügung war offenbar nichts als eine gesetzlose Willkühr; denn ihr stand Carls des Großen zur Erhaltung der Einigkeit unter seinen Nachkommen gegebenes und in einer Reichsversammlung von der Nation sanktionirtes Haus- und Familiengesetz entgegen. Der große Monarch hatte ausdrücklich verordnet, daß, wenn eines seiner Kinder stürbe, und einen Sohn hinterließe, und die Nation diesen zu ihrem Könige verlange, die Oheime demselben nicht nur nicht hinderlich, sondern ihm, wenn die Umstände es erfordern würden, auch noch zur Besitznahme des väterlichen Erbes behülflich seyn sollten. Nun hatte der verstorbene Pipin einen Sohn gleichen Namens hinterlassen, und diesen, mit Ausnahme einiger wenigen Großen, ganz Aquitanien zu seinem König verlangt. Ludwigs des Frommen Verfügung mit Aquitanien war also offenbar dem carolingischen Hausvertrag zuwiderlaufend, folglich gesetzwidrig, und daher eben so null und nichtig, als es seines Sohnes nunmehrige Ansprüche auf dieses Reich nur immer seyn konnten. Endlich konnte es allen Klügeren und Vernünftigeren unter der Nation nicht entgehen, daß, wenn Lothar und seine Partei unterliegen, und der beiden Brüder Foderungen in Erfüllung gehen sollten, auch Carls des Großen ganzes Staatsgebäude nicht blos untergraben, sondern völlig daniedergerissen werden müßte.

4. Lothar hatte demnach alles für sich: die Gerechtigkeit seiner Sache, die Erhaltung des carolingischen Stammes *), das höchste Interesse der

*) Daß die nachherige völlige Verarmung der letzten carolingischen Prinzen jetzt nicht blos vorbereitet, sondern schon sehr fühlbar herbeigeführt ward, wird niemand in Abrede stellen, der nur einigermaßen mit

Gesammtmonarchie, und nach der damaligen Lage Europas selbst das Wohl der ganzen abendländischen Christenheit. Aber auf Seite der beiden Brüder war jetzt leider ein anderer Vortheil, der, weil von jeher und zu allen Zeiten größtentheils nur Leidenschaften die gewöhnlichen Organe der Politik waren und auch noch jetzt sind, nun alles Uebrige weit überwiegen und ihnen am Ende nothwendig, was auch wirklich geschah, eine entschiedene Superiorität über ihren ältesten Bruder verschaffen mußte. Lange nämlich war schon vor Carl dem Großen zwischen den Franken diesseits und jenseits des Rheins, zwischen Neustriern und Austrasiern, eine gewisse Nationaleifersucht erwacht, die, durch eine Menge kleiner Nebenumstände immer mehr genährt, auch beide Volksstämme immer mehr von einander trennte. Vollständig ward diese Trennung durch die Wahl Pipins von Heristall zum souverainen Herzog der austrasischen Franken. Als aber der große Heristaller nun bald darauf einen glänzenden Sieg nach dem andern über die Neustrier erfocht, und diese, obwohl er ihnen ihren Schattenkönig ließ, völlig seiner Herrschaft unterwarf, dann verwandelte der ge-

---

der pragmatischen Geschichte jener Zeiten bekannt ist. Um sich Anhänger zu gewinnen, und ihre Partheien zu verstärken, schenkten die drei Brüder nicht nur Alles hinweg, was sie hatten, oder auch nicht hatten, Lehen, Krongüter, Regalien, Abteien, geistliche Pfründen, sondern waren auch mit Ertheilung von Privilegien und Prärogativen so verschwenderisch, daß die eben dadurch bis zur Ungebühr erweiterte, und nachher, da das verderbliche Beispiel einmal gegeben war, immer noch weiter getriebene Unabhängigkeit und Macht der Großen nun nothwendig auch bald die königliche Gewalt wie das königliche Ansehen immer mehr herabdrücken und beinahe völlig verdunkeln mußten.

demüthigte Stolz der Ueberwundenen, und der Uebermuth der Sieger die bisherige gegenseitige Eifersucht in einen offenbaren, beide Völker einander feindlich gegenüberstellenden Antagonismus, dem später Pipins harte und ungerechte Behandlung seiner Neffen, denen er das väterliche Erbe entriß, nur wieder neue und noch stärkere Nahrung geben mußte. Nur die kraftvolle Regierung Carls des Großen konnte durch den Glanz so vieler Eroberungen den Ausbruch dieser gegenseitigen Antipathie zurückhalten; denn jedem der beiden Völker gebührte ein Antheil an den glorreichen Thaten ihres Beherrschers, und der Ruhm und die Größe des mit so vielen Lorbeern gekrönten Monarchen schufen gleichsam ein neues Nationalband, das Neustrier und Austrasier, wie alle seiner Herrschaft unterworfenen Völker, auf einige Zeit wieder in ein Gesammtvolk vereinte. Aber in Ludwigs des Frommen schwachen Händen erschlaffte nur zu bald dieses einzige und letzte Nationalband. Die alte Antipathie erwachte also auf das Neue, und zwar verstärkt durch den unter Carl errungenen Waffenruhm, und einen eben daher rührenden, seinen eigenen Werth wie seine eigenen Kräfte überschätzenden Nationalstolz. Jedes der beiden Stammvölker wollte, so wie es schon seine eigene Sprache hatte, und sein eigenes Localinteresse ihm dem Scheine nach immer klarer und anschaulicher geworden war, nun auch, völlig frei von jedem fesselnden fremden Einfluß, seinen eigenen König, seine eigene Oeconomie, Verfassung und Gesetzgebung haben; kurz, es wollte als ein eigenes, vollkommen freies, selbstständiges Volk in eigenthümlicher Würde und Haltung hervortreten. Diese schon seit einem Jahrhundert dunkel gefühlte, aber durch Ludwigs des Frommen Kriege mit seinen Söhnen immer mehr entwickelte und lebendiger gewordene

ee zu realisiren, gab nün der auf das Neue be-
rstehende Bruderzwist die beste, längst erwünschte
legenheit. Um die Fahnen Ludwigs von Bayern, der
e Länder diesseits des Rheins unter seinem Scep-
vereinigen wollte, sammelten sich demnach alle
stfranken, das heißt, Germanen oder Deutschen;
d um jene Carls, der ganz Neüstrien (das ei-
ntliche Frankreich) als sein ihm zugefallenes Erbe
derte, alle Westfranken, das heißt, die Franci oder
entlichen Franzosen, und da Aquitanien einst ein
egrirender Theil Frankreichs war, wovon das An-
nken in der beinahe völlig gleichen Sprache der
anzosen und Aquitanier noch immer fortlebte; so
g auch die Vereinigung beider Länder in dem In-
esse der französischen Nation. Der nur aus per-
nlichen Leidenschaften erzeugte Bruderzwist erhielt
n eine andere, wenn auch nicht viel edlere, doch
gleich furchtbarere Gestalt, und aus der blos von
elbstsucht herbeigeführten Familienfehde ward
zt ein über politisches Leben oder politischen Tod
tscheidender Kampf ganzer Nationen.

5. Auf die erste Nachricht von dem Ableben
nes Vaters schmückte sich Lothar sogleich wieder
it dem kaiserlichen Titel. Den nahen Tod Lud-
gs des Frommen mehrere Monate voraussehend,
d zu schlau, um den Wormser Traktat für et-
as anderes, als ein bloses einstweiliges friedliches
uskunftmittel zu halten, hatte Lothar indessen schon
i zahlreiches Heer auf die Beine gebracht. Mit
esem brach er unverzüglich in Eilmärschen nach
ankreich auf. Ihm voran gingen Boten, welche
len großen und kleinen Vasallen Frankreichs seine
elangung zum Kaiserthum ankündigen, und sie
ffodern sollten, dem neuen Kaiser mit ihrer Hul-
gung entgegen zu eilen. Diese Botschaft begleitet.

ten glänzende Versprechungen für alle, die diesem Rufe sogleich Folge leisten würden, aber auch furchtbare Drohungen, selbst mit der Todesstrafe, für die Ungehorsamen. Seinen Brüdern ließ er sagen, er wolle sie in dem ruhigen Besitz der ihnen angewiesenen Länder lassen, jedoch unter der Bedingung, daß sie ihm als ihrem Kaiser und Oberherrn huldigten. Seinen jüngsten Bruder Carl ermahnte er noch in das besondere, sich aller fernern Feindseligkeiten gegen Pipin von Aquitanien zu enthalten. Bei ihrer ersten Zusammenkunft wollten sie beide gemeinschaftlich das künftige Loos ihres Neffen ordnen *).

6. Als Lothar in Frankreich ankam, war er sehr erfreut, sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht zu sehen; denn schon am Fuße der Alpen fand er eine Menge neustrischer Herren, die, getrieben von Furcht oder Hoffnung, ihm entgegen geeilet waren; und ihn als ihren Kaiser und Herrn begrüßten. Von dem jungen, erst siebenzehnjährigen Carl, der ohnehin einen schweren Kampf gegen die Aquitanier zu bestehen hatte, glaubte Lothar viel weniger besorgen zu müssen, als von dem weit ältern und erfahrenern Ludwig von Bayern. Mit seinem Heere, das jetzt durch neustrische Schaaren verstärkt ward, zog er also unverzüglich nach dem Rhein, drängte mit leichter Mühe die schwachen bayerschen Heerhaufen, welche den Strom besetz-

---

*) In dem Streit mit seinen Brüdern trifft Lotharen kein anderer Vorwurf, als daß er zur Erreichung seines, im Ganzen genommen für das fränkische Gesammtreich unstreitig sehr wohlthätigen Zweckes sich nicht selten solcher Mittel bediente, die gewiß jeder edeldenkende Monarch als seiner unwürdig verschmähet haben würde.

hielten, zurück, und setzte mit dem ganzen Heere auf das rechte Ufer des Flusses. — Aber auch Ludwig war indessen nicht müßig gewesen. Unter seinen Fahnen hatte er ein zahlreiches Heer versammelt, und der Treue der Bayern, Schwaben, Thüringer und Franken versichert, war er nach Sachsen geeilet, um auch diese tapfere Nation in ihrer treuen Anhänglichkeit an das gemeinsame Interesse aller deutschen Völker zu befestigen. Sobald er von dem Marsch seines Bruders Kunde erhielt, kehrte er aus Sachsen zurück, eilte mit allen seinen Schaaren ebenfalls nach dem Rhein, und beide feindliche Heere stießen bei Frankfurt auf einander. So wenig Ludwig geglaubt hatte, seinen Bruder schon auf dem rechten Rheinufer zu finden, eben so wenig hatte Lothar vermuthet, auf das bayersche Heer schon bei Frankfurt zu stoßen. Beide waren demnach überrascht, und weil zu einer Hauptschlacht noch unvorbereitet, nahmen nun auch Beide, um Zeit zu gewinnen, zu Unterhandlungen ihre Zuflucht, wovon doch weder der Eine noch der Andere auch nur den mindesten Erfolg sich versprechen konnte. In einer Entfernung von sechs Stunden bezogen also beide Heere ihre Lager; Ludwig bei Frankfurt, welches er besetzt hielt, Lothar an der Mündung des Mains; ein klarer Beweis, daß Letzterer sich durchaus nicht mit den Deutschen schlagen wollte, denn dazu war seine Stellung zu mißlich. Zwar hatte er den Rücken und seine linke Flanke gedeckt; da er aber diesseits des Rheins keinen einzigen festen Punkt hatte, so war mit einer für ihn verlornen Schlacht auch der völlige Ruin seines ganzen Heeres verbunden. Die Brüder hatten nun öftere, jedoch zu keinem Resultat führende Unterredungen mit einander. Lothar foderte, daß sein Bruder ihm als seinem Kaiser und Oberherrn huldigen sollte, und Ludwig bestand fest

auf seiner Foderung aller Länder diesseits des Rheins mit vollkommener Unabhängigkeit und Selbstständigkeit. Man kam endlich überein, daß für jetzt einstweilen alles auf sich beruhen, jedoch am 9. November zwischen beiden Brüdern eine neue Unterredung statt haben, und wenn sie sich abermals nicht verstehen würden, ihr Streit durch ein Gottesgericht, das ist, eine Hauptschlacht entschieden werden sollte.

7. Lothar ging nun wieder über den Rhein und zog gegen seinen Bruder Carl. Ursache oder Vorwand dieses Zuges war, seinen Neffen Pipin zu schützen, ihm den Besitz des ihm mit Recht gebührenden väterlichen Erbes zu sichern. Carl befand sich jetzt in einer äußerst mißlichen Lage. Trotz dem Abmahnungsschreiben Lothars hatte er den Krieg gegen Pipin, und zwar ohne allen Erfolg fortgesetzt. Die armen aber braven Bretagner, den gegenwärtigen Augenblick benutzend, hatten sich wieder empört, und machten einen neuen Versuch, ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen. Auch das Benehmen des Herzogs Bernard von Septimanien ängstigte nicht wenig den jungen König. Der Herzog hatte nämlich eine zahlreiche Schaar Krieger unter seinem Panier gesammelt, sich bisher weder für Pipin noch Carl erklärt, jedoch immer dem Schauplatze des Krieges sich zu nähern gesucht. Carl schlug ihm eine persönliche Unterredung vor. In der Stadt Nevers sollten sie zusammenkommen; auch begab an dem bestimmten Tag sich Carl wirklich dahin; aber Bernard blieb aus, und Carls Besorgnisse wurden dadurch nicht wenig vermehrt. Endlich drang jetzt Lothar immer tiefer in das Herz von Frankreich, und geübt in allen Künsten des Verraths und der Verführung, entriß er seinem Bruder einen Vasallen nach dem andern. Abt Hilduin von St.

Denis und Gerhard Graf von Paris, zwei sehr angesehene und bedeutende Männer, hatten wieder den Anfang gemacht, und so hielten nun alle Uebrigen Treulosigkeit nicht mehr für ein Verbrechen und Feigheit für keine Schande. Ganz Neustrien bis an das linke Ufer der Loire war für Carl verloren, und in dem übrigen Theil von Frankreich gehorchten die Vasallen, unter dem Vorwand der Neutralität, weder dem Einen noch dem Andern der beiden Brüder; kurz, die Grenzen von Carls Lager waren jetzt auch die Grenzen seiner Herrschaft. Aber mit desto festerer Treue hing das Heer, der Kern und das wahre Organ der Nation, an seinem König. Als Carl in seiner gegenwärtigen Verlassenheit sich seinen Kriegern in die Arme warf, schwuren sie alle, eher zu sterben, als ihren von so vielen feilen und feigen Vasallen verrathenen Herrn zu verlassen. In dem noch an demselben Tage gehaltenen Kriegsrath ward beschlossen, Aquitanien unverzüglich zu räumen, Lothar entgegen zu rücken und dessen fernere Fortschritte zu hemmen.

8. Als Carl mit seinem Heere bei Orleans ankam, stand Lothar höchstens nur noch fünf bis sechs Stunden von dieser Stadt. Carl, dessen Heer ungleich schwächer als jenes seines Bruders war, schickte Abgeordnete in Lothars Lager, um wo möglich einen Frieden zu erwirken, und Lothar beging nun, als Feldherr betrachtet, den unbegreiflichen Fehler, daß er, da doch die ganz unverhältnißmäßige Ueberlegenheit seiner Streitkräfte ihm jede Bewegung erlaubte, statt über das Heer seines Bruders herzufallen und es zu vernichten, nun selbst die Hand zu Unterhandlungen bot. List und tückische Verschlagenheit sind unverkennbare Züge in Lothars Charakter, und aller Wahrscheinlichkeit nach glaubte

er also, daß das einst mit so vielem Erfolge gegen seinen Vater auf dem Lügenfelde ausgeführte Manövre ihm jetzt auch gegen seinen Bruder gelingen würde. Aber nur zu bald sah er sich in seiner Hoffnung getäuscht. In Carls Armee ward auch nicht ein einziger Soldat seiner Fahne untreu, und da Lothar wieder vieles von den Bewegungen seines Bruders in Deutschland hörte, so sehnte er sich nach dem Rhein zurück, und nahm zu demselben Auskunftsmittel, wie vor einigen Monaten zu Frankfurt, auch jetzt wieder seine Zuflucht. Zwischen ihm und Carl nämlich sollte Alles bis zu einer zweiten, im nächsten Frühjahre zu Attigny zu haltenden Zusammenkunft der beiden Brüder unentschieden bleiben, Carl jedoch indessen in dem ruhigen Besitz von Aquitanien, Septimanien, der Provence, und zehen zwischen der Loire und der Seine gelegenen Grafschaften gelassen werden. Carl nahm diesen Vorschlag an, jedoch mit dem Vorbehalt, daß Lothar sich diese Zeit über aller Feindseligkeiten gegen seinen Bruder Ludwig von Bayern enthalten müßte. Diese Foderung ward zugestanden, und der Vertrag von beiden Seiten beschworen.

9. Die stärksten Stützen von Lothars Partei waren unstreitig Erzbischof Ottgar von Mainz und Graf Adelbert von Metz; beide höchst angesehene Männer. Der letzte ward für den weisesten und einsichtsvollsten Mann seiner Zeit gehalten. Alles schwieg, sobald er den Mund öffnete, und jedes Wort, das er sprach, galt für ein Orakel *). Während also jetzt Lothar mit seinem Heere nach allen Rich-

---

*) Nithard sagt von ihm: Adelbertus erat eo in tempore ita prudens consilio, ut sententiam ab eo prolatam non quilibet mutare vellet.

tungen herumzog, Geld und Versprechungen verschwendend, um alles gegen seine Brüder aufzuhetzen, seine eigenen Anhänger aber zu vermehren, dabei auch noch durch geheime Emissäre die Aquitanier nur noch mehr gegen seinen Bruder Carl zu erbittern suchte, ihm sogar, wie behauptet wird, die räuberischen Normänner über den Hals schickte *), wandte Graf Adelbert im Stillen alle Künste an, die Gemüther der Deutschen in ihrer Treue wankend zu machen, und für Lothar zu gewinnen. Sein Bemühen war nicht ohne Erfolg; denn als Lothar sich wieder dem Rhein genähert, und bei Worms mit seinem Heere über diesen Fluß gesetzt hatte, brach plötzlich unter Ludwigs Schaaren ein allgemeiner Abfall aus. Viele gingen zu Lothar über; andere kehrten in ihre Heimath zurück, und wieder andere zerstreuten sich in der umliegenden Gegend. Mehr als die Hälfte von Ludwigs Heer hatte sich aufgelößt, und er selbst war nun gezwungen, mit seinen wenigen Getreuen sich eiligst nach Bayern zurückzuziehen. Gerne wäre Lothar mit seinem ohne Schwertstreich siegenden Heere seinem Bruder auf dem Fuße gefolgt; aber eine mächtige Diversion von Seiten seines Bruders Carl nöthigte ihn zu schleunigem Rückzug. Seit dem Vertrag von Orleans hatte das Glück wieder angefangen, sich Carln ziemlich günstig zu erweisen. Den Aufruhr in Bretagne hatte er theils durch Strenge, theils durch Milde gedämpft, in Aquitanien einige

*) Dies ward gesagt, ist aber nicht erwiesen. Uebrigens bedurften die Normänner, sobald sie keinen Widerstand zu finden, und eine Küstenstrecke oder ein Flußthal unbesetzt glaubten, gar keiner weitern Auffoderung oder Anreizung, um sich dort sogleich Alles raubend und verheerend einzufinden.

von Pipins Vasallen gewonnen, und jene der sei- nigen, die, durch Lothars Künste verlockt, in ihrer Treue schwankten, auf das neue wieder darin be- festiget. Endlich waren Boten mit der frohen Kunde bei ihm angekommen, daß es seiner Mutter, der verwittweten Kaiserin Judith, die, als ihr Sohn Aquitanien räumte, in dem Lande zurückge- blieben war, gelungen sey, ein neues Heer zu sam- meln, das sie, sobald die Umstände es erlaubten, ihm zuführen würde. In der Absicht, oder vielleicht auch nur unter dem Vorwande, sich nach Attigny zu der im vori- gen Jahre verabredeten Conferenz zu begeben, brach also Carl aus seinem Lager bei Orleans auf, ging über die Seine, warf Lothars zurückgelassene Schaa- ren, die ihm den Uebergang über den Fluß streitig machen wollten, zurück, besetzte Paris und St. De- nys, und drang, ohne großen Widerstand zu finden, immer weiter vor. Lothar schickte Boten über Bo- ten an seinen Bruder, ihn abmahnend von weiterem Vordringen, und in zürnenden Ausdrücken ihn er- innernd an den zwischen ihnen beiden bei Orleans geschlossenen Vertrag. Aber Carl gab ausweichende Antworten, und erwiederte des Bruders Vorwürfe mit ähnlichen und gewiß noch besser gegründeten Vorwürfen. Um jedoch seine feindlichen Bewegun- gen in gewisse äußere rechtliche Formen einzuhüllen, begab er sich wirklich an dem bestimmten Tag nach Attigny, wo aber, wie es vorauszusehen war, Lo- thar nicht erschien *).

*) Auf diesem Zuge trug sich, nach Nithards Bericht, folgendes, nicht ganz unmerkwürdiges Ereigniß zu. Als nämlich Carl bei Orleans aufgebrochen und nach Troyes gekommen war, wollte er hier das Osterfest feiern. Da er aber, wie alle Großen in seinem Heere, nichts bei sich hatte, als was er auf dem Leibe trug, so schmerzte es ihn nicht wenig, daß er

10. Das Unglück, in welches schändlicher Verrath den Ludwig von Bayern gestürzt hatte, war für denselben doch nicht ohne allen Gewinn. Es führte ihn nämlich auf den Gedanken, sich mit seinem Bruder Carl auszusöhnen, und ein Bündniß gegen den gemeinschaftlichen Feind ihm anzutragen. Natürlicher Weise ergriff Carl dieses Anerbieten mit beiden Händen; und in allen Entwürfen, wie in deren Ausführung, herrschte von jetzt an unter beiden Brüdern eine Einigkeit ohne Beispiel. Aber auch in Deutschland siegte bald wieder das gemeinsame Nationalinteresse über Lothars verführerische Versprechungen. Die Köpfe einiger verrätherischer Vasallen waren gefallen, und die andern, deren Ludwigs Milde geschont hatte, eilten nun durch anscheinenden Eifer und bereitwillige Folgsamkeit ihre

---

an diesem Tage nicht, wie es damals bei den Königen üblich war, in seinem ganzen prachtvollen königlichen Ornat erscheinen könnte. Nicht wenig überrascht ward er daher, als er am Morgen des Festes in aller Frühe Männer aus Aquitanien vor seiner Thüre stehen sah, die ihm Krone, Scepter, Mantel, nebst dem ganzen üblichen königlichen Ornat, alles mit den kostbarsten Steinen besetzt, überreichten. Da es niemand begreifen konnte, wie diese wenigen Männer in einer Zeit, wo alle Länder mit Räuberbanden überfüllt waren, wo nirgends innere Ordnung und Sicherheit herrschten, und täglich die unerhörtesten Gewaltthaten und Frevel ausgeübt wurden, mit solchen großen Kostbarkeiten eine so weite Reise ganz gefahrlos und ohne irgendwo angefallen zu werden, hatten machen können; so betrachtete man es als ein wahres Wunder und eine untrügliche Vorbedeutung künftiger glänzender Erfolge. Der Muth des Heeres ward dadurch ungemein erhöhet, so daß Carls Soldaten in allen den kleinen, bald darauf mit Lothars an der Seine stehenden Schaaren vorfallenden Gefechten stets die Oberhand behielten.

Schmach wo möglich zu tilgen. In kurzer Zeit sah Ludwig sich wieder an der Spitze eines zahlreichen Heeres. In angestrengten Märschen eilte er nach dem Rhein, fand aber den Strom durch ein bedeutendes Armeekorps unter dem Oberbefehl des Grafen Adelbert besetzt. Ludwig brannte vor Begierde, seinem ärgsten und gefährlichsten Feinde eine entscheidende Schlacht zu liefern, und Adelbert war unbesonnen genug, sich in ein Treffen einzulassen. Ludwig erfocht einen ungemein blutigen, aber vollständigen Sieg. Adelbert selbst blieb in dem Treffen, sein ganzes Heer ward vernichtet. Diese verlorne Schlacht hatte für Lothar die verderblichsten Folgen, und Adelberts Tod war für ihn ein Unglück ohne Remedur.

11. Carl befand sich noch in Attigny, oder nicht weit davon, als Ludwigs Abgeordnete mit dem Antrag eines gegenseitigen Trutz- und Schutzbündnisses bei ihm ankamen. Dies Ereigniß war zwar für das ganze Heer nicht minder erfreulich, als für Carl selbst. Aber in einer zahlreichen Versammlung von Carls sämmtlichen Vasallen und Getreuen waren dennoch über das, was jetzt zu thun sey, die Meinungen getheilt. Einige wollten, daß man vor allem erst die Verstärkung, welche die Kaiserin Juta zuführe, an sich ziehen, mithin ihr eiligst entgegen rücken müsse. Andere, und zwar die mehrsten behaupteten, die Ehre des Heeres erfodere, daß Carl entweder seinen Bruder hier erwarte, oder ihm entgegen marschire. Jede andere Bewegung, sagten sie, würden die Feinde als eine Flucht betrachten, die Nachricht davon überall verbreiten, Carls Anhänger im Lande dadurch kleinmüthig machen, und die ohnehin schon schwankenden Gemüther wieder zu Lothars Partei hinüber-

ziehen. Zum Glücke behielt die Meinung der Ersten am Ende doch die Oberhand. Carl brach mit dem Heere auf, und zög nach Chalons. Wirklich trafen hier schon nach wenigen Tagen die aquitanischen Verstärkungstruppen unter Judith ein, und bald darauf auch wieder neue Boten aus Deutschland, mit der frohen Nachricht von Ludwigs über Adelbert bei Worms erfochtenem Siege. Diese frohe Botschaft ließ Carl sogleich in dem Lager bekannt machen. Die Wirkung davon überstieg jede Erwartung. Alles jubelte und frohlockte, und voll Enthusiasmus begehrte einstimmig das ganze Heer, unverzüglich Ludwigs siegreichen Schaaren entgegen zu rücken, und zum gemeinschaftlichen Kampfe sich mit ihnen zu vereinigen. Carl zögerte nicht, den Wunsch seines Heeres zu erfüllen. Boten eilten ihm voraus, welche dem Ludwig die Annäherung seines Bruders meldeten. Die Deutschen beschleunigten jetzt ebenfalls ihren Marsch und die Vereinigung beider Heere kam glücklich zu Stande. Das durch Lothar jetzt vorsätzlich ausgesprengte Gerücht von der Flucht seines Bruders hob zwar wieder den, seit der verlornen Schlacht bei Worms ziemlich gesunkenen Muth seiner Parthei; auch rückte er, unter dem Vorwand seinen Bruder zu verfolgen, demselben sogleich nach; vermochte jedoch nicht dessen Vereinigung mit den Deutschen zu verhindern. Die angestrengten weiten Märsche hatten sein Heer ungemein ermüdet, seine Reiterei beinahe ganz zu Grunde gerichtet. Lothar war demnach gezwungen, ihr einige Rasttage zu gönnen, wodurch natürlicher Weise Carl eben so viele Märsche über ihn gewann.

12. Aber nun suchte Lothar sich ebenfalls mit Pipin zu vereinigen, und dieser, der, seitdem Judith alle Truppen aus Aquitanien herausgezogen

hatte, über seine sämmtlichen Streitkräfte verfügen konnte, war auch wirklich schon im Marsch begriffen, und eilte, so viel er konnte, mit seinen aquitanischen Schaaren das Heer seines ihn schützenden Oheims zu verstärken. Lothar, der die von seinen Brüdern ihm auch jetzt gemachten Friedensvorschläge abermals verworfen hatte, trat nun, um sich Pipin zu nähern, und die Vereinigung beider Heere zu erleichtern, seinen Rückmarsch an und zog sich hinter die Seine zurück. Aber, wie es scheint, ward er von seinen Brüdern sehr lebhaft verfolgt; denn schon in der Gegend von Auxerre stießen Lothars und der Brüder combinirtes Heer auf einander. Da Pipin noch nicht angekommen war, so suchte Lothar ein entscheidendes Treffen zu vermeiden. Zwischen den beiden feindlichen Lagern war das Terrain von vielen Gebüschen, Sümpfen und Morästen durchschnitten, so daß dem angreifenden Theile der Angriff ungemein erschwert werden konnte. Ludwig und Carl schickten demnach zu Lothar, ließen ihn noch einmal um einen gerechten Frieden bitten, ihm aber auch zugleich sagen, daß, wenn er die Entscheidung ihres Streites einer Schlacht überlassen wollte, sie bereit wären, seinem Anmarsche keine Hindernisse entgegen zu setzen, alle Zugänge ihm zu öffnen, und so ohne List und Hinterhalt mit ihm zu kämpfen. Lothar gab diesmal nicht wie gewöhnlich eine blos ausweichende, sondern selbst höhnende Antwort. Seine Soldaten, sagte er, sollten ihnen seine Antwort überbringen. Indessen brach er demungeachtet sein Lager ab, und marschirte nach Fontanetum (Fontenai) *). Aber Carl und Ludwig, bei Zeiten davon unterrichtet, kamen ihm zuvor, schnitten ihm

*) Der Abbé Lebeuf behauptet, Fontanetum hieße heute zu Tage nicht Fontenay, sondern Fontenaille.

den Weg ab, und stellten ihr Heer bei Tauriacus (Türy) auf. Wie es scheint, war diese Stellung so gut gewählt, daß Lothar zu einer Schlacht konnte gezwungen werden. Um diese bis zur Ankunft Pipins zu vermeiden, suchte Lothar nun selbst wieder neue Unterhandlungen anzuknüpfen. Ludwig und Carl nämlich hatten aus ihrem Lager bei Tauriacus abermals, aber auch zum letztenmale, Gesandte mit Friedensvorschlägen an ihren Bruder abgeordnet; sie erboten sich jetzt sogar, ihm einen Theil der ihnen angewiesenen Länder, sammt ihrem ganzen Lager, nebst allem was darin wäre, nur mit Ausnahme der Pferde und Waffen, zu überlassen. Lothar stellte sich sehr geneigt, diesen Vorschlag anzunehmen; aber es war ihm keinesweges ernst; er that es blos, um noch einige Tage Zeit zu gewinnen. Der ihm bis jetzt noch nie gemachte Vorschlag, sagte er, bedürfe einer sehr reifen Ueberlegung, und dazu wäre auf etliche Tage ein Waffenstillstand durchaus nothwendig. Dieser ward nun sogleich bewilligt, nachdem vorher einige von Lothars Vasallen im Namen ihres Herrn geschworen hatten, daß dieser keine andere Absicht dabei habe, als blos um ruhig überlegen zu können, was Gerechtigkeit, das Wohl des Reiches und das Beste der Kirche unter diesen Umständen erfoderten. Die leichtgläubigen Brüder, auf Lothars Wort und Schwur trauend, blieben nun ruhig in ihrem Lager, und ließen dem Feinde die nöthige Zeit, Pipins Ankunft mit dem aquitanischen Heere ganz bequem abzuwarten. Dieses traf nun wirklich sehr bald nach geschlossenem Waffenstillstand ein. Aber jetzt legte auch Lothar sogleich die Maske ab. Er ordnete einige seiner Getreuen an seine Brüder ab, und ließ ihnen sagen, daß, da ihm, wie sie wohl wüßten, die Kaiserwürde mit der vollen Gewalt eines Kaisers sey übertragen worden, sie nun selbst erwägen möchten, wie die Ver-

hältnisse zwischen ihm und ihnen müßten geordnet werden, um allen Pflichten seines hohen Berufes entsprechen zu können. Ludwig und Carl, die vielleicht den wahren Sinn dieser Worte nicht gleich recht zu deuten wußten, fragten hierauf die Gesandten, was denn ihr Bruder eigentlich auf ihre letzten Anträge, wozu man ihm eine so lange Bedenkzeit gelassen, erklärt habe. Die Gesandten erwiederten, daß hievon nicht das Mindeste in ihren Instruktionen enthalten sey. Im höchsten Grade aufgebracht, sich abermals von Lothar getäuscht zu sehen, und nun endlich einmal einsehend, daß nur das Schwert ihren Streit entscheiden könne, ließen sie dem Lothar sagen, sie würden Morgen am Sonntage, den fünf und zwanzigsten des Monates Junius (841), mit ihrem Heere ausrücken, und in der zweiten Stunde ihn und sein Heer erwarten, um in einer offenen Feldschlacht ihren Streit einem Gottesurtheil zu unterwerfen. Lothar ließ ihnen sagen, sie könnten und mögten nur thun, was sie für das Beste hielten.

13. Auf beiden Seiten rüstete man sich also jetzt zur Schlacht. Um sich des Beistandes des Herrn der Heerschaaren zu versichern, hatten schon Ludwig und Carl, sobald sie bei Auxerre den Feind zu Gesicht bekommen, in ihrem Lager öffentliches Gebet und einen Fasttag verordnet. Das ganze Heer war voll Muth und fester Zuversicht des Sieges, besonders waren es Carl und seine Gefährten, die, weil sie jetzt alles zu gewinnen oder alles zu verlieren hatten, als wahre Eingeweihte des Todes und des Schicksals das Schlachtfeld betraten. Auf einer Anhöhe, der Lerchenberg genannt, stellten mit Anbruch des Tages die beiden Könige ihr Heer in Schlachtordnung. Lothar erschien ebenfalls um die bestimmte Stunde, und sobald er seine Massen in

der Ebene entwickelt hatte, kamen auch die Brüder von ihrer Anhöhe herab. Der rechte Flügel des verbündeten Heeres, der sich bis an das Dorf Bretes (Bretignelle) ausdehnte, ward von Ludwig dem Deutschen geführt; von Carl das Centrum, das einen Ort, Namens Fagit (Le Fai), im Rücken hatte, und der linke an das Dorf Solennat (Soulenne) sich anlehnende Flügel stand unter dem Oberbefehl des Grafen Adelhard und des tapfern und bescheidenen Nithard *), bekanntlich eines Enkels Karls des Großen. Die blutigste und mörderischste Schlacht seit Anbeginn der Monarchie nahm jetzt ihren Anfang. Mit einer zur Wuth gewordenen Erbitterung stürzten beide Heere auf einander. Man focht jetzt nicht um die Ehre des Sieges, sondern blos um die wildesten und verderblichsten Leidenschaften zu befriedigen. Lothar und Ludwig hatten beide einander gesucht. Am furchtbarsten war daher auch das Gewühl der Schlacht auf dem Punkte, wo die feindlichen Brüder zusammentrafen. Ebenso hatte auch Carl gehofft, auf seinen persönlichen Feind, den Pipin, in dem Treffen zu stoßen, daher auch den Oberbefehl über das Centrum übernommen. Aber die Heeresabtheilung, gegen welche er zu kämpfen hatte, stand blos unter dem Oberbefehl eines Unterfeldherrn des Lothars. Indessen war auch hier der Kampf nicht minder hitzig und mörderisch, so wie ebenfalls auf dem linken Flügel, der von dem jungen Pipin war angegriffen worden. Lange ward mit gleichem Erfolge gefochten, und gleich schrecklich wüthete der Tod in den Reihen beider Heere. Erst um die Mittagsstunde gelang es Carln, Lothars Centrum zurückzudrängen, und

*) Derselbe, der auch die Geschichte dieses Krieges geschrieben hat, bei weitem die vollständigste, wenn auch nicht gerade unpartheiischste Geschichte, die wir von diesem unseligen Bruderzwist besitzen.

endlich völlig in die Flucht zu schlagen. Aus dem Mittelpunkt des verbündeten Heeres verbreitete sich der Sieg jetzt auch bald nach den beiden Flügeln. Obschon Lothars Centrum geschlagen war, setzte er doch mit seinem Flügel den Kampf noch fort. Aber den Seinigen fing der Muth an zu sinken, und nun war er besonnen genug, zum Rückzuge blasen zu lassen. Nur Pipin allein wollte durchaus nicht weichen, entweder sterben oder das väterliche Erbe sich heute erkämpfen. Der junge Held that Wunder der Tapferkeit, stürzte sich mitten unter die dichtesten feindlichen Haufen, focht mit dem Muthe eines Löwen, mußte aber am Ende dennoch dem Glücke der Verbündeten weichen, und das Schlachtfeld den Siegern überlassen. Lothar war völlig geschlagen, und in wilder Unordnung, einer Flucht ähnlich, zog sich dessen ganzes Heer zurück *).

*) Die Geschichte Nithards ist, wie so eben gesagt worden, unstreitig noch die beste, weil vollständigste. Aber demungeachtet wird man gestehen müssen, daß er bei seinen Kriegsberichten sich weder die Commentare des Cäsars, und noch weit weniger den Polybius zum Muster wählte. Wollte man aus dem, was man mit aller möglichen Combinationskraft aus Nithards Erzählung herauszunehmen im Stande ist, sich allenfalls ein Bild von diesem Kriege machen; so müßte man ihn, wenn er nicht so blutig und schrecklich verheerend gewesen wäre, eine große, die Nachwelt belustigende militärische Farce nennen. Gleich fahrenden Rittern ziehen die drei Brüder, besonders Ludwig und Carl, ohne Plan und Compaß im Lande umher, gehen auf Abentheuer aus, und sind, so bald sie eines zu finden glauben, auch sogleich es zu bestehen bereit. Eine Feldschlacht ist für sie ein ritterlicher Zweikampf; und so wie bei diesem die Waffenherolde dafür sorgen müssen, daß unter den beiden Kämpfenden Terrain, Wind und Sonne gleich seyen; eben so wollten sie es auch mit einer Schlacht gehalten wissen. An Benutzung irgend eines einen Vortheil darbietenden Terraingegenstandes darf

14. Die Blüthe der fränkischen Nation war in dieser mörderischen Schlacht gefallen, und die Zahl der Todten so ungeheuer, daß selbst Nithard davor erschrack, sie in seiner Geschichte verschweigen zu müssen glaubte, und gleichsam über alle die zahllosen Erschlagenen ein dichtes Bahrtuch hinwerfend, nur im Allgemeinen von ungeheuerem Verlust und furchtbarer Niederlage spricht. Der italienische Geschichtschreiber Agnellus, der von allem sehr gut unterrichtet seyn konnte, gibt den Verlust blos an Todten in dem Heere des Lothars auf 40,000 Mann an. Da beide Heere sich einen vollen halben Tag

gar nicht gedacht werden; eben so wenig auch an die einfachsten taktischen Evolutionen, und noch viel weniger an vorhergehende, den Gewinn einer Schlacht herbeiführende, oder wenigstens erleichternde strategische Bewegungen. Alles dies war List und Arglist, die nach den Gesetzen des Zweikampfes bei einem Gottesgerichte, also auch jetzt bei einer Schlacht, durchaus nicht statt haben durften. Nur Stärke der Faust und persönliche Tapferkeit sollten einzig und allein entscheiden. Will man hierin etwas Edles, Ritterliches finden; so bedenke man, daß in einer solchen ritterlichen Schlacht wenigstens fünfmal mehr Menschen hingewürgt werden, als in irgend einem auch noch so entscheidenden, aber mit einiger militärischen Intelligenz vorbereiteten, geordneten und geleiteten Haupttreffen. Unmerkwürdig ist jedoch diese Art Krieg zu führen nicht; sie liefert immer einen interessanten Beitrag zur Charakteristik jener Zeit. Aber auch welch ein Unterschied zwischen dieser Art und den Feldzügen Carls des Großen, ja sogar Chlodewigs I., des Eroberers von Gallien! Ueber den Grabhügel des großen Carls waren noch nicht zwei Generationen dahin geschwunden; und schon würde der gekrönte Held, wäre er auf einige Augenblicke aus der Kaisergruft in Aachen wieder hervorgetreten, seine Franken nicht mehr gekannt, unter ihnen keine Feldherren mehr zu wählen gewußt, und auch keine Alcuins, Angelberts, Eginhards rc. mehr um sich zu versammeln vermocht haben.

mit gleicher Tapferkeit und gleicher Erbitterung schlugen, auch die Sieger die Besiegten nicht verfolgten; so dürfte man wohl annehmen, daß auch auf Seite der Verbündeten der Verlust nicht viel geringer gewesen sey; und spätere Geschichtschreiber möchten sich daher nicht sehr geirrt haben, wenn sie den beiderseitigen Verlust an Todten auf hundert tausend Mann angaben, und dabei bemerkten, die Kraft der fränkischen Nation sey von dieser Zeit an so gebrochen und geschwächt gewesen, daß sie fortan weder den Barbaren des Nordens, noch jenen des Ostens bei ihren Einfällen in das Reich mehr Widerstand zu leisten vermocht hätten *).

15. Bei dem Heere des Lotharius befand sich am Tage der Schlacht auch der Erzbischof Georg von Ravenna. Pabst Gregor nämlich hatte, wie es dem gemeinschaftlichen Vater der Christenheit geziemt, Legaten nach Frankreich gesandt, um wo möglich die feindlichen Brüder mit einander auszusöhnen, und deren Völkern wie der Kirche einen dauerhaften Frieden zu erwirken. Unter dieser Gesandtschaft befand sich nun auch Georg, aber nicht von dem Pabste dazu gewählt, sondern von Lothar,

*) Daß die ganze Kraft eines Reiches, das sich von dem baltischen Meer bis nächst an die Meerenge von Sizilien, und von dem karpatischen Gebirge bis an den Ebro erstreckte, durch den Verlust von hundert Tausend Menschen so gänzlich gelähmt und gebrochen worden seyn sollte, ist schwer zu begreifen, und daher auch nicht minder schwer zu glauben. Wahrscheinlich wollten jene Geschichtschreiber alle frühern, den schnellen und gänzlichen Verfall des fränkischen Reiches vorbereitenden und beschleunigenden Ereignisse an diese mörderische Schlacht anknüpfen, und unter ihr, wie unter einer Totalvorstellung, alles Unheil zusammenfassen, das der unter Ludwig dem Frommen begonnene und nun schon so lange dauernde Familienzwist über die Nation und das Reich herbeigeführt hatte.

zu Folge eines geheimen von Georg erhaltenen Schreibens, ausdrücklich dazu begehrt. Um Lothar nicht zu reitzen, mußte leider der Pabst einwilligen. Georgs Absichten dabei waren von der schlechtesten Art. Durch reiche Geschenke wollte er seine völlige Unabhängigkeit von dem päbstlichen Stuhle erkaufen. Zu diesem Zwecke beraubte er die Kirche von Ravenna ihres ganzen Schatzes, nahm alle goldene und silberne Gefäße, goldene Kronen, Kelche und Patenen, ja sogar alle edeln Steine von den Kreuzen mit, dabei noch eine Menge baaren Geldes, und endlich auch die Freiheitsbriefe, welche einige seiner Vorfahren, gleichen Gelichters wie er, von zwei tollen byzantinischen Kaisern zu erschleichen gewußt hatten; kurz, Georg nahm alles mit, nur nicht den Segen des Pabstes, der den Schalk im Bischofsgewand längst schon kannte. Mit einem zahlreichen Gefolge machte sich nun Georg in Begleitung der drei übrigen päbstlichen Gesandten auf den Weg, fand aber, als er in Lothars Lager ankam, nicht die Aufnahme, die er erwartet hatte. Lothar, der keinen Frieden wollte, erlaubte weder ihm, noch den drei andern päbstlichen Gesandten, sich in das Lager seiner Brüder zu begeben, ließ im Gegentheil sie sämmtlich gleich Gefangenen bewachen. Als die Schlacht für Lothar verloren war, hatten die drei päbstlichen Legaten das Glück, mit allem, was sie mitgebracht hatten, nach Auxerre zu entfliehen, von wo aus sie dann ganz anständig nach Italien zurückkehrten. Aber Georg fiel Carls und Ludwigs Soldaten in die Hände; alle seine mitgebrachten Schätze wurden eine Beute der Krieger, seine Freiheitsbriefe zerrissen und mit Füßen getreten. Er selbst ward auf mannichfaltige Weise mißhandelt, und nachdem man ihm seinen Priesterrock ausgezogen hatte, vor die beiden Könige gebracht. Diese fuhren ihn mit harten Worten an,

und standen schon im Begriffe, ihn in irgend einen Winkel Panoniens auf immer zu verbannen, würden es auch ganz gewiß gethan haben, hätte nicht die Kaiserin Judith sich des Gedemüthigten erbarmt, und von ihren Söhnen ihm Verzeihung erfleht. Indessen ward er doch noch drei Tage in gefänglicher Haft gehalten. Als man ihn auf Jutas Fürbitte wieder frei ließ, ward er abermals dem König Carl vorgestellt, der ihm noch einmal einen sehr scharfen Verweis gab, jedoch ihm das, was von den Effecten wie von dem Gelde, das die Soldaten ihm abgenommen, sich noch vorfinde, wieder zurückzugeben befahl. Natürlicher Weise fand sich von allem diesem jetzt beinahe nichts mehr vor, und das wenige, was er erhielt, war kaum hinreichend, daß er, der mit so stolzen, weit aussehenden Planen, und einem so zahlreichen und glänzenden Gefolge nach Frankreich gekommen war, nun ganz allein und höchst ärmlich wieder nach Italien zurückkehren konnte. Was die vielen Geistlichen und übrigen Officianten und Diener betraf, die Georg mitgebracht hatte, und die ebenfalls von den Soldaten waren rein ausgeplündert worden, so wurden diese völlig ihrem eigenen Schicksale überlassen, und da Georg jetzt selbst nichts mehr hatte, mithin ihnen auch nichts geben konnte; so mußten sie sämmtlich zu Fuße, in Lumpen gekleidet und ihr Brod vor den Häusern bettelnd, nach Ravenna zurückwandern.— Des heiligen Vaters aufrichtiges Streben, unter christlichen Völkern wieder Friede und Einigkeit zurückzuführen, verdient gewiß auch hier das größte Lob. Seine väterlichen Absichten wurden zwar nicht erreicht; aber wie wenig war es auch zu erwarten, daß sie erreicht werden würden, da ja ein stolzer, habsüchtiger, selbst gegen den heiligen Stuhl sich empörender Priester unmöglich ein Werkzeug dazu in den Händen der Vorsehung seyn konnte.

XVII

1. Ludwig und Carl hatten zwar jetzt einen vollständigen Sieg erfochten, wußten aber durchaus nicht denselben zu benutzen. Ehre macht es ihrem christlichen Sinne, daß der Schauplatz ihres Sieges für sie dennoch ein Schauplatz des Entsetzens blieb. Ihr erstes Geschäft war also, alle Todten ehrenvoll zu begraben, und für die Pflege der Verwundeten, ohne einen Unterschied zwischen Freunden und Feinden zu machen, mit wahrhaft christlicher Nächstenliebe zu sorgen. Als sie dieser frommen Pflicht Genüge geleistet hatten, ward eine zahlreiche Versammlung aller Vasallen und Getreuen im Lager zusammenberufen, um sich zu berathen, was jetzt ferner noch zu thun sey. Leider blieb selbst nach langer Berathung dennoch diese Frage unaufgelößt. Da aber die Könige wie das ganze Heer sich vollkommen überzeugt glaubten, daß durch die gewonnene Schlacht Gott sein Urtheil über die Gerechtigkeit ihrer Sache deutlich ausgesprochen habe; so ward nun beschlossen, die Lösung jener Frage ganz allein den Bischöfen zu überlassen. Natürlich sprachen diese jetzt, wie jeder blos aus Bischöfen zusammengesetzter Kriegsrath stets sehr weislich sprechen wird. Sie sagten nämlich, daß, obgleich vermöge dem gefällten Gottesurtheil über der Gerechtigkeit der Sache der beiden Brüder kein Zweifel mehr schwebe, dennoch ein jeder in dem Heere während des Feldzuges manche Sünde begangen haben möchte (eine nicht zu bezweifelnde Wahrheit), daher auch nun vor allem die Anordnung eines dreitägigen mit Gebet verbundenen Fastens nöthig sey. In liebenswürdiger, weil frommer Einfalt fügten sich die Könige und das Heer diesem Ausspruch. Als aber diese drei Tage mit Fasten und hierauf noch einige andere Tage mit nutzlosen Berathungen vorüber gegangen waren; dann zeigte es sich, daß

jetzt gar nichts mehr zu thun sey. Lothar hatte indessen sein zerstreutes Heer wieder gesammelt, dessen gesunkenen Muth auf das Neue belebt, und sich so tief in das Innere von Frankreich zurückgezogen, daß er in gänzlicher Sicherheit und bei völliger Ruhe des Geistes auf Eröffnung neuer Hülfsquellen sinnen konnte. Vorläufig sprengte er im ganzen Lande das Gerücht aus, Carl sey in dem Treffen geblieben, und Ludwig auf der Flucht begriffen. Dieses, obgleich falsche Gerücht fand jetzt überall um so mehr Glauben, da das siegende Heer der Brüder weder Hand noch Fuß bewegte, und gleichsam mit den Erschlagenen sich ebenfalls zu Grabe getragen hatte. Die Folge davon war, daß mehrere neustrische Herren zu Lothar übergingen und dessen Schaaren mit ihren Leuten verstärkten. Um das verbündete Heer zu trennen, kamen Lothar und Pipin mit einander überein, ihre Streitkräfte zu theilen. Letzterer sollte mit seinem Heerhaufen nach Aquitanien marschiren, um dieses jetzt von Carls Truppen entblößte Land sich völlig zu unterwerfen. Lothar aber sollte an den Rhein ziehen, um Ludwigs deutsche Länder, ja selbst Bayern, zu bedrohen. Diese Maßregel hatte den erwünschten Erfolg. Auch die beiden Brüder glaubten jetzt unverständiger Weise, sich trennen zu müssen, gaben sich aber gegenseitig das Versprechen, so bald als möglich in der Stadt Langres wieder persönlich zusammen zu treffen.

2. Ludwig ging also wieder nach dem Rhein zurück, und Carl zog nach Aquitanien. Da aber sein Heer weit schwächer als jenes seines Bruders Ludwig war; so mußte er jetzt, nachdem er sich von demselben getrennt hatte, darauf bedacht seyn, seine Armee unter Weges durch neue französische Truppen zu verstärken. Zu diesem Ende schickte er den Gra-

sen Adelhard nebst noch einigen andern Abgeordneten in das Land diesseits der Loire voraus, alle großen und kleinen Vasallen aufzufodern, sich jetzt sämmtlich und ungesäumt für ihren rechtmäßigen Herrn, den König Carl, zu erklären. Adelhard berief sie nach Chiersi. Aber getäuscht durch die ausgesprengte lügenhafte Nachricht von Carls Tod, kam beinahe niemand dahin, und die Wenigen, welche nach und nach ankamen, voll Mißtrauen in Alles, was die Abgeordneten ihnen sagen mochten, erklärten, daß, wenn Carl selbst gekommen wäre, sie keinen Anstand genommen haben würden, ihm als ihrem Herrn und Könige Heeresfolge zu leisten. Adelhard und seine Gefährten wurden jetzt dringender, und am Ende so ungestüm, daß man sich ihrer Personen mit Gewalt bemächtigen wollte. Von der ihnen bevorstehenden Gefahr jedoch bei Zeiten unterrichtet, gelang es ihnen durch schleunige Flucht der Gefangenschaft zu entgehen. Sie flohen nach Paris und schickten Boten über Boten an Carln, ihn inständigst bittend, eilend herbeizukommen, wenn nicht alles Land nördlich der Loire für ihn verloren gehen sollte. Carl mußte also für jetzt Aquitanien aufgeben, ging nach Paris und durchzog nun das ganze Land diesseits der Loire in der Kreuz und der Quer, überall gleichsam bettelnd um den Beistand seiner Vasallen, alles verheißend und versprechend, was er hatte, oder auch nicht hatte, und erst in der Zukunft zu erhalten hoffte. Aber die Schwäche des Heeres, mit dem er herumzog, flößte wenig Zutrauen ein. Man zweifelte an der Möglichkeit, daß er je das Versprochene würde erfüllen können. Allen Versprechungen Carls setzte man also ebenfalls leere Versprechungen entgegen; und welcher Vasall die von ihm begehrte Hülfe nicht geradezu verweigerte, verschob sie doch stets aus allerlei Gründen auf eine andere gelegenere Zeit. Carl

befand sich jetzt in der äußersten Verlegenheit. Nun reuete es ihn, sich von seinem Bruder getrennt zu haben, und seine ganze Hoffnung beruhete auf einer baldigen Wiedervereinigung mit demselben. Aber gerade in dieser äußerst bedrängten und eingeengten Lage erhielt er aus Deutschland die traurige Nachricht, daß Ludwig, weil in seinem eigenen Lande von Lothar bedrohet, unmöglich zu der unter ihnen verabredeten Zusammenkunft nach Langres kommen könne.

3. Seinem Plane getreu, war Lothar mit seinem Heere nach Aachen, dem Sitz des bisherigen Kaiserreiches, gegangen, aber ohne sich dort lange zu verweilen, zu den Sachsen geeilet. Um diese kriegerische Nation an sein Interesse zu fesseln, hatte er versprochen, ihr ihre alten Rechte, Gesetze und Freiheiten wieder zurückzugeben, alle sie beschränkenden Verordnungen und Einrichtungen Carls des Großen aufzuheben, und allen Sachsen zu *gestatten*, fortan nach Weise ihrer Vorfahren, das heißt, in ächt heidnischer Wildheit zu leben. Der größere Theil der Nation, besonders die Edeln im Lande, ließen sich jedoch nicht so leicht bethören. Aber desto besser gelang es ihm, das gemeine Volk, die kleinen Freien, Hörigen, Latten rc. zu verführen. Diese fielen haufenweise von dem Christenthum ab, jagten Gutsbesitzer, Beamten und Priester aus dem Lande, verübten Gräuel jeder Art, und schlugen sich in ganzen Schaaren zu dem Heere des Lothars. Durch diese wilden Haufen verstärkt, ging er wieder an den Rhein, und nun hätte man sagen mögen, daß bei Fontenay nicht das verbündete Heer, sondern Lothar Sieger gewesen wäre. Aus seiner bisherigen Defensive ging er jetzt plötzlich in eine Offensive wieder über, zog mit seinem Heere nach Worms, setzte bei dieser Stadt über den Fluß, und wollte,

nachdem er Allemannien, wo er mehrere geheime Anhänger hatte, seinem Bruder würde entrissen haben, denselben sogar in dem Herzen von Bayern angreifen. Nun sah auch Ludwig sich von allen Seiten bedrohet. Am Rhein lagerte Lothar mit einem zahlreichen Heere, bereit in Allemannien und Bayern einzubrechen. Die Hälfte von Sachsen stand in vollen Flammen des Aufruhrs, und die Furcht, daß dieser sich vielleicht nun auch bald über Thüringen und ganz Franken verbreiten könnte, war nichts weniger als ungegründet; denn von Lothars Ränken hatte er ungleich mehr als von dessen Waffen zu fürchten.

4. Aus dieser äußerst mißlichen Stellung rettete ihn jetzt ganz unvermuthet sein Bruder Carl. Als dieser von der gefahrvollen Lage Ludwigs Kunde erhielt, wendete er alles mögliche an, um seine Schaaren in Eile zu verstärken. Er verschenkte Lehen und Domänen, Abteien und Pfründen, versprach und drohete, liebkosete und schreckte, und seiner Thätigkeit und ungemeinen Anstrengung gelang es nun wirklich in kurzer Zeit, ein bedeutendes Heer wieder unter seinen Fahnen zu sammeln. Mit diesem zog Carl nach einem meisterhaft berechneten Plan sich links gegen Belgiens Grenzen, brach in dieses Land ein, fand dort neue Hülfsmittel an Geld und Soldaten, näherte sich hierauf dem Rhein, bedrohete einer Seits Aachen, den Hauptsitz des Reiches, und erregte bei Lothar die noch viel größere Besorgniß, durch seinen Bruder Carl von dem zwischen dem Rhein, der Maas und Mosel gelegenen Theil Frankreichs, wo er seine meisten Hülfsquellen und Anhänger hatte, völlig abgeschnitten zu werden *). Diese Diversion war für Lothar um so un-

*) War dieß nicht reiner Zufall, so läßt dieser Marsch Carls, wodurch er den Feind von der Hauptbasis sei-

erwarteter, da er Carln in Aquitanien beschäftigt und von Pipin dort aufgehalten glaubte. Seinen Entwurf auf Allemannien und Bayern mußte er also jetzt aufgeben, und unverzüglich Carl entgegen rücken. Aber so wie er sich ihm näherte, zog dieser sich immer weiter zurück, und nahm endlich bei Paris hinter der Seine eine Stellung, die er durch allerlei Schanzwerke, so gut er es vermochte, zu verstärken suchte. Da aber Carl an Streitkräften seinem Bruder Lothar immer noch sehr weit nachstand, auch Nachricht erhalten hatte, daß Pipin wieder aus Aquitanien heranrücke, mithin nicht ohne Grund sich für verloren hielt, wenn Lothar über die Seine gehen sollte, so ordnete er wieder Gesandten mit neuen Friedensvorschlägen an ihn ab. Aber Lothar war jetzt weniger als je zum Frieden geneigt; denn wie die Sachen in diesem Augenblicke standen, war für Lothar das Spiel so gut wie gewonnen. Er verwarf also alle Anträge, und traf die nöthigen Vorbereitungen, mit seinem Heere über den Fluß zu gehen. Aber dieser trat in der Nacht plötzlich aus seinen Ufern, und schwoll so furchtbar an, daß er die ganze Umgegend überschwemmte, alle Furthen unbrauchbar und jeden Uebergang über den Strom unmöglich machte. Carls Heer betrachtete dieses als ein Wunder, und wirklich hatte es auch blos diesem unerwarteten Ereigniß seine Rettung zu danken. Ziemlich unentschlossen zog Lothar nun die Seine hin-

---

ner Operationen abzuschneiden drohete, auf einmal wieder und höchst unerwartet auf richtige Kriegskunde schließen. Vielleicht schrieb Nithard seine Geschichte nur für die Gelehrten seiner Zeit, die ausschließlich blos in dem geistlichen Stande zu finden waren, und für die freilich eine nähere Entwickelung der verschiedenen Märsche, Positionen, Uebergänge über Flüsse und dergleichen mehr, eine höchst überflüssige Sache hätte seyn müssen.

auf, und ging weit oberhalb Paris über den Fluß, in der Absicht, dem heranmarschirenden Pipin entgegen zu gehen und um so früher sich mit ihm zu vereinigen. Aber das Gewässer hatte sich indessen verlaufen. Carl benutzte diesen Augenblick, verließ seine bisherige Stellung, ging mit dem Heere über die Seine zurück, und suchte in Eilmärschen sich wieder dem Rhein zu nähern, und dann, was längst schon sein sehnlichster Wunsch war, sein Heer mit jenem seines Bruders Ludwig zu vereinigen. Offenbar hatte hier Lothar einen sehr großen Fehler begangen. Er mußte um jeden Preis die Vereinigung der beiden Heere Carls und Ludwigs verhindern, und demnach den Erstern auch nicht eine Stunde aus dem Auge lassen. Da er an Zahl demselben weit überlegen war, so konnte ja ein von dem Hauptheere detaschirtes, ziemlich bedeutendes Corps oberhalb Paris über den Fluß gehen, und die Vereinigung mit Pipin beschleunigen. Von zwei Seiten bedrohet und angegriffen, würde Carl sich auf das Neue wieder in einer nicht minder verzweifelten Lage befunden haben. Wahrscheinlich sah Lothar sehr bald den gethanen Mißgriff ein, denn zum erstenmale ließ er sich jetzt so weit herab, daß er ebenfalls Abgeordnete mit Friedensanträgen seinem Bruder sandte. Zur ersten und unerläßlichen Bedingung machte er jedoch, daß Carl sein Bündniß mit Ludwig aufgeben sollte, wogegen er versprach, auch seiner Seits alle Gemeinschaft mit Pipin aufzuheben, und diesen ohne fernere Unterstützung seinem Schicksale zu überlassen. Mit edelm Unwillen verwarf Carl diesen schändlichen Antrag, und setzte nun unaufhaltsam seinen Marsch an den Rhein fort.

5. Seit dem Austritt der Seine aus ihren Ufern und dem daher verfehlten Uebergang über den Fluß, scheint Lothar Kopf und Besinnung verloren

zu haben Des unverzeihlichen Fehlers, Carls Heer sich ent wischen zu lassen, haben wir schon erwähnt; und ni cht minder verkehrt war nun auch alles Uebrige, was er that. Mit jedem Pulsschlage änderten sich seine Entwürfe, daher jetzt auch durchaus nichts zweckmäßiges mehr geschah. Zu Sens bewirkte er zwar seine Vereinigung mit Pipin; zog aber dann einige Zeit ganz planlos an dem südlichen Ufer der Loire herum, ging hierauf nach Bretagne, und verlor auch da wieder eine kostbare Zeit in fruchtlosen Unterhandlungen, um den Herzog des Landes zu einer neuen Empörung gegen Carl zu bereden. Der thätige, feurige und des Krieges nicht unkundige Pipin verlor darüber endlich alle Geduld, verließ den faselnden Oheim und kehrte mit seinem Heere nach Aquitanien zurück.

6. Während Carl gegen den Rhein zog, ging auch Ludwig wieder in Bayern vor. An der Spitze eines zahlreichen Heeres zog er seinem Bruder Carl entgegen. Auf der linken Seite des Rheins hatte jedoch Lothar einige Schaaren zurückgelassen, die, verstärkt durch die Dienstmannen des Erzbischofes von Mainz und noch einiger andern Anhänger des Lothar, dem bayerschen Heere den Uebergang verwehren sollten. Ludwig ging also den Rhein aufwärts; aber allen seinen Bewegungen folgte stets der auf dem jenseitigen Ufer stehende Feind. Erst als Carl mit seinem Heere näher heranrückte, verließen Lothars Schaaren sämmtlich ihren Posten, und zerstreuten sich in der umliegenden Gegend. Bei Zabern setzte demnach Ludwig über den Rhein, und die Vereinigung beider Heere war nun glücklich zu Stande gebracht. Carl und Ludwig, nicht wenig erfreut, nach so manchen, ihnen ganz in der Nähe drohenden Gefahren, sich wieder zu sehen, begaben sich nach Straßburg, um dort gemeinschaftlich den Plan

ihrer fernern Operationen zu entwerfen. Aber dem sinnigen Leser wird es schwerlich entgehen, daß die Sachen jetzt gerade eben so standen, wie sie, Dank sey es dem aus Bischöfen zusammengesetzten Kriegsrathe, auch vor der so mörderischen, hunderttausend Menschen hinwürgenden Schlacht bei Fontenay gestanden hatten.

7. Natürlicher Weise waren endlich die Franken, welcher Fahne sie auch folgen mochten, des Krieges, wie des verheerenden Herumziehens, von Herzen müde. Indessen sah doch jedermann ein, daß eine vollkommene Einigkeit und ein unzertrennliches Bündniß der beiden Könige Carl und Ludwig noch am sichersten und geschwindesten das Ende alles dieses Elendes herbeiführen könnte. Aber eben daher war auch der Gedanke an die Möglichkeit eines Bruches zwischen beiden Brüdern für die mehrsten äußerst beunruhigend, und jetzt um so mehr, da Lothar erst unlängst sehr verführerische, gerade darauf sich beziehende Anträge seinem Bruder Carl hatte machen lassen. Diese Stimmung des Heeres war den zwei Königen nicht entgangen. Um also ihre Getreuen zu beruhigen, und sie noch mehr für die Gerechtigkeit ihrer Sache zu entflammen, beschlossen Beide, ihre Heere ausrücken zu lassen, vor der Fronte und im Angesicht derselben ihr Bündniß auf das feierlichste zu erneuern, und dann, sie alle zu Zeugen nehmend, es laut vor Gott und allem Volke zu beschwören. Diese wahrhaft ergreifende, den kraftvollen uud edeln Charakter jener Zeit so schön darstellende Scene hatte nun wirklich am vierzehnten Februar des Jahres 842 Statt. Da jedoch bei den zwei Heeren nicht eine und dieselbe Sprache, sondern bei Carls Heere **Romanisch** *), bei Ludwigs

*) Die romanische Sprache hatte äußerst wenig mehr von der alten, schon seit fünfhundert Jahren unter-

seinem aber Deutsch gesprochen ward, so waren beide Brüder übereingekommen, daß Ludwig, damit die Franci (Franzosen) und Aquitanier ihn verstünden, in romanischer, Carl aber aus demselben Grunde in deutscher Sprache den Eid ablegen sollte. Als der Aelteste eröffnete Ludwig den feierlichen Hergang mit einer kurzen Rede, in welcher er die beiden Heere erinnerte, wie vieles er und Carl, seit dem Tode ihres Vaters, von ihrem ältesten Bruder Lothar schon erduldet, wie oft sie ihm Friedensanträge gemacht, er und seine leidenschaftlichen Rathgeber sie aber stets trotzig zurückgewiesen hätten. Nur Lothar allein wäre an dem noch fortdauernden Kriege und allem damit verbundenen Elende Schuld; denn auch jetzt noch sinne er unaufhörlich darauf, sie ihres väterlichen Erbes zu berauben. Blos nothgedrungen hätten sie Beide zu ihrem gemeinschaftlichen Heile die Waffen ergriffen, und damit wegen ihrer brüderlichen Eintracht und festen Treue bei allen ihren hier unter den Waffen versammelten Getreuen jede Besorgniß für die Zukunft aufhöre, gemeinschaftlich beschlossen, unter den Augen beider Heere ihr Bündniß zu erneuern, und durch einen feierlichen Eid zu besiegeln. Am Ende setzte Ludwig hinzu: „Wenn ich aber, was Gott verhüten wird, jemals „den Eid, den ich jetzt zu schwören im Begriffe „stehe, gegen meinen Bruder Carl verletzen sollte, „so verzichte ich auf euern Beistand, und entbinde „auf diesen Fall Jeden von Euch der mir schuldi„gen Treupflicht, so wie des Eides, den er mir als „seinem Herrn und König geschworen hat.“ — Nach-

gegangenen celtischen Sprache; mehr Aehnlichkeit findet man zwischen ihr und dem neueren französischen. Eigentlich war es blos ein ganz verdorbenes Latein, in welches bei der so häufigen und nahen Berührung der Ost- und Westfranken sich auch einige germanische oder deutsche Wörter eingemischt hatten.

dem Carl die nämliche Rede in deutscher Sprache an Ludwigs Heer gehalten hatte, schwuren beide Brüder einen gleichen Eid, ungefähr folgenden Inhalts:

„Bei der Liebe zu Gott, und unserm wie der „gesammten Christenheit Heile! Von dem heutigen „Tage an will ich, so weit mir Gott Wissen und „Kraft dazu gibt, meinem Bruder — (der Eine „sagte Carl, der andere Ludwig) — treu bleiben, „und bereit seyn, wenn er mit derselben Treue gegen „mich handelt, ihm in jeglicher Sache so behülflich „zu seyn, wie nur immer ein Mensch mit Recht „seinem Bruder treu, und ihm zu helfen bereit seyn „soll. Auch will ich mich mit Lothar in keine Un„terhandlungen einlassen, die mit meinem Wissen „meinem Bruder zum Nachtheil gereichen könnten.“ — — Als die beiden Könige geschworen hatten, schwuren auch ihre Heere folgenden Eid:

„Wenn Ludwig — (die Deutschen sagten: wenn „Carl) — den Eid hält, welchen er seinem Bruder „geschworen; mein Herr Carl — (die Deutschen „sagten wieder Ludwig) — aber den seinigen, den „er geschworen, bricht; so will ich ihm keine Hülfe „gegen seinen Bruder leisten, und Keiner soll es „thun, den ich davon abzuhalten im Stande bin*)“.

*) Da alle Bücher und Urkunden damals in lateinischer Sprache geschrieben warden; so ist die von Nithard in romanischer wie in deutscher Sprache uns aufbewahrte Eidesformel der beiden Könige und deren Heere ein kostbares, weil einziges Bruchstück aus der Volkssprache jener Völker. Wir machen es uns daher zu einem Gesetze, sie hier ebenfalls unsern Lesern mitzutheilen. Ludwigs in romanischer, und Carls in deutscher Sprache ausgesprochener Eid lautet, wie folgt:

Ludwig. „Pro Deo amur et pro christian (de ista poplo et nostro commun salvament! Dist

— — Unter lautem Jubel schwuren die beiden Heere diesen Eid. Schon vorher hatte jedes seinen König geliebt, und durch den jetzt so feierlich beschwornen Bruderbund wurden ihre Liebe und An-

---

die) (scire et posse)
di in avant, in quant Deus savir et podir
(ego istum)
me dunat, si salvara jeo cist meon fradre
(in quacunque causa)
Karle et in adjudha et in cadhuna cosa,
(sicut homo)
si cum om per dreit son fradre sal-
(debet) (eo) (alterum sic faciat)
var dist, in o quid il mi altre si fazet,
(placidum) (prehen-
et ab Ludher nul plaid nunquam prin-
dam) (mea voluntate isti)
drai, qui meon vol cist meon fradre
Karle in damno sit.

(und)
Carl. In Godes Minna ind in thes Christianes
(beiderseitige Erhaltung)
Folches ind unser bedhero Gealtnissi! Fon de-
(diesem) (fortan)
semo Dage frammordes, so fram so mi God
(Wissen und Macht)
Genuizci indi Madh furgibit, so hald ih desan
(wie man)
minan Bruodher so, so Man mit Rehtu sinan
(soll) (indem daß) (ebenso)
Bruher scal, in thin thaz er mig sosama duo.
(kein Geding nicht einge-
Ind i mit Ludheren in noheinin thing ne ge-
he) (Willen) (ihm) (zu Schaden
ganga zhe minan Willon imo ie Scadhen
werde)
werhen.

hänglichkeit noch um vieles erhöhet. Wirklich mußte auch für sie die vollkommene, unter beiden Brüdern herrschende Eintracht ein ungemein erfreulicher Anblick seyn; wenn sie z. B. sahen, daß sie alles mit einander gemeinschaftlich hatten, dieselbe Wohnung, denselben Tisch ꝛc. und Keiner Etwas besaß, das nicht auch dem Andern gehörte. — Da die Jahreszeit noch keine militärischen Operationen erlaubte, so gaben die Könige zu ihrer und des Volkes Ergötzung kriegerische Spiele, von denen uns zwar Nithard nur eine dunkle Vorstellung gibt, die aber mit Recht doch wenigstens auf einige den Heeren damals schon eingeübte taktische Bewegungen schließen lassen.

8. Ernstere Geschäfte machten jedoch bald diesen ergötzenden Spielen ein Ende. Lothar war in Aachen angekommen, und machte neue Vorbereitungen zu Fortsetzung des Krieges. Die Brüder sandten abermals an ihn Abgeordnete mit Friedensanträgen, die aber wie gewöhnlich auch jetzt wieder zurückgewiesen wurden. Ludwig und Carl eröffneten demnach den Feldzug, und nachdem Carlmann, Ludwigs Sohn, bei Mainz mit einer ansehnlichen Verstärkung zu seinem Vater gestoßen war, zogen beide Brüder den Rhein hinunter. Lothar ließ sein Herr gegen die Mosel vorrücken. Seinen Feldherrn gab er Befehl, dem Feinde durchaus nicht den Uebergang über den Fluß zu gestatten. Er selbst begab sich nach dem Schloß Siezig, einem in der Nähe gelegenen königlichen Domaingut. An allen Punkten, wo ihrer Meinung nach der Feind am wahrscheinlichsten einen Uebergang versuchen würde, stellten Lothars Feldherren ihr Heer auf. Da aber die Vertheidigung eines Flusses eine sehr schwere, und wenn nicht ganz besondere Umstände eintreten, gar nicht zu lösende Aufgabe ist; so gingen auch Ludwig

und Carl an ganz andern Punkten, als ihre Gegner es vermuthet hatten, mit ihrem Heere über den Strom. Lothar glaubte sich jetzt verrathen, und eilte von Siezig nach Aachen zurück. Man hielt dies für eine Flucht, und sogleich lößte sich sein ganzes Heer von selbst auf, und lief auseinander. Lothar war nun auch in Aachen nicht mehr sicher. In Eile packte er Alles zusammen, was er in der Kaiserburg und der Schatzkammer fand. Sogar Carls des Großen merkwürdiger silberner Tisch, auf welchem der ganze Erdkreis abgebildet war, ward nicht verschont, er ließ ihn in Stücke zerhauen, und um die, welche um seine Person waren, noch fester an sich zu fesseln, theilte er die Stücke unter ihnen aus. Bereitwillig nahmen sie sämmtlich diese wie noch andere Geschenke an, ließen aber schon am folgenden Tag ihren Herrn im Stich, und jeder ging an den Ort, den er für jetzt für sein persönliches Interesse am zweckmäßigsten fand. Nur von Wenigen begleitet, floh Lothar durch einen großen Theil von Frankreich bis nach Lyon, wo er erst, weil nunmehr Pipin von Aquitanien und auch Italien viel näher war, sich in Sicherheit glaubte. Triumphirend zogen Carl und Ludwig in Aachen ein, fanden aber des großen Carls ehrwürdige Kaiserburg völlig ausgeraubt, verödet und in dem traurigsten Zustande. Was jetzt noch ferner zu thun sey, überließen die Könige abermals der Entscheidung der Bischöfe. Eine zahlreiche Versammlung derselben ward zusammen berufen. In Gegenwart der beiden Könige hielten die versammelten Bischöfe ihre Berathung, und entschieden endlich, daß Lothar wegen seiner öftern Empörungen gegen seinen Vater, seiner ungerechten, mit so vielen Gräuelthaten verbundenen Kriege gegen seine Brüder, und endlich auch wegen seines Mangels an Fähigkeiten, wie an gutem Willen, dem Reiche mit Würde und Gerech-

tigkeit vorzustehen, der Regierung für verlustig zu achten sey, der er durch seine Flucht nun auch selbst förmlich entsagt habe. Die Bischöfe fragten hierauf die beiden Könige, ob sie nach der Manier ihres Bruders, oder nach dem Willen und den Geboten Gottes zu regieren gesonnen seyen. Natürlicher Weise versprachen Ludwig und Carl das Letztere, worauf die Bischöfe sagten: „Und wir fodern Euch „auf, ermahnen und befehlen Euch aus gött„lichem Ansehen, das Reich zu übernehmen und nach „dem Willen Gottes zu regieren. *)“ — Auf Anrathen der Bischöfe wurden nun zwölf einsichtsvolle Männer gewählt, um das Reich mit Ausnahme Italiens unter den beiden Königen zu theilen **).

9. Ludwig und Carl glaubten nun Alles beendiget. Der Letztere begab sich also jetzt nach dem

*) „Et auctoritate divina ut illud suscipiatis, et secundum Dei voluntatem illud regatis, monemus, hortamur atque *praecipimus*.

**) Wenn auch damals die Bischöfe in einem Kriegsrath, wie wir gesehen, nicht an ihrem Platze waren; so zeigten sie dafür in Staatsgeschäften nicht selten sehr große, mehr als gewöhnliche Einsichten. So z. B. machten sie hier die sehr tief und richtig gedachte Bemerkung, daß man in der Theilung nicht so genau auf Gleichheit der Theile und gleiche Fruchtbarkeit der Länder, sondern vorzüglich auf naturgemäße Grenzen und die Verwandtschaft der Nationen sehen müsse. — — Wie vieles muß nicht vorausgesetzt werden, um in so wenigen Worten so viel Gehaltvolles zu sagen. Hätte man diesen Grundsatz bei dem letzten allgemeinen Frieden beobachtet; so würde man aus Holland und Belgien nicht ein so monstruöses, sich in allen seinen Elementen selbst bekämpfendes und daher, wie es auch die Folge gezeigt, durchaus nicht haltbares Compositum gemacht haben.

uralten, ehrwürdigen, weil so große Rückerinnerungen hervorrufenden, carolingischen Stammhause Herstal, und Ludwig machte Anstalt, mit seinem Heere nach Sachsen aufzubrechen. Aber es dauerte nicht lange, so liefen auf das Neue wieder sehr beunruhigende Nachrichten von Lothar ein. Lothar, hieß es, sey keineswegs gesonnen, sich mit Italien zu begnügen. Er habe ein neues Heer um sich gesammelt, fest entschlossen, seine Rechte mit den Waffen geltend zu machen. Auf verschiedenen Wegen marschirten beide Brüder sogleich nach Burgund. Bei Verdün stießen ihre Heere zusammen, und vereint setzten sie ihren Marsch nach Chalons an der Saone fort. Aber in Meaux, nicht ferne von der so eben erwähnten Stadt, fanden sie Gesandten von ihrem ältesten Bruder, welche ihnen erklärten, Lothar sehe jetzt ein, daß er gegen Gott und seine Brüder gesündiget; Er wolle den Streit nicht länger fortdauern lassen. Wenn sie ihm also zur Behauptung der kaiserlichen Würde Etwas mehr als ein Drittheil des Reiches zugestehen wollten, so sey er zufrieden. Wollten sie aber diesen Vorschlag nicht annehmen, so möge einem Jeden bleiben, was der Vater demselben gegeben; Ihm Italien, Ludwig Bayern, Carln Aquitanien. Alles Uebrige sollte dann unter alle drei in gleiche Theile getheilt werden, und Jeder unabhängig von dem Andern das ihm zugetheilte Reich nach eigenem besten Wissen regieren, sie sämmtlich sollten jedoch gegen innere und äußere Feinde im Nothfall sich gegenseitige Hülfe leisten. Die Sache ward abermals der Entscheidung der Bischöfe überlassen. Diese, die aus eigener Erfahrung sehr wohl wußten, daß nur der Friede ernähre, der Krieg aber verzehre und zerstöre, entschieden sehr weislich, daß der Friede dem Kriege vorzuziehen sey. Lothars Vorschlag ward also angenommen. Bald darauf hatten alle drei Brüder

auf der kleinen, in der Saone gelegenen Insel Ansilla eine persönliche Zusammenkunft, wo sie den eingegangenen Frieden und künftige brüderliche Eintracht feierlich beschwuren. Man kam überein, von jeder Seite vierzig der angesehensten Männer zu ernennen, welche beauftragt werden sollten, nach Abzuge Italiens, Bayerns und Aquitaniens, den noch übrigen Rumpf des fränkischen Reiches in drei vollkommen gleiche Theile zu theilen. Wenn das Theilungsgeschäft vollbracht seyn würde, wollten sie sämmtlich gegen das Ende des Jahres in Metz wieder zusammenkommen.

10. Nach dieser genommenen Verabredung trennten sich wieder die drei Brüder. Jeder ging an den Ort, wohin sein persönliches Interesse ihn rief. Unter dem Vorwand, sich in dem Ardennerwald mit der Jagd zu belustigen, in der That aber um jene, welche er für Verräther hielt, zu bestrafen, ging Lothar nach Aachen, nahm Allen, die ihn nach dem Uebergang seiner Brüder über die Mosel verlassen hatten, ihre Lehen, jagte sie aus ihren Besitzungen, und gab diese denjenigen, die ihm treu geblieben, oder wenigstens bald nachher sich wieder um ihn gesammelt hatten. Carl eilte nach Aquitanien, um den edeln, tapfern, aber unglücklichen Pipin vollends zu unterdrücken, konnte aber für jetzt nur einige wenig bedeutende Vortheile über ihn erfechten. Aber zu einem noch ungleich schauervollern Geschäfte zog Ludwig von Rachgier entflammt nach Sachsen. Der Aufruhr war zwar schon bald nach seiner Geburt von dem weit größern und besserdenkenden Theil der Nation wieder gedämpft worden; auch fand Ludwig, als er in das unglückliche Land einrückte, nicht den mindesten Widerstand; aber demungeachtet glaubte er jetzt eine ganz ungewöhnliche Strenge zeigen zu müssen, furchtbar und abschreckend

von jedem ähnlichen Aufruhr in der Zukunft. Hundert und vierzig der wildesten Aufrührer ließ er die Köpfe abschlagen, vierzehn an Galgen aufhängen, und einer beinahe zahllosen Menge die Augen ausstechen, oder die Hände abhauen, oder auf andere Weise verstümmeln. Nach dieser wenig glorreichen aber desto blutigern Expedition kehrte Ludwig nach Bayern zurück. Aber seine, vielleicht an sich zwar gerechte, aber immer höchst unzeitige und unkluge Strenge brachte nicht die gehofften Früchte. Ein großer Theil Sachsens, empört über die grausame Behandlung seiner Landsleute, griff, sobald Ludwig das Land verlassen hätte, zu den Waffen. Weit gefährlicher und drohender als das erstemal ward die gegenwärtige Empörung. Die Aufrührer hatten ein zahlreiches Heer, waren zu einem Kampfe auf Leben und Tod vorbereitet, und fest entschlossen, jedem Verbande mit Deutschland auf immer zu entsagen. Ludwig mußte im folgenden Jahre noch einmal nach Sachsen ziehen. Aber diesmal erwarteten ihn die Aufrührer festen Fußes. Es kam also zu einer blutigen, aber auch entscheidenden Schlacht. Natürlicher Weise konnten die tapfern, jedoch im Kriege nicht geübten, dabei auch schlecht organisirten sächsischen Schaaren Ludwigs ungleich zahlreichern, des Sieges gewohnten Veteranen nicht die Spitze bieten; sie wurden umringt, und ihr ganzes Heer, viele Tausend an der Zahl, ward erbarmungslos zusammengehauen, aber dadurch auch die Ruhe, wenigstens die Ruhe des Kirchhofes, in dem Lande vollkommen wieder hergestellt.

11. Das Theilungsgeschäft, wie die diesfalls angeknüpften Unterhandlungen, durch Klagen und Gegenklagen, durch Foderungen und Gegenfoderungen nur zu oft unterbrochen, zog sich indessen in unabsehbare Länge. Die mit der Theilung beauf-

tragten Deputirten erklärten endlich, daß sie von den Ländern und Provinzen bei weitem nicht die nöthigen, hinreichenden Kenntnisse hätten, um ihrem Auftrage, wie sie sollten, vollkommen zu entsprechen. Der Waffenstillstand ward also verlängert, und um ihren Mangel an Lokalkenntnissen zu ersetzen, durchreisten nun die mit der Theilung Beauftragten das ganze Reich nach seiner Länge und Breite. Aber auch als sie von Allem, wie sie wenigstens wähnten, vollkommen genau unterrichtet zurückkamen, konnte doch nichts zu Stande gebracht werden. Von allen Seiten erhoben sich neue Schwierigkeiten, und es fehlte nur wenig, so hätte man die Verhandlungen völlig abgebrochen, und den kurzen Frieden ein abermaliger Krieg wieder aufgelößt. Aber nun traten die großen Vasallen in das Mittel, und erklärten, daß sie, wenn der Krieg wieder beginnen sollte, keinem der drei Monarchen mehr Heeresfolge leisten würden; die Provinzen seyen entvölkert, lägen öde und verwüstet, das Elend sey auf das Höchste gestiegen, und ein schleuniger Friede das dringendste Bedürfniß der Völker. Diesem Argumente, dem es freilich weder an Kraft noch Bündigkeit fehlte, wußten die Könige nichts mehr entgegen zu setzen, und so kam nun zu Verdün im August des Jahres 843 die Theilung, und mit dieser ein vollkommener, alles ausgleichender Friede zu Stande. Ludwig erhielt ganz Deutschland bis an den Rhein, und jenseits dieses Flusses noch die Städte Mainz, Worms und Speier mit ihrem Gebiete. Carl erhielt das ganze westlich der Maas, der Saone und der Rhone gelegene Gallien, mithin Neustrien, Septimanien oder Languedok, Aquitanien, einen Theil von Burgund und die spanische Mark. Lothar endlich bekam, nebst der Kaiserwürde und Italien, die Provence, einen Theil von Burgund, die Franche-Comté, und alles zwischen Rhein, Schelde, Maas, Saone

und Rhone gelegene Land. Diese schmale, aber sehr lange, von dem Mittelmeere bis zur Mündung des Rheins und der Schelde sich hinziehende Länderstrecke nannte man Lothars Theil, Lotharingia, daher später der Name Lotharingen, wovon aber das heutige Lothringen nur einen kleinen Theil ausmacht. Durch diesen zu Verdün geschlossenen Vertrag ward Deutschland ein selbstständiges Reich, das von dieser Zeit an seine eigenen Regenten in ununterbrochener Reihe zählte. — Einer der thätigsten Arbeiter an dem nun endlich einmal geschlossenen Frieden war Eudes, Graf von Orleans, mit dessen Tochter Hermentrude Carl sich gleich im Anfange der sich nachher so sehr in die Länge ziehenden Unterhandlungen vermählt hatte.

12. Zerstückt war also jetzt der Riesenkörper der fränkischen Monarchie, und Carls des Großen ehrwürdiges Staatsgebäude lag durch den Frevel seiner leichtsinnigen Enkel in Trümmern. Auf diesen erhob sich zwar nachher eine neue, nicht minder schöne und Carls erhabenem Ideal so ziemlich ähnliche Schöpfung; aber erst nach einem langen Jahrhundert gräßlicher Verwirrung und unaussprechlichen Elendes, und nachdem die Barbaren des Nordens und Ostens alle unter dem großen Carl so herrlich aufblühende geistige und bürgerliche Cultur zertreten, und das christliche Abendland um mehrere Stufen tiefer in seine frühere Barbarei und Wildheit zurückgestürzt hatten. Eine nothwendige, nie ausbleibende Folge, wenn der beschränkte menschliche Verstand dem langsamen, aber auch bedachtsamen Schritt der Zeit vorauszueilen sich erkühnt. Die nächstfolgenden Generationen müssen dann die bittern und herben Früchte erndten, die nicht eine ewig gütige und weise Vorsehung, sondern blos der Menschen Thorheit und Leidenschaften gesäet haben.



